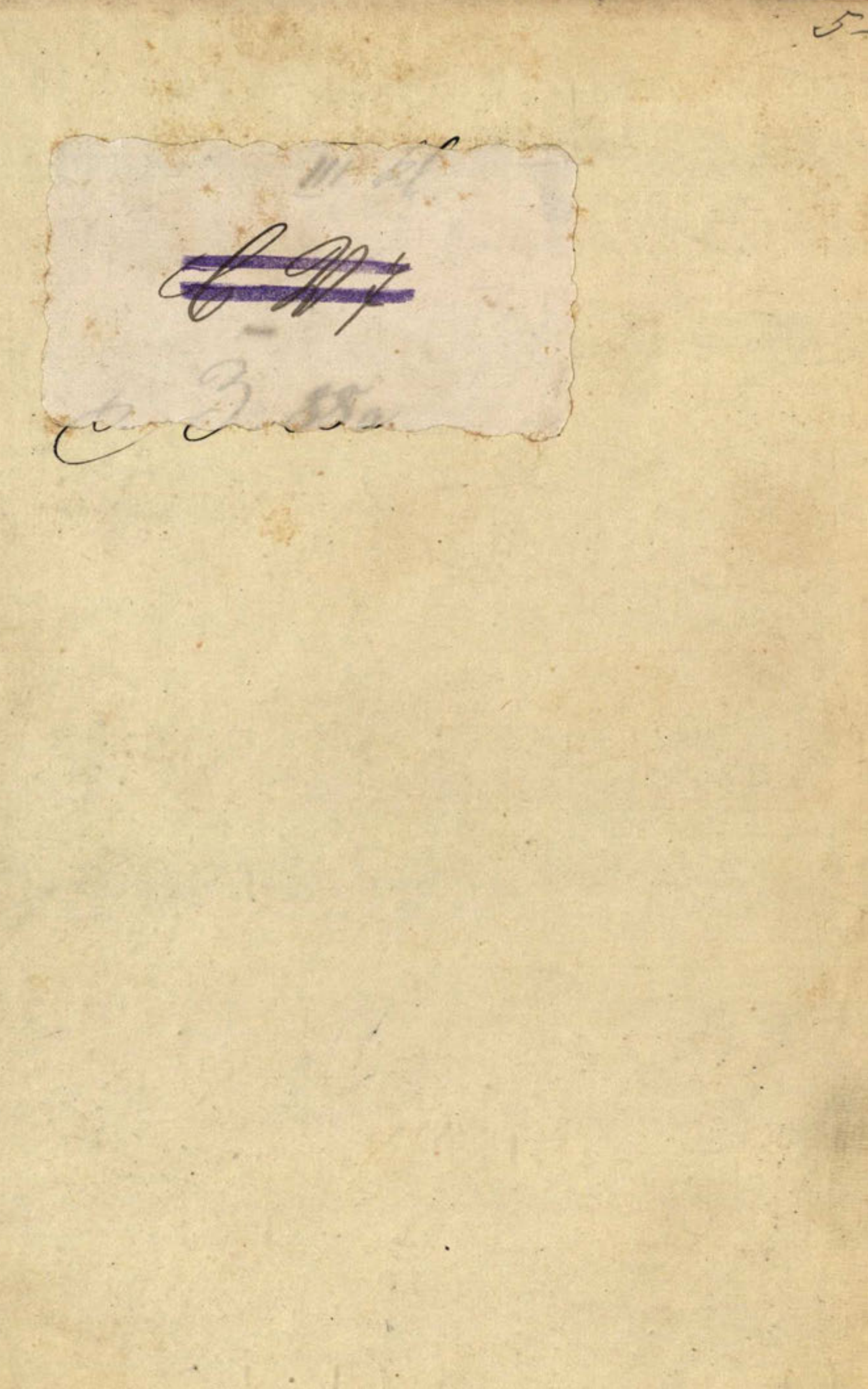
Berth. Volz

Geographische Charakterbilder

Afrika.

Leipzig, O. R. Reisland.



Geographische

Charakterbilder.

Von

Berth. Volz.

Mit zahlreichen Illustrationen und Karten.

Vierter Teil:

Afrika.

Leipzig,
Fues's Verlag (R. Reisland).
1886.

Geographische Charakterbilder

aus

Afrika.

Aus den Originalberichten der Reisenden

gesammelt

von

Berth. Volz.

Mit 80 Illustrationen und einer Karte.

Leipzig,
Fues's Verlag (R. Reisland).
1886.



Inhalt.

I. Berberei und Sahara.

II. Sudan und Senegambien.

III. Der Nil.

IV. Der Kongo und die äquatorialen Küsten.

V. Süd-Afrika.

Verzeichnis der Illustrationen.

I.

Berberei und Sahara.

1.

Kap Spartel.

— Oskar Lenz —

Einer der beliebtesten Ausflüge der Bewohner Tangers, wenn sie aus dem Gewühle des Bazars der Stadt, aus der Unruhe des gewerblichen Lebens sich flüchten wollen, ist die Tour nach dem einige Stunden westlich gelegenen Kap Spartel; und es dürfte kaum einen Europäer geben, der Tanger besucht und nicht von diesem reizenden Spazierritt mit voller Befriedigung zurückgekehrt wäre.

Es war ein wunderschöner Dezembermorgen, als ich mit einigen Herren und Damen der europäischen Kolonie Tangers die Exkursion nach Kap Spartel unternahm.

Wir waren acht Personen nebst vier Dienern, teils zu Pferde, teils zu Maultier, und brachen früh gegen 8 Uhr vom Garten des deutschen Ministers aus auf. Zwischen Hecken von Cactus, Agave und hohem Schilf, welche die großen Gärten im Süden und Westen der Stadt abgrenzen, führt eine gepflasterte Straße in der Richtung nach dem Monte, wo Araber und Europäer ihre inmitten üppiger Gärten liegenden Sommerwohnungen haben. Wir verließen aber bald diesen reizenden Weg und schlugen eine mehr südliche Richtung ein, über kahle, entwaldete Hügel, über Felder und brach liegendes Terrain hinweg, bis wir nach anderthalbstündigem langsamem Reiten bei einem Olivenwäldchen eine kurze Rast hielten. Der Weg war im allgemeinen nicht schön, braune Felder und die häufig mit roter Verwitterungskruste bedeckten, steil stehenden Schichten von Flyschgesteinen, struppiges Gesträuch und saftgrünes Palmittogestrüpp, selten ein Hirt mit einigen weidenden Ziegen und Schafen, gaben der Landschaft

einen monotonen, weniger interessanten Charakter. Nach zwei Stunden gelangt man nach der nordwestlichsten Spitze Afrikas, dem Kap Spartel.

Der Weg führt immer längs des Meeres, bald durch Dünensand, bald über Sandsteinpartieen weg, und zahlreiche kleine Wasserrisse fließen von den Höhen, die man zur Rechten hat, in das Meer. Kap Spartel ist ein weit ins Meer hinaus geschobener Felsen, auf dessen äußerstem, schroff in die Fluten hinabstürzenden Riff ein prächtiger hoher Leuchtturm errichtet ist. Um denselben ist die Wohnung des Wächters angebaut und in dem dadurch entstandenen Hofraum sprudelt eine starke, gut eingefaßte Quelle hervor, die ein treffliches, etwas eisenhaltiges Wasser liefert. Außerhalb dieses Gebäudes befinden sich noch einige niedrige Wohnhäuser für die Gehülfen des Wächters und die demselben beigegebenen arabischen Soldaten. Eins dieser Häuser ist speciell zu dem Zweck gebaut, Schiffbrüchigen Unterkunft zu gewähren. Das Meer bei Kap Spartel, wo die Einfahrt aus dem Atlantic in das Mittelmeer beginnt, ist ungemein wild und aufgeregt und häufig genug müssen Schiffe hinter dem Vorgebirge Schutz suchen und besseres Wetter abwarten.

Die Stürme des Atlantischen Ozeans brausen hier, besonders im Winter, mit furchtbarer Gewalt um den isoliert stehenden Turm, und die wenigen, von jedem bewohnten Orte meilenweit entfernten Menschen führen hier ein einsames, verlassenes, der Menschheit aber überaus nützliches Dasein.

Der Leuchtturm selber ist ein prachtvolles, äußerst solides und elegantes Bauwerk, in welchem eine eiserne Wendeltreppe bis zum obersten Punkt, wo die Lampe aufgestellt ist, führt. Er wurde auf energisches Drängen der europäischen Mächte von der marokkanischen Regierung errichtet, die einen französischen Ingenieur mit dem Bau betraute.

Die Lage des Leuchtturms ist in landschaftlicher Beziehung von ganz großartiger Schönheit. Auf einer mehr als 500 Fuß hohen, senkrecht aus dem Meere steigenden Klippe, an der Grenze zweier Meere gelegen, gewährt er einen unvergleichlich schönen Rundblick, und es ist begreiflich, daß die europäische Kolonie in Tanger häufig und gern Ausflüge dahin unternimmt. Jede dieser von mehreren Personen unternommenen Exkursionen gestaltet sich zu einem fröhlichen Picknick; man muß natürlich Speisen und Getränke mitbringen, da die Bewohner dieses exponierten Postens nur das Notwendigste für sich haben; fast täglich läßt der Wächter die erforderlichen Lebensmittel mittels eines Tragtieres von

Tanger heraufschaffen. Gern wird jeder wieder die herrliche Aussicht genießen, die sich hier bietet. Im schönsten Licht einer südlichern Sonne schaut man nach Westen weit hinaus in die Fluten des Atlantischen Ozeans, während man klar vor sich die hohe spanische Küste hat, mit der unvergleichlich schönen Straße von Gibraltar. Man sieht das Kap Trafalgar, ewig denkwürdig durch die Seeschlacht am 22. Oktober 1805, in der Nelson die spanisch-französische Flotte vernichtete. Weiterhin nach rechts erblickt man die weißen Häuser Tarifas mit der weit ins Meer hinausgeschobenen Festung, auch ein historisch wichtiger Punkt. Hier landete im Jahre 711 der in Tanger residierende Musa Tarif ben Malek, aufgefordert dazu von dem spanischen Grafen Julian, um denselben gegen König Roderich zu schützen; aber die wilden Araber fanden das Land viel zu schön, um es wieder zu verlassen, und sie eroberten nach und nach ganz Spanien; zu Ehren des arabischen Fürsten aber wurde die dort gegründete Stadt Tarifa genannt.

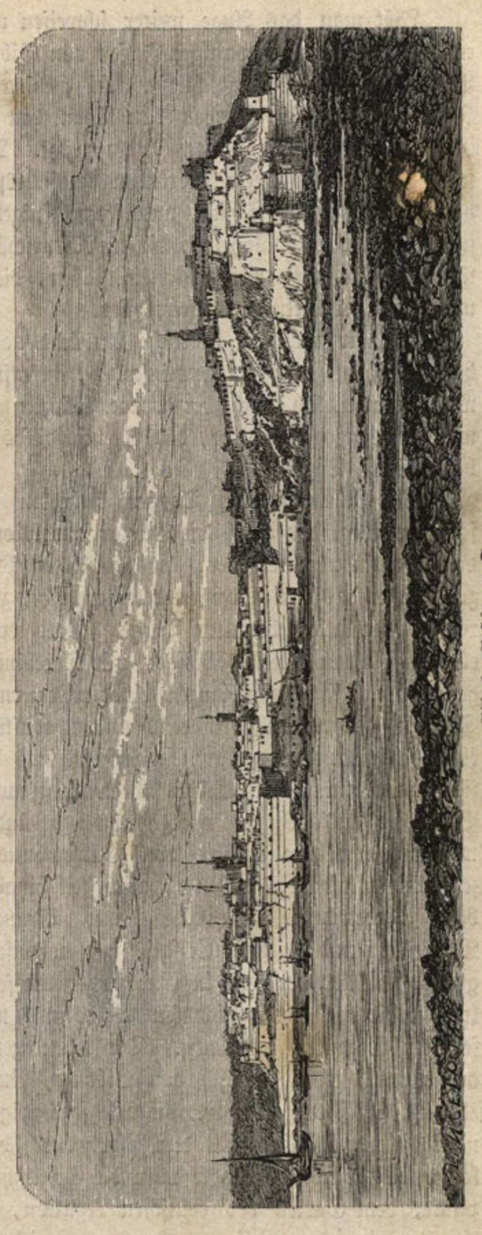


Abb. 1. Ansicht von Tanger

Läßt man das Auge weiter schweifen nach Osten zu, so haftet es endlich an dem gewaltigen Felsen von Gibraltar, der die malerische Bucht von Algesiras abschließt. Al gesira el chodra (die grüne Insel) nannten die Horden von Tarik ben Zyad jene Gegend, ein Name, den die Stadt noch heute trägt. Nach rückwärts zu aber schaut man von diesem herrlichen Aussichtspunkt weit in das Land hinein, über grüne Thäler und flache Hügel bis an die Berge des innern Marokko. Wahrlich, die an Naturschönheiten so reiche Mittelländische See wird wenig Punkte haben, die sich mit Kap Spartel und seinem Leuchtturm messen lassen.

Als wir nun die herrliche Aussicht nach allen Seiten genossen hatten, erhöhte noch ein gemeinsames, äußerst animiertes Picknick, zu welchem natürlich auch der brave Wächter jenes gesegneten Erdenwinkels beigezogen wurde, den Genuß dieses vom herrlichsten Wetter begünstigten Tages.

Als Rückweg nach Tanger benutzten wir einen kürzern und schönern Weg, der durch die Gärten am Monte führt. Ein mühsam dem Gestein abgerungener, gut gehaltener Pfad führt rasch abwärts, zur Linken das von Schiffen belebte Meer, zur Rechten die mit einer reichen Vegetation bedeckten Berge. Bald erreichten wir ein schönes ebenes Plateau, reich übersäet mit Terebinthengebüschen, Palmittogestrüpp und andern Pflanzen einer wärmern Zone, mit Herden von Schafen, Ziegen und Rindern, und unwillkürlich nahmen die Tiere einen schärfern Galopp an, ja einzelne aus der Gesellschaft improvisierten wohl auch ein kleines Wettrennen auf dieser hübschen Ebene. Von hier aus geht es wieder abwärts und man kommt in jenes mehrfach erwähnte Gebiet von Gärten und Villen, durch welches schmale gepflasterte Straßen ziemlich steil hinabführen bis zur Schlucht beim Judenflusse. Granaten- und Orangenbäume sind häufig, Magnolien und Feigen gleichfalls und dazwischen sieht man die blaugrünen Blätter der jetzt in Europa so massenhaft verbreiteten Eukalypten, die man ihres schmalen Wachstums wegen zur Trockenlegung feuchter Gegenden anpflanzt. Die lebendigen Hecken aber bestehen aus einem dichten Gebüsch von Ölbaum, Buchsbaum, Lorbeer, Aloe, Kaktus, Weißdorn u. a. m., die alle so üppig und dicht wachsen, daß man oft nur mühsam mit dem Pferd durch die engen Gassen kommen kann. Spät abends langte dann die Gesellschaft bei ihrem Ausgangspunkt, dem Garten der deutschen Legation, an und ging hier auseinander, in jeder Weise von dem genußreichen Ausflug befriedigt.

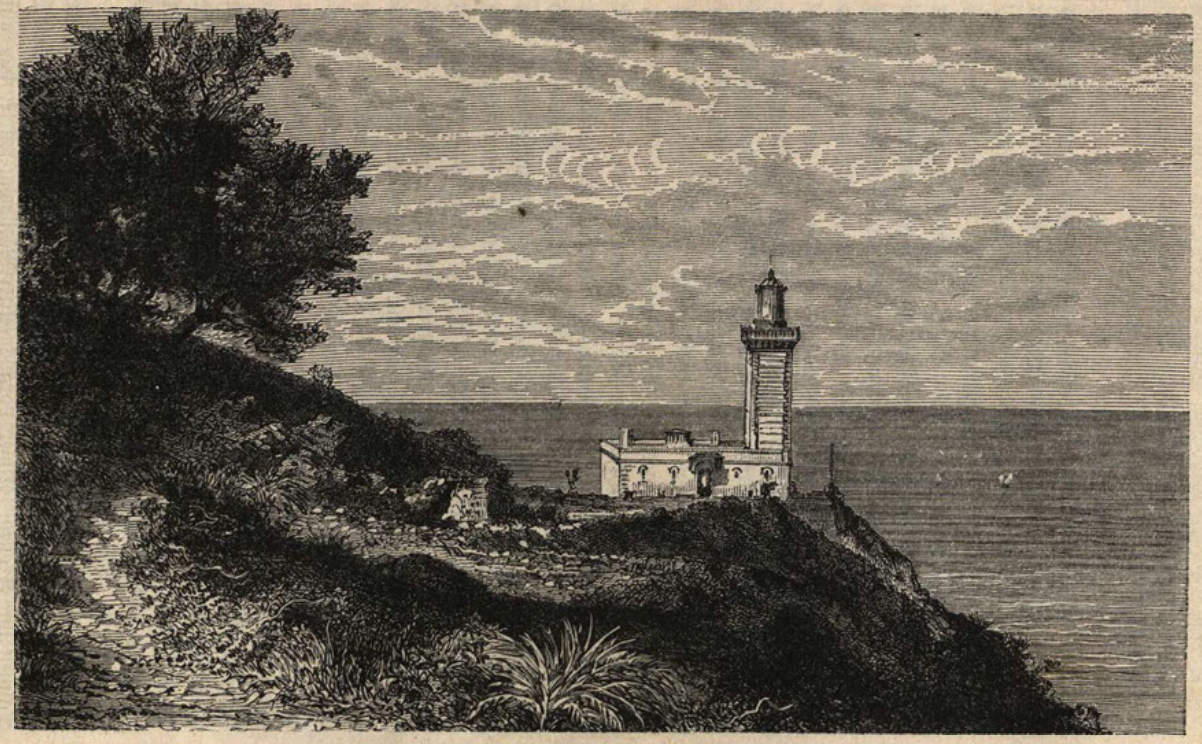


Abb. 2. Kap Spartel.

2.
Die Stadt Marokko.

— Karl von Fritsch —

Daß wir des Landes Hauptstadt uns näherten, wurde mehr und mehr bemerkbar an der größern Zahl der Bevölkerung. Zwar blieb der Weg von den Dörfern und Heiligtümern immer etwas entfernt, doch waren diese offenbar zahlreicher als wir sie an den vorhergehenden Marschtagen gesehen hatten. Nach fast vierstündigem, scharfem Ritte, während dessen wir eine größere Anzahl, teils natürlicher flacher Bachbetten, teils von Menschenhand angelegter Bewässerungsgräben überschritten hatten, gelangten wir an einen in die Ebene eingesenkten Thaleinschnitt. Ausgedehnte Geröllbänke umgaben ihn, auf denen sich die in voller Blüte prangenden Oleandersträuche zu schattigen Gebüschen gruppieren, während die steilen Uferhänge, welche aus Geröll und Kies der Gesteine des Atlas bestehen, hier und da kleine Partieen von Jggbäumen auf der Höhe wahrnehmen lassen. Im Schatten eines solchen kleinen Haines hält die Mehrzahl unseres Gefolges Rast, während einer unserer Beschützer voraus reitet, unsere nahe Ankunft in der Hauptstadt beim Gouverneur zu melden, und während wir selbst erst eine Ansicht der nördlichen Gebirgsgruppe aufnehmen. Die Bergriesen des Atlas schimmern leider nur undeutlich durch die Dünste. Fast vier Stunden reiten wir dann weiter durch die fruchtbare Ebene, in mehr nordöstlicher Richtung als bisher dem gewaltig aufragenden Turm der Kutubia und der anmutigen, grünen, waldähnlichen Blättermasse entgegen, die unserem Blicke die Häuser Marokkos verbirgt. Wohl haben wir bisher keineswegs eine baumlose Wüste passiert, aber ein angenehmes Gefühl ist es doch, eine zusammenhängende, stundenlang ausgedehnte grüne Baummasse zu erblicken und einer Stadt, unserem nächsten Ziele, zuzueilen. Beim Näherkommen tritt immer deutlicher hervor, daß das schöne Grün hauptsächlich von Palmen herrührt, die einen wahren Wald um die Stadt bilden, der sich namentlich nach Südosten und Nordwesten viel weiter fortzieht, als die Stadt selbst, deren Ausdehnung eine sehr bedeutende ist. Der Boden der Ebene steigt merkbar auf.

Endlich um 3 Uhr 50 Minuten sind wir an einer kleinen Brücke über ein unbedeutendes Bächlein angelangt und über uns wölben die Palmen ihre Kronen. Unser vorausgeeilter Mokhasni wartet hier auf uns und mit ihm ein Unteroffizier der Stadt, der uns wenigstens

zehnmal zuruft: „Willkommen seid Ihr dem Pascha," der uns mit freudigem Antlitz die Hände schüttelt und uns sagt, wie sehr er sich freue, daß ihm die Ehre geworden, uns, des Sultans und des Paschas hochwillkommenen Gästen, den ersten Gruß an den Thoren der Stadt zu bringen. Besondere Ehre solle uns als Deutsche, als Preußen zu teil werden. Schon werde für uns eine schöne Wohnung hergerichtet, wir möchten nur kurze Zeit noch uns gedulden, ihm in einen Garten des Sultans folgen, bis die Wohnung imstande sei. Das thaten wir denn gern und gelangten, unter den hohen, oft zu vier bis fünf aus einem Wurzelstock aufsteigenden Dattelpalmen hinreitend, von denen oft die blauen Mandelkrähen oder wilde Tauben oder auch unsere heimischen Stare aufflogen, nach den etwas verfallenen Lehmmauern, die den besagten Garten umschließen. Eine Anlage in unserer Art war das freilich nicht, denn nur wenige Rosen und andere Zierpflanzen standen da in einem sonst mit Gras bewachsenen Raume, den mächtige alte Stämme von Oliven, hohe Dattelpalmen und große Feigenbäume beschatteten, welche uns doch einen ziemlichen Schutz gegen einen kurzen Regenschauer gewährten. Nach kurzer Rast wurde uns gemeldet, das Haus sei für uns bereit, und so saßen wir denn wieder auf und ritten bald zum Bab Rub, dem Thore, hinein, während am Himmel ein schöner Regenbogen sich über uns wölbte. — Wir hatten nicht weit in die Stadt einzudringen, von der hier ein besonders ummauerter Teil, die Paläste des Sultans enthaltend, abgegrenzt ist. In diesen führt von der breiten Straße, auf der wir uns bewegen, das mit schönen altarabischen Arabesken gezierte Bab Aguinau auf die Djemna Almansoria hin, deren viereckiger Turm den größten Teil seines bunten Ziegelschmuckes verloren hat. Während wir noch diese alten Gebäude betrachten, werden wir zu einem nahen Gartenthor geleitet, dort von sechs Soldaten, der uns gegebenen Ehrenwache, mit abermaligem „Willkommen" begrüßt und zu der mitten im Garten Mamunia gelegenen Villa gebracht. Wenig verzierte, doch sorgfältig gearbeitete Außenmauern umschließen dieselbe; wir treten durch einen weiten Gang auf den inneren Hof, in dem ein Springbrunnen aus weißmarmornem Becken früher gesprudelt hat.

Eine nicht eben breite Steintreppe führt in den ersten Stock, dessen westliche Hälfte wir beziehen, weil dort ein Balkon auf den Garten hinaus führt und von hier, wie von dem Zimmer, in welches uns ein kostbarer Teppich und ein paar Matratzen und Kissen als ganzes arabisches Ameublement gebracht worden sind, der große Turm

der Kutubia sich schön präsentiert. Die Stuccaturarbeit an den Säulen der offenen Vorräume vor den Gemächern, die zierlichen maurischen Bögen über den Säulen, die Schnitzerei und teppichartige Bemalung der Thüren und Thürpfosten mit Gold und bunten Farben geben ein Zeugnis, daß die Baukunst noch nicht erstorben ist in diesem Lande, wenn sie sich auch, wie schon früher, hauptsächlich auf die Ausschmückung des Innern der Gebäude richtet, die nach außen eine oft übertriebene Einfachheit zur Schau tragen. Aber man sieht, daß die Villa nicht mit der Liebe unterhalten und gepflegt wird, mit der sie angelegt und gebaut wurde. In die Tragbalken sind Löcher eingefault, hinter Brettern der Bekleidung haben Tauben und Stare den Platz zum ungestörten Nisten gefunden; der grüne Anstrich solchen Gezimmers ist abgebröckelt, ja das flache Dach ist an einer Stelle eingebrochen.

An dem herrlichen Garten erfreuten wir uns am andern Tage, da man uns sagte, der Gouverneur könne uns erst abends empfangen, und ehe wir ihm unsere Aufwartung gemacht, sei es unpassend, uns in der Stadt blicken zu lassen. Hohe Cypressen und Pappeln stehen dicht am Hause, von dem vier größere Gartenwege ausgehen. Einer davon bildet eine Rebenlaube mit riesigen Weinreben, deren fast einen halben Schuh dicke Stämme an Palmbaumpfählen hinaufgeklettert sind zu dem auf Schilfrohr ruhenden schattigen Laubendach. Golden strahlen von hohen Stämmen herab zahllose Aprikosen, eine größere und häufig eine kleine, besonders wohlschmeckende Sorte. In gewaltigen Bäumen erheben sich die Oliven, die Mandeln und die Feigen, überragt noch von schlanken Palmen, während der Jasmin und der Granatbusch mit den herrlichen Blüten dem Boden näher bleiben und noch mehr die Rosen und Malven. An der Wasserleitung aber, die den Garten durchzieht, stehen graue Weiden. Unter den Bäumen freilich sieht es etwas verwildert aus.

Fast noch mehr Anziehung übte auf uns das flache Dach des Hauses, von wo wir die Stadt mit ihren Gebäuden, mit den Türmen und den Ruinen, auf denen ganze Reihen klappernder Störche sitzen, überblicken und auf die schattigen Kronen der Obstbäume und der unzähligen Palmen hinsehen, die zwischen den Gebäuden und um diese her grünen. Über diese nächste Umgebung hin sieht das Auge im Osten und im Westen die ausgedehnte Ebene, im Norden ein lieblich geformtes, abwechselungsreiches Gebirge, im Süden aber steigt über der weiten Ebene der langgestreckte Kamm des Atlas empor, dessen fernste Gipfel zwar nur im Morgenstrahl der aufgehenden Sonne oder kurz vor dem Abendrot glänzen, dessen Hauptmasse aber fast

stets scharf hervortritt. Gegen Südosten steigen hohe, weiß beschneite Pyramiden empor; im Süden erhebt sich eine langgestreckte Gebirgsmauer, deren einzelne Gipfel nur wenig über den Kamm aufragen, über dunklen Vorbergen, welche die weißen Schneestreifen des Hochgebirges zu berühren scheinen; nach Südwesten hin wiederum sind Kuppen und Kegel sichtbar, die hoch über die sie trennenden Pässe hinwegsehen.

Am 4. Juni geht der Besuch der Stadt vor sich. Ganz gegen unsern Willen und absolut unnötigerweise, angeblich um uns eine große Ehre anzuthun, erhalten wir eine große Bedeckung, aus zwei berittenen Unteroffizieren bestehend und neun Soldaten zu Fuß, alle mit Gerten bewaffnet, mit denen dieselben trotz unserer Abmahnung, bis wir es ernstlich verbieten, die vorübergehenden Leute schlagen, wenn dieselben sich nach uns umdrehen, oder wenn vor uns ein Gedränge aus anderen Ursachen entsteht. Für das gute Naturell der Landeskinder spricht es übrigens, daß wir mehr murrten als die Geschlagenen selbst, die unsertwegen einen Rutenstreich erhielten. Zuerst wurden wir nach der durch den hohen und architektonisch verzierten viereckigen Turm ausgezeichneten Kutubiamoschee geführt. Die innern Hallen der Kirche, von niederen Pfeilern getragen, können wir natürlich nur rasch im Vorübergehen, nicht näher betrachten. Der Turm, das Werk Gebers, des Erbauers der Giralda von Sevilla, hat den größten Teil seines bunten Ziegelschmuckes verloren, am Zinnenkranz haben neuerdings Reparaturen stattgefunden.

Ein altes halbverfallenes Thor nördlich vom Turm zieht noch durch seine Arabeskenskulptur die Aufmerksamkeit auf sich; auch einige Fensterbögen an den hier mitten in der Stadt stehenden Ruinen. Durch enge Gassen niederer Lehmwände geht es nun weiter. Hier und da hängen schöne Rebenlauben über die Straßen, die dadurch freundlich erscheinen. Genau besehen darf man aber den unreinen Boden derselben nicht, der wohl erklärt, warum niemand mit den Schuhen, die er auf der Straße getragen, in irgend ein Zimmer tritt. Hier ist diese Unreinlichkeit noch schlimmer als in der Türkei, denn hier versehen den Dienst der Straßenreiniger nicht einmal Hundescharen oder Schweine, denen dies Amt in den Städten des Orients übertragen ist.

Zwischen den fensterlosen Lehmwänden hingehend, glaubt man sich auf das Feld versetzt, begrenzen, wie es oft der Fall, diese Mauern Gärten, deren Bäume die Straße beschatten, oder wandelt man unter einer Rebenlaube, so meint man in einem anmutigen Dorfe zu sein,

und dorfartig ist und bleibt der Gesamteindruck der Stadt. Außer der Kutubia und einer, immerhin nur mäßig ausgestatteten Brunnenanlage, die weit hinter den schönen Brunnen Konstantinopels zurückbleibt, sahen wir kein bemerkenswertes Gebäude; alles andere ist eng, winklig, niedrig, staubig und schmutzig in den Straßen. Die Fonduks, welche für Fremde, namentlich Kaufleute, bestimmt sind, stehen fast leer, auf den Straßen ist trotz ihrer Enge selten eine rege Bevölkerung gedrängt. Etwas lebhafter sind freilich die Bazare: Reihen kleiner Buden, in denen die Geschäftszweige und Gewerbe zunftweise verteilt sind. Geschickt, wenn auch in ursprünglichster Weise, wird in diesen Buden gearbeitet. Der Drechsler hält mit der einen Hand den Bogen, mittelst dessen er die Stange mit dem zu verarbeitenden Elfenbein- oder Holzstücke dreht, während er den Meißel mit der andern Hand und mit dem Fuße lenkt. Eng ist der Raum: der Arm des Stickenden, der einen kostbaren Frauenpantoffel arbeitet, berührt die Wand, wenn der Goldfaden herausgezogen wird. Hier stehen Körbe voll dürrer Hennablätter und andere voll Antimonglanz, der zum Enthaarungsmittel dient. Feilgehalten werden neben frischen und getrockneten Datteln eine kleine Art von Feigen und anderes Obst. Dort liegen Haufen von Schnecken zur Speise.

Auf besonderen Wunsch zeigte man uns auch die relativ größten Industrie-Etablissements der Stadt, die freilich in keinem Vergleich auch nur mit mittelgroßen Anlagen Europas stehen. Ausgedehnten Raum nehmen besonders noch die Gerbereien und die Maroquinbereitungen ein, trotzdem jetzt das meiste bunte Leder aus Europa importiert wird. Man gerbt mit der Rinde des Granatbusches wie bei uns mit Eichen- oder Fichtenrinde und erzeugt dann namentlich noch rotes und das bei der Schusterei hier vorwaltend gebrauchte hellgelbe Leder.

Zum Zermahlen des Getreides, wie zur Olivenölbereitung und zum Pulvern der Granatrinde sind Roßmühlen im Gebrauch. Die Mühlsteine werden in der Stadt selbst aus einem Greisen gehauen, der von den nördlich gelegenen Gebirgen kommen soll. Teppiche sahen wir bereiten und Seidenzeuge weben auf kleinen Handwebstühlen.

Als wir einen Weber, den wir aufsuchten, nicht zu Hause gefunden und uns eben wieder entfernen wollten, eilte ein vornehmer Araber, der auf der Straße vorbeireitend davon gehört hatte, daß wir uns für das Gewerbe interessierten, hier aber dasselbe nicht ausüben sahen, vom Roß abzusteigen und uns die halsbrechend enge Treppe des Weberhauses hinauf voranzugehen, setzte sich an den Web-



Abb. 3. Ein marokkanischer Bazar (Tanger).

stuhl und zeigte uns die Manipulation, sich entschuldigend, daß es nicht rasch gehe, er habe in mehreren Jahren zwar nicht gewebt, die Fertigkeit aber erlerne fast jeder hier in seiner Jugend.

Israeliten dürfen in der Araberstadt Marokkos nur barfuß gehen; das war der Grund, warum unser Dolmetscher uns nicht dorthin begleitete und indes nach der Judenstadt Schnapstrinken ging. Dieses von besonderer Mauer umschlossene Viertel, die Melha, konnten wir später als die eigentliche Stadt und mit nur einem militärischen Beschützer besuchen. Es ist belebter, der Handel dort reger, seine Größe mag der Mogadors etwa gleich kommen. An Schmutz, Abfällen und Staub sind die Straßen noch reicher als die der Maurenstadt; die Mehrzahl der Häuser ist ebenfalls niedrig, und viele sehen mit halbverfallenen Wänden und mit Stroh- oder Schilfdächern gar ärmlich aus. Einige aber sind groß, hoch und geräumig, doch oft selbst in diesem Winkel recht dürftig, und wenn man auch kostbare Spiegel und andere Möbel aus Europa hier sieht, so fehlt es an gewöhnlichen Gegenständen unseres täglichen Gebrauches, namentlich an Tischen, die selbst in den Läden und Comptoirs größerer Geschäfte von uns, nicht aber von den Besitzern, vermißt werden. Außer diesem in Marokko noch unter einem harten Drucke seufzenden Volksstamme, der trotz alledem nicht nur Reichtum, sondern auch eine relativ hohe Bildung sich anzueignen versteht, ist eine mannigfaltige, ethnographisch interessante Menge in Marokko zu beobachten. In verhältnismäßig großer Anzahl begegnen wir Mauren mit feingeschnittenen Zügen und wohl gekrümmter Nase, oft mit sehr heller Hautfarbe, blondem Haar, rotem Barte und blauen Augen. Man würde nach den Zügen allein oft auf einen deutschen Landsmann schließen können. Diese rotbärtigen Männer sollen übrigens zum Teil aus Fez hierher gezogen und dieser Typus dort noch viel mehr als in Marokko selbst verbreitet sein.

Die dunkler gefärbten Araber haben zum Teil auch edle Gesichtszüge, zum Teil aber derbere Formen.

Die Berbern pflegen auch dunkelhäutig zu sein; das Gesicht ist breiter als bei den Mauren und Arabern. Hier in der Hauptstadt sind besonders unter dem zerlumpten, zigeunerhaft aussehenden Proletariate viele Berbern.

Vollblutneger sind zahlreich; das krause Haar und die zum großen Teil glänzend schwarze, wie mit Tusche gemalte Farbe der Haut zeichnen sie aus, oft auch die buntere Farbenmischung der Gewänder. Viele sind als Sklaven, manche freiwillig hierher gekommen.

Reine Typen dieser mohammedanischen Volksstämme sind übrigens

vereinzelter als die sehr zahlreichen Mischlinge, unter denen besonders häufig, bis in die obersten Beamtenkreise hinauf, die Mulatten mit mehr oder minder erhaltenem Negertypus auffallen. Die Frauen, welche man auf der Straße sieht, gehen meist wie in schmutzige Säcke eingehüllt einher und tragen Lappen oder Tücher vor dem Gesicht. Besonders oft sieht man hier vor den Frauengesichtern dunkelblauen derben Kattun mit Reihen weißer kreisförmiger Tupfen. Bisweilen wurden diese statt der verschönernden zarten Schleier der Türkinnen getragenen Kopftücher gelüftet, um uns zu betrachten. Dann sahen wir in der Regel Tätowierung des Kinns und des Halses, meist mit dunkelblauer Farbe hergestellt, nicht mit der nur vorübergehend braun färbenden Henna, mit der die vornehmen Araberinnen und Jüdinnen die Nägel färben und Zeichnungen gestickter Handschuhe auf die Hände und Unterarme malen. Auffallend oft nimmt die Tätowierung des Kinns die Form eines Kreuzes an. Die Tätowierung an Hals und Brust scheint Halsketten mit Gehängen vorstellen zu sollen.

In der nächsten Umgebung der Stadt besuchten wir die im Nordwesten aufragenden Gilishügel, Klippen, welche aus dem aufgeschwemmten Boden der Ebene hervorragen. Dann wandten wir nach einem Aufenthalte von fünf Tagen uns dem gewaltigen Atlas zu.

3.

Quer durch den Atlas nach Tarudant.

— Oskar Lenz —

In Seksaua, das dicht am Gebirge im Thale des Wad Afansa liegt, fanden wir bei dem jovialen Kaid die freundlichste Aufnahme.

Am nächsten Morgen verließen wir nach einem herzlichen Abschied das gastliche Haus des Berber-Scheichs. Wir zogen anfangs etwas südwestlich über einige kleine Geröllhügel hinweg und wandten uns dann südlich, direkt dem Gebirge zu. Bei dem nur eine starke Stunde von Seksaua gelegenen Orte Imintjanut betraten wir das eigentliche Atlasgebirge. Der Ort ist wichtig, da von hier die meisten Karawanen, die zwischen Marokko und Wad Sus verkehren, den Übergang über die Berge bewerkstelligen.

Am Austritt des Thals liegt Imintjanut mit seinen gelben Lehmhäusern und in der Nachbarschaft noch einige andere kleine Orte.

Wir ritten erst eine Stunde lang in rein südlicher Richtung; zu beiden Seiten hatten wir die steil aufgerichteten Schichten leichter Kalke und Kalkmergel, die wahrscheinlich der Kreideformation angehören. Der schmale Weg führte längs des linken Thalgehänges und bog dann plötzlich unter rechtem Winkel in ein breites, schönes Längsthal ein, dem wir westwärts mehrere Stunden folgten. Je weiter wir kamen, um so breiter und schöner wurde das von einem schmalen Wasserstreifen durchzogene Thal. Wir begegneten nur äußerst selten einem Menschen, aber das Thal ist gut bebaut; neben Feldern von Getreide fiel mir hier vor allem die Pflege der Mandelbäume auf, die, in Blüte stehend, in großen Mengen sich finden und treffliche Früchte geben. Olivenbäume sahen wir auch, aber bei weitem weniger. Einige einzeln stehende Häuser erblickten wir an der andern Seite des Thals, aber die Bewohner schienen auf den Feldern beschäftigt, denn niemand war sichtbar.

Gegen 1 Uhr verließen wir dieses überaus anmutige Thal und wandten uns wieder südwärts in die Berge. Es teilten sich hier die Wege: einer führte in nordwestlicher Richtung an das Meer nach der Festung Agadir, der andere nach dem Wad Sus. Der Weg wurde jetzt schwieriger, wir näherten uns der mächtigen Berggruppe des Dschebel Tissa, die fast ganz aus mächtigen Bänken von intensiv rot gefärbtem, hartem Quarzsandstein besteht. In der Nähe einer tiefen Schlucht, die den ermüdeten Tieren das Weiterkommen erschwerte, hielten wir. Nicht weit von unserm Nachtquartier befinden sich eine Anzahl einzeln stehender Meierhöfe, die ausschließlich von Scheluh (Berbern) bewohnt werden.

Es war eine wilde Gebirgslandschaft, in der wir die Zelte aufschlugen, um hier die Nacht zu verbringen; einige Scheluh kamen heran, um sich über uns und unser Vorhaben zu informieren, ließen uns aber in Ruhe, sie verkauften uns sogar etwas Gerste für unsere Tiere. Die Häuser sind in sehr primitiver Weise aus Lehm errichtet, die Leute, alle wohlbewaffnet, mit dunkeln Dschellabas und einfachen kurzen leinenen Beinkleidern bekleidet, sahen ernst und etwas verwildert aus. Die rauhe, mühsame Lebensweise in den Bergen, der stete Kampf um ihre Existenz mit den Arabern aus der Ebene hat sie mißtrauisch gemacht und sie sehen jeden, der mit Empfehlungen des Sultans kommt, feindselig an. Auf vertrautere Gespräche ließen sie sich nicht ein, sondern zogen sich, nachdem sie sich von unserer Harmlosigkeit überzeugt hatten, zurück und verschwanden in ihren zerstreut liegenden Gehöften. Es sind alles sehnige, kräftige Gestalten, wohl-

vertraut mit den Beschwerden ihrer gebirgigen Heimat und abgehärtet durch die schwere Arbeit. Wo sich dem rauhen Gestein etwas lehmiger Boden abgewinnen läßt, haben sie Gerste angebaut, kaum genügend, um sich und ihre Pferde zu erhalten. Schon zeitig am folgenden Morgen brachen wir auf, um möglichst schnell den Atlas mit seinen ungastlichen Bewohnern hinter uns zu haben. Es war ein fürchterlicher Marsch von früh 7 bis abends 6 Uhr. Die Hauptrichtung war eine südliche, aber in zahllosen Zickzacklinien. Die Passage des Dschebel Tissi mit seinen mächtigen steilen Sandsteinfelsen und tiefen Schluchten schien für meine schwerbepackten Tiere unmöglich, besonders die Kamele, an Ebenen gewöhnt, blieben oft liegen und konnten nur mühsam weiter gebracht werden. Es war ein sehr schlechter Rat und vollständig auf Unkenntnis des Terrains beruhend, als man mir in Marokko sagte, ich solle Kamele mitnehmen; in diese wilde Gebirgslandschaft gehören nur Maultiere.

Wir passierten eine Dar-el-Sultan genannte Ruine eines alten Kastells, welche von einem frühern Sultan errichtet worden war, um die in der Umgebung wohnenden wilden Scheluh unter Botmäßigkeit zu halten und den Räubereien derselben möglichst Einhalt zu thun. Die Festung ist an einer sehr schwer zugänglichen Stelle erbaut und konnte selbst von einer geringern Besatzung leicht verteidigt werden. Dann kamen wir an einem isolierten Bergkegel vorüber, auf dessen Spitze noch einige rote Lehmmauern sichtbar sind. Qasr-er-Rumi nennen es die Eingeborenen, Römerburg; alles, was aus frühern Zeiten herstammt, wird den Römern zugeschrieben.

Gegen Mittag begegneten wir einigen wohlbewaffneten und berittenen Scheluhs, von denen einer ein Scheich war. Das Gerücht unserer Reise war offenbar schon in die Seitenthäler gedrungen, und die Reiter hatten uns aufgesucht, um sich über uns zu informieren. Wir wurden von ihnen an eine Argan genannte Stelle geführt, mit einer hübschen Quelle, deren frisches Wasser zu einem kleinen Teich gesammelt war, und hier rasteten wir, um das Frühstück einzunehmen, woran die Scheluh sich beteiligten. Ich sah das sehr gern; denn Leute, die mit uns gegessen haben, sind nicht so zu fürchten, wie ganz fremde. Es war ein überaus hübscher Punkt inmitten der umgebenden Gebirgslandschaft. Es dient der Platz allgemein als Ruheort für die durchziehenden Karawanen.

Während wir rasteten, holte uns eine andere kleine Karawane ein, die sich uns anschloß, um mit uns das Gebirge zu durchqueren. Es waren Berber aus der Ebene, die nach dem Wad Sus wollten,

und ordentliche Leute. Mir war das außerordentlich willkommen, waren wir doch so um einige Bewaffnete, die Land und Leute kennen, stärker und konnten so beruhigter einem etwaigen Angriff entgegensehen. Und ein solcher hat uns gedroht. Der früher angekommene Berberscheich erklärte uns beim Abschied, daß an einer vor uns liegenden schlimmen und schwer zu passierenden Stelle einige Scheluh uns erwarteten, um uns auszuplündern. Er habe sich nun über unser Vorhaben unterrichtet und werde sorgen, daß uns nichts zustoße. Dankend verabschiedeten wir uns von dem freundlichen Scheluhscheich, der mit seiner Begleitung in einem Seitenthal verschwand, während wir, verstärkt durch die neue Karawane, südwärts weiter zogen.

Abends hielten wir in einem kleinen Scheluhdorf, dessen Bewohner nicht unfreundlich waren; sie treiben von hier aus Handel mit Wad Sus, besonders übernehmen sie häufig den Transport der Waren. Wir konnten Gerste für die Tiere kaufen, ebenso Hühner und Schaffleisch für uns und stellten die Zelte mitten im Ort auf.

Ich hatte gesehen, daß ich mit meinen Kamelen auf diese Weise nicht weiter kommen konnte, und da wir noch immer während einiger Tage sehr schlimme Passagen zu überwinden hatten, so mietete ich hier, freilich gegen gute Bezahlung, zwei Maultiere, die mit dem größten Teil des Gepäcks der Kamele beladen wurden, so daß die letztern nur leichte Gegenstände, Matten, Kochgeschirre u. s. w. zu tragen hatten. Auf diese Weise hatte ich auch den Vorteil, zwei Mann mehr mit mir zu haben, da jedes Tier einen Treiber erfordert; und da die Scheluh selbst für ihr Eigentum besorgt sind, so konnten wir die weitern Touren mit noch größerer Beruhigung antreten.

Am folgenden Tage hatten wir wieder einen langen und höchst beschwerlichen Marsch durch das Gebirge. Der Weg führte zunächst in südwestlicher Richtung durch ein von zahlreichen Felsen und steilen Hügeln durchsetztes Plateau zur Landschaft Aglau, wo sich die Ruinen mehrerer Ortschaften befinden. Wir begegneten während des ganzen Tages nicht einem Menschen, sodaß die Gegend völlig unbewohnt erschien; in den Seitenschluchten sollen aber eine ganze Anzahl von Gehöften sich befinden.

Die Berge bestehen noch immer aus dem roten Sandstein, der völlig versteinerungslos zu sein scheint. Das Plateau mit seinen nach allen Richtungen sich erstreckenden Felsenmassen, zwischen denen hindurch man nur mühsam einen Weg für die Tiere finden kann, macht einen sehr merkwürdigen Eindruck, zur Linken erblickt man einzelne dicht mit Schneefeldern bedeckte Gipfel des centralen Atlas.

Wir hielten abends auf der Wasserscheide des Atlasgebirges, etwas über 1200 m hoch, in einer zur Zeit völlig unbewohnten Gegend. Reste der zerstörten Dörfer sah man allenthalben. Die Gegend war wunderschön. Es war ein herrlicher Abend, angenehme Kühle herrschte in dieser Höhe und nach Osten zu zeigten sich die zahlreichen schneebedeckten Gipfel des Glauigebietes, der höchsten Punkte des Atlas, in wunderbarer Klarheit. Das Ganze erinnerte lebhaft an eine Hochlandschaft der Schweiz, aber statt der friedlichen Bewohner von schmucken Dörfern und einsamen Sennhütten leben hier in uraltem Trotze gegen das herrschende Arabervolk verwegene, räuberische Scheluh, und selten durchziehen wohlbewaffnete Karawanen die öde Gebirgslandschaft, um, getrieben von einem alle Gefahren verachtenden Handelsgeiste, die Waren des Nordens in das ehemals blühende Königreich Sus zu bringen. Der völlige Mangel an Bewohnern war für uns insofern unangenehm, als wir für die abgetriebenen und ermüdeten Tiere keine Gerste kaufen konnten und dieselben sich für diesen Tag mit frischem Gras begnügen mußten. Und doch hatten wir morgen noch einen schweren Marsch, den steilen Abstieg in das Sus, und die Tiere hätten dringend der kräftigsten Nahrung bedurft.

Nur ungern verließ ich am nächsten Morgen den herrlichen Punkt, die Wasserscheide des gewaltigen Atlasgebirges. Es führt den Namen Bibauan und liegt nicht in der Mitte der Breite des Gebirges, sondern weiter südlich. Während der Anstieg von Norden her sehr allmählich erfolgt, fällt der Atlas nach Süden zu sehr steil und in schroffen Felswänden ab.

Von der hohen Wasserscheide führt ein schmaler, ungemein steiler Weg in zahllosen Serpentinen und Zickzacklinien rasch abwärts. Der Weg ist manchmal in der That nur ein paar Fuß breit und hat zur einen Seite einen tiefen Abgrund, zur andern eine steile Felsenwand, so daß man die Sicherheit der Maultiere und Pferde nur bewundern kann. Meine beiden Kamele blieben unterwegs liegen, und ich mußte zwei meiner Leute als Wache zurücklassen, um sie am andern Tage abzuholen.

Die Scenerie, die sich uns darbot, war sehr schön; vor uns breitete sich der fruchtbare, von Wäldern und Feldern bedeckte Wad Sus aus, und im fernen Hintergrunde erhoben sich die Konturen einer zweiten mächtigen Gebirgskette, die man nicht unpassend als Antiatlas bezeichnet hat. Langsam und vorsichtig ging es bergabwärts, meist zu Fuß, die Tiere mußten stellenweise geführt werden; oft schien es, als könnten die zu beiden Seiten mit großen Ballen beladenen

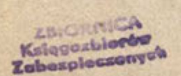




Abb. 4. Die Halfa-Steppe in Algier (S. 27).

Tiere absolut nicht weiter und müßten in den Abgrund stürzen, und doch fanden die klugen Tiere ein Mittel, um durchzukommen. Vorsichtig und jeden Schritt erprobend schritten sie mit ihrer Last langsam die engen Pfade hinab; besonders schwierig war das Umbiegen um steile hervorstehende Felsen, und wir konnten von großem Glück sagen, daß wir ohne Verluste unten angekommen sind. Eine ziemlich breite Zone niedriger Berge, meist Schutthügel, erstreckt sich längs des steilen südlichen Gebirgsabfalles, die verhältnismäßig leichter zu passieren waren, und gegen Abend langten wir ungefährdet in der Stadt Emnislah an, deren Häuser wir schon lange vor uns gesehen hatten. Ein Blick rückwärts zeigte uns erst, was für einen schwierigen Weg wir zurückgelegt hatten.

Wir wurden in Emnislah ohne besonderes Mißtrauen empfangen und durften die Zelte aufschlagen; auch konnten wir hier für uns und die Tiere genügende Nahrungsmittel kaufen, sodaß wir eine angenehme Nacht verbrachten.

Am folgenden Morgen schickte ich zeitig einige Maultiere weg, um das bei den Kamelen zurückgebliebene Gepäck zu holen. Bald kamen denn auch die Kamele an, die, als sie wieder ebenen Boden unter sich fühlten und Futter bekommen hatten, sich schnell erholten. Ich brach noch denselben Tag von Emnislah auf, um Tarudant heute noch zu erreichen.

Emnislah, ein Doppelstädtchen, da an beiden Seiten des Thales eine Häuserpartie steht, liegt ebenso am Südabhang des Atlas wie Imintjanut am Nordabhang und hat dieselbe Bedeutung für Karawanen, welche von Sus aus nach Marokko mit Benutzung des Bibauan-Passes reisen wollen.

Die Entfernung von Emnislah nach Tarudant, der alten Hauptstadt des ehemaligen Staates Wad Sus, ist nur eine kurze, in fünf Stunden hat man dieselbe zurückgelegt, aber sie gehört mit zu den gefährlichsten Partieen in Nordafrika. Der Weg führt beständig in der Ebene durch einen Wald von Argenbäumen, der sich weit das Thal hinauf erstreckt und viele hundert Quadratkilometer bedeckt. Die ganze Gegend wird beherrscht von der Araberkabyle Howara, die in riesigen festungsartigen Häusern wohnen und von da aus beständig Raubzüge auf die nach Tarudant ziehenden oder von dort kommenden Karawanen ausführen. Sie leben seit lange mit der Berberbevölkerung von Tarudant in Fehde, plündern aber bei ihren Raubzügen jeden aus, sei er Mohammedaner, Jude oder Christ.

Wir waren eine ziemlich starke Karawane geworden, da sich

mehrere Maultiertreiber, welche Ladung für Tarudant führten und gewartet hatten, bis sich ein größerer Trupp von Menschen vereinigen würde, uns anschlossen, sodaß wir mit größerer Beruhigung den Wald passieren konnten. Es ist kein Wald in unserm Sinne, da das Unterholz fehlt und die Bäume weiter auseinander stehen; auch sind größere, mit Gras bewachsene Lichtungen in diesem Terrain. Es war ein unheimlich ruhiger Zug, den wir bildeten. Alle waren stark bewaffnet und nach allen Seiten wurde sorgfältig Umschau gehalten. Wir hatten noch nicht lange das Städtchen Emnislah verlassen und den Wald betreten, als ein einzelner Reiter erschien, offenbar ein vornehmer Mann auf hübschem Pferde und in kleidsamer Tracht. Meine Begleitung erkannte ihn als den Sohn eines Scheichs der Howara. Er musterte unsern Zug, sprach mit einigen zuletzt gehenden Dienern und sprengte dann davon. Nach einer halben Stunde kam er wieder, fing ein Gespräch an und verschwand dann im Walde. Bald aber wurden wir wieder beunruhigt. Einzelne hohe Häuser der Howara schimmerten aus dem Walde hervor, und wir glaubten auch Leute zu sehen.

Schweigsam passierten wir die Wohngebäude der Scheluh, und alle atmeten erleichtert auf, als wir die letzten Mauern hinter uns hatten. Bald wurde der Wald lichter, wir näherten uns seinem Ende und in weiter Ferne glaubten wir die hohen und festen Mauern von Tarudant zu erkennen, hinter denen wir uns geborgen meinten.

Ungefähr eine Stunde vor der Stadt hört der Wald ganz auf und wir überschritten eine weite Ebene. Ein kleiner Fluß, Wad Dschisarin, wurde passiert, der südwestwärts gehend in den Wad Sus mündet; er führte zur Zeit nur sehr wenig Wasser. Der Boden bestand aus hartem, gelbem Lehm und war weiterhin durch zahlreiche kleine, aber tiefe Schluchten zerrissen, die wasserlos waren, aber als Nebenarme des erwähnten Flüßchens zu betrachten sind. Hatten wir vorher vor den Howara Furcht gehabt, so ist diese Strecke bis dicht vor die Mauern der Stadt ebenso verrufen; denn hier treibt sich beständig eine Menge räuberischen Gesindels herum, das den verschiedensten Stämmen angehört und, ohne irgend einen festen Wohnsitz zu haben, nur vom Straßenraub lebt. Kleinere Karawanen sind hier sehr gefährdet. Wir zogen nur sehr langsam weiter, und zwei der landeskundigen Männer ritten immer wohlbewaffnet voraus und untersuchten vorher die Schluchten an beiden Seiten des Weges. Erst nachdem sie alles sicher gefunden hatten, gaben sie ein Zeichen, daß wir weiter konnten. Endlich erblickten wir die weit vor der Stadt liegenden Gerstenfelder und glaubten uns gesichert, aber meine

ortskundige Begleitung versicherte, daß gerade in der allernächsten Nähe der Stadt die Sicherheit am meisten gefährdet wäre, und so ging es noch immer langsam und unter Beobachtung der erwähnten Vorsichtsmaßregeln weiter.

Es war ein im höchsten Grade unheimlicher Marsch. Fünf Stunden lang immer mit dem Revolver in der Hand zu Pferde sitzen, jeden Augenblick gewärtig, mit einer Bande Straßenräuber zusammenzutreffen oder aus dem Hinterhalt einen Schuß zu bekommen, ist im höchsten Grade aufregend, und alle waren herzlich froh, als wir endlich die hohen Mauern Tarudants dicht vor uns sahen, hinter denen sich in steilem Anstieg die mächtigen Höhenzüge des Antiatlas erhoben. Denn jetzt waren wir wirklich in Sicherheit.

4.
Konstantine.

— George Gaskell —

„Dies ist Afrika," sagen die Araber von Konstantine, „wer nur in Algier und im Küstenland gewesen, kennt Afrika nicht."

Großartig und gewaltig ist allerdings der erste Anblick von Konstantine! Wie durch Zauber auf mächtigem, felsigem Piedestal hervorragend, inmitten eines ausgedehnten Gebirgspanoramas, in dem die baumlose Vegetation der Gegend einen wilden Anstrich verleiht, in eigentümlicher Harmonie mit der arabischen Stadt. Königin der malerischen Städte, stolz auf deiner felsigen Höhe thronend, übersiehst du alles, was zu deinen Füßen liegt! Gelangt man näher, so erscheint es, als sei der Felsen durch irgend eine Erschütterung in der Natur in Stücke gerissen worden; zwischen seinen losgelösten Teilen gähnt ein entsetzlicher Abgrund. Sehen wir in diese Kluft hinab, so schwindelt uns auf dieser unermeßlichen Höhe; tief unten rauscht ein Wildbach, bald durch vorspringende Felsen verborgen, bald wieder sichtbar, er verliert sich dann in einer Höhle und kommt endlich nochmals zum Vorscheine, bevor er sich über einen Abhang hinabstürzt und den Wasserfall von Roumel bildet. Ein Wasserfall in Gebirgsgegend ist herrlich; in der Stille und Einsamkeit der Natur bricht er unter dem dunklen Gezweige der Bäume hervor, stürzt über senkrecht abfallende Felsen hinweg wirft sich von Klippe zu Klippe, bis er mit einem letzten Sprung, ganz in Schaum gehüllt, mit Donnerkrach den

Boden erreicht. Der ruhelose Roumelstrom fließt in noch erhabenerer Scenerie dahin. Hoch oben über dem Gewässer in der Luft schwebt eine Naturbrücke, welche die Felswände verbindet und die Schlucht überwölbt, während noch weiter oben sich die steile Felsenwand erhebt,

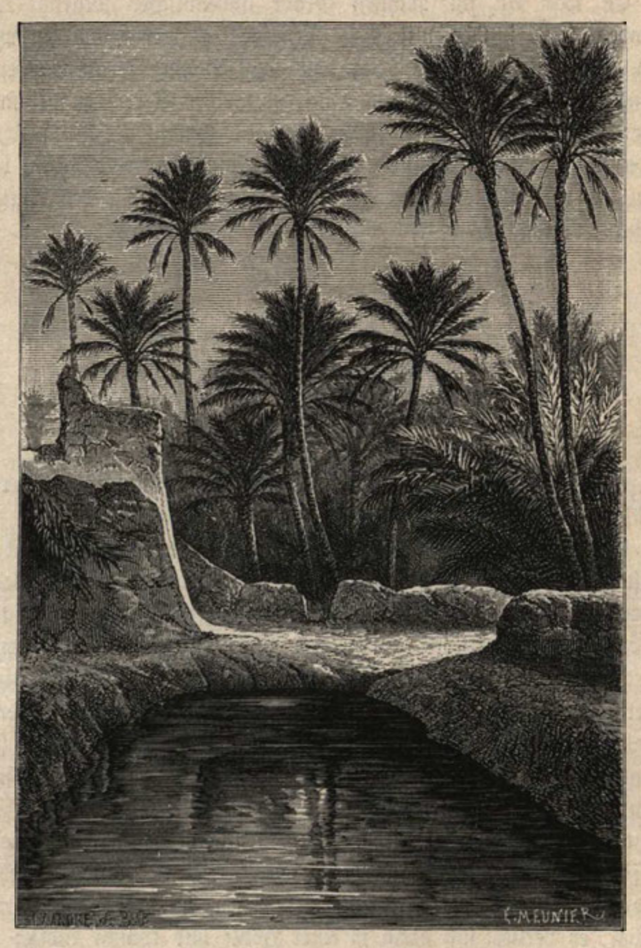


Abb. 5. Die Oase Aschbadscha bei Wargla (S. 27).

auf deren Spitze eine unsichtbare Stadt liegt. Raubvögel umkreisen diese und unten lächelt ein blühendes Thal, das seine reiche Vegetation dem ungestümen Bergstrom dankt, der jetzt als sanfter Fluß zwischen seinen Ufern fließt.

Doch wir haben uns von der Strömung hinwegreißen lassen,

denn wir sprachen von der Kluft bei Konstantine. In diesem schrecklichen Spalt kreisen und schreien die Adler und Geier, während auf den Dächern der alten Häuser, welche das vorstehende Eck überhängen, eine Storchansiedlung ihre riesigen Nester baut. Wie sie so bewegungslos auf ihren langen Beinen auf den Spitzen der Gebäude stehen, sehen sie wie in Stein gehauene Gestalten aus. Denken wir an den soliden Grundstein, auf welchem dies bedeutende Gebäude ruht, so wandert der Geist zurück in jene entfernten Zeiten, in denen diese nackten Felsen, die der Mensch zu seinem Heim erkoren, still in der Einsamkeit der Natur lagen. Das freie Land um Konstantine selbst, das, soweit das Auge reicht, sich bis zum blauen Hochland von Kabylien ausdehnt, hat nicht die Monotonie der Ebene, denn die weite Fläche ist von Bergen und Hügeln unterbrochen, von denen einige, auffallend in ihrer Gestaltung, sich in unmittelbarer Nähe der Stadt erheben. Der höchste dieser Berge, der Mansoura, übersieht die Stadt und war zur Zeit der Römer befestigt. Wer diese Höhe oder die von Sidi Mesid besteigt, erhält einen herrlichen Überblick über ein unvergleichliches Panorama.

Als Stadt ist Konstantine ein sehr angenehmer Aufenthalt. Die Eingeborenen von Konstantine sind meist geselliger wie diejenigen von Algier; auch sind sie im Verkehre mit Fremden freundlicher als die Araber der Hauptstadt oder die Kabylen, die, da sie am wenigsten geneigt sind, sich unter fremde Herrschaft zu beugen, auch am zurückhaltendsten gegen die Roumis sich benehmen.

Wer das arabische Stadtviertel in Algier gesehen, wird in demjenigen von Konstantine wenig Interessantes finden. Einige schmutzige Straßen und elend aussehende Gebäude sind alles, was uns begegnet; die terrassengekrönten Dächer, ein der südlichen Architektur eigener Zug, fehlen gänzlich, da das Klima im Winter nicht dazu geeignet ist.

In Konstantine zeigt sich noch mehr, als in Algier die unvergleichliche Trägheit oder philosophische Indolenz der untersten Klassen, wo viele die von ihren Frauen gewonnenen Feldprodukte zum Verkaufe in die Stadt bringen, wo die Kabylen arbeitsam sind und viele Araber doch irgend einer Beschäftigung nachgehen. Hier sonnen sich die letzteren, indem sie ausgestreckt in den Straßen und auf den Plätzen liegen, den Kopf der Sonne zugewendet.

Wüßten wir nicht, daß einige Datteln, eine Schale Kaffee und eine Papiercigarette genügen, um einen Araber zu ernähren, und daß ein grober Burnus, der Schmutz und Nacktheit zugleich verhüllt, ihm jahrelang dient, so würden wir es nicht begreifen, wie er es bewerk-

stelligt, eine unabhängige und nach seinen Begriffen glückliche Existenz zu führen. Er wechselt seine Kleidung nie, Sommer und Winter bleibt sie die gleiche, denn wie der Spanier meint: was vor Kälte schützt, müsse auch gegen Hitze ihn bewahren. Wird ein arabischer Burnus vor Schmutz und Ungeziefer unbrauchbar, so wandert dessen Eigentümer damit zum Fluß, entkleidet sich und wäscht sein einziges Kleidungsstück, worauf er sich im Naturkostüme ins Gras wirft, bis dasselbe trocknet.

Man muß sich nicht dem Glauben hingeben, daß, weil die Araber keine Vorliebe für die Arbeit und eine so große für die Ruhe haben, sie doch nicht fähig wären, harte Arbeit zu verrichten, sobald sie einen Zweck damit erreichen. Manche gehen in große Städte, besonders in Seehäfen an der Küste, um Geld zu verdienen und es zusammenzuscharren. Die Wasserträger der Hauptstadt z. B. stammen alle aus Biskra; sind sie einige Jahre in Algier geblieben und haben sich im Laufe dieser Zeit nach ihren Begriffen ein kleines Vermögen erworben, so kehren sie in ihre heimatliche Oase zurück, heiraten und verleben den Rest ihrer Tage in dem Schatten der Palmen.

Ein Araber, der eine regelmäßige, beständige Arbeit mit mäßiger Besoldung zurückweist, wird nicht Anstand nehmen, ein gefährliches Wagestück zu unternehmen, bei dem in kürzerer Zeit mehr Geld zu gewinnen ist; auf diese Weise schlagen viele ihr Leben in die Schanze, indem sie dem Löwen oder Panther entgegentreten, um in einer Nacht den für Tötung dieser Tiere von der Regierung ausgesetzten Preis von 40 Franken zu verdienen. Der Araber wird sogar schwere Arbeit übernehmen, die bald vollendet und gut bezahlt ist.

Ich sah eines Tages in die Kluft hinab, welche die Stadt umgiebt, als ich ein Etwas bemerkte, das sich wie zwei Ziegen ausnahm; ich verwunderte mich, wie selbst dieses leichtfüßige, kühne Tier da hinabgelangen könne, als einige Leute, welche ebenfalls die Punkte beobachtet hatten, darauf aufmerksam machten, daß es zwei Araber seien, die ihr Leben der Gefahr preisgaben, um eine bestimmte Gattung Kräuter zu sammeln, die in der Tiefe der Schlucht wuchsen; all dies nur wegen des hohen Preises, welcher für diese wertvolle Pflanze, der man eine besondere medizinische Heilkraft zuschreibt, gezahlt wird. Den Bewegungen dieser Männer zu folgen, als sie die steile Felswand der Schlucht auf ihrem gefahrvollen Rückweg hinaufkletterten, war ein wahrhaft grauenerregender Anblick, da ein einziger Fehltritt, das Abbrechen eines Zweiges, an dem er sich gerade hielt, den einen wie den andern in den Abgrund geschleudert haben würde. Endlich

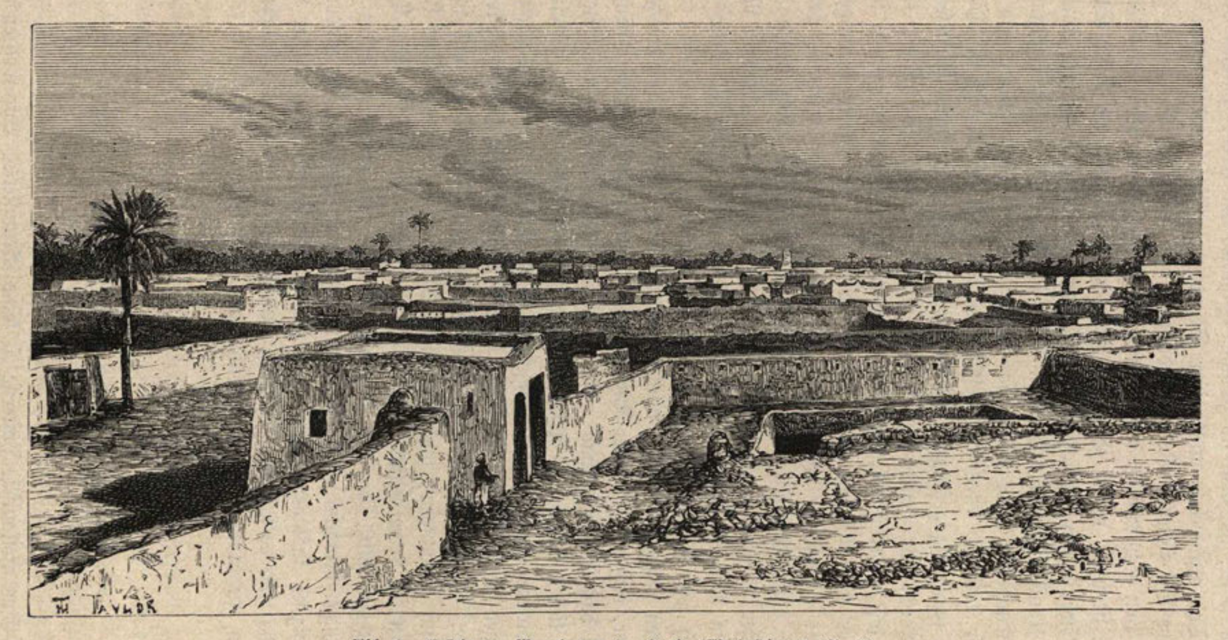


Abb. 6. Ansicht von Wargla von der Kasba (Citadelle) aus (S. 27).

erreichten sie, nachdem sie zwischen Himmel und Erde, zwischen Leben und Tod geschwebt, nach einer Stunde den Gipfel und konnten ihre Schätze auf sicheren Boden niederlegen.

Von Konstantine nach Batna, dessen Cedernwald noch Löwen birgt, ist nicht weit. Vormals sandten die Einwohner dieser Stadt die Löwenjungen, welche sie den Alten in ihrer Abwesenheit stahlen, nach Konstantine zum Verkauf. Ein im Hotel Oktavie in Konstantine aufgewachsener Löwe wurde so zahm wie ein Hund infolge von gekochter Kost und durch den beständigen Umgang mit Menschen. Dieser Löwe war jung gefangen worden und der gern gesehene Gast seines Gebieters, für dessen Sorgfalt er sehr dankbar zu sein schien. Die Art, wie er groß gezogen wurde, milderte seine Naturanlagen so sehr, daß er nach Verlauf von drei Jahren frei im Hotel herumgehen durfte; er besuchte den Speisesalon, ging treppeauf treppab, betrat sogar ohne Umstände die Zimmer der Reisenden, von denen gar mancher bei seinem plötzlichen Erscheinen erschrocken sein mag. Nach langem Ritt im Hotel angelangt, begab ich mich sofort zu Bette und da ich sehr schläfrig war, vergaß ich die Thüre zu schließen. Am nächsten Morgen mahnte mich die durch das Fenster hereinleuchtende Sonne, daß es Zeit zum Aufstehen sei. Kaum hatte ich einen Schritt gegen das Sopha gethan, auf welchem ich am Abend meine Kleider hatte liegen lassen, als ich zu meinem Entsetzen einen Löwen gemütlich auf diesem ausgestreckt liegen sah. Das Klügste war, ins Bett zu springen und alles zu verhüllen, was den schrecklichen Gefährten reizen könnte. Zum Unglück war kein Glockenzug in der Nähe, und somit war ich gezwungen, mich in mein Schicksal zu ergeben. Der Löwe begann die Leere seines Magens zu empfinden, er fing an zu gähnen und zeigte mir, der ich angstvoll vom Bette aus jede seiner Bewegungen bewachte, eine Reihe von Zähnen, welche nicht sonderlich beruhigend aussahen; seine mächtigen Glieder streckend, sprang er vom Sopha und verließ das Gemach, um sein Frühstück in der Küche zu suchen, zu meiner großen Beruhigung.

5.
Wargla, das Thor der Wüste.

— Bernhard Schwarz —

Eine afrikanische Postreise ist keine Kleinigkeit. Wir wollten nach Wargla. Auf der Karte im Stielerschen Handatlas sieht das aus

wie ein Nachmittagsausflug, aber es sind von Algier nach Wargla 800 Kilometer. Das ist genau so weit, wie von Berlin nach Wien.

Zwar der Anfang der Reise ist bequem genug: man durchschneidet bis La Chiffa mit der Eisenbahn die herrliche weite Metidscha-Ebene. Dann aber müssen wir hinein in den engen Postwagen, der, mit halbwilden Pferden bespannt, vier Tage und vier Nächte ohne Unterbrechung mit uns über Stock und Stein dahinsaust. Zunächst geht es hinein in das Thor des Atlasplateaus, in die berühmte Schiffaschlucht, deren fast tropische Urwaldspracht von Scharen lustiger Affen belebt wird. Hat man sie passiert, so steigt der Weg sehr merklich an bis zu dem schon 1000 m hoch gelegenen Medea. Merkwürdig heimelt das Städtchen mit seiner mitteleuropäischen Bauart und seinem halbnordischen Klima uns an. Heimatliche Obstbäume vertreten hier die Stelle der Orangen und Oliven, die in der Metidscha ganze Wälder bildeten.

Nun geht die Fahrt weiter. Nach fünfzehn Stunden befinden wir uns vor Bukhrari. Ihm liegt Borrar gegenüber, von dessen hochgelegener Kasba (Citadelle) aus sich eine weite Ausschau auf die unermeßliche, menschenleere, aber reichlich mit hochstengeligem Halfagras bewachsene Steppe eröffnet, die das Herz des algerischen Landes erfüllt. Nachts auf der Weiterfahrt hörten wir mehrmals den Löwen, den „Sba", dessen Namen selbst die unerschrockenen Araber nur mit Scheu nennen, seine donnernde Stimme erheben und ganz in der Nähe Schakale ihr melancholisches Geheul anstimmen.

Endlich sind wir in Larruat, der ersten, aber noch fast 800 m hoch gelegenen Oase der Wüste. Hier endigt die französische Staatspost. Erleichtert entsteigen wir unserm rüttelnden, stoßenden Gefängnis: aber doch, wie viel beschwerlicher wird die Weiterreise! Wir schlossen uns einer nach Wargla bestimmten französischen Streifkolonne an, und nun ging es acht Tage lang auf zumeist dürrem, häufig auch mit tiefem Sande bedeckten Boden unter einem schon sengenden Brand herniedersendenden Himmel durch die Einöde dahin. Dann kamen wir an die von einer intelligenten Bevölkerung bewohnten Oasen der Mzab, von denen Aschdadschas Palmenhain uns erquickenden Schatten bietet. Nun haben wir auch diese passiert: da erblickt das Auge endlich die langersehnte Wüstenstadt, ein Bild voll unbeschreiblichen Zaubers. Denn vermöge einer hier stets anzutreffenden eigentümlichen Luftspiegelung gewinnt es den Anschein, als ob die ungeheure Masse von 150000 Palmen, aus deren dunklem Grün die weißen Gebäude des Ortes herausgrüßen, über einem glänzenden

Wasserspiegel schwebten. Treten wir darauf näher, so haben wir — neues Erstaunen — eine wahre Festung vor uns. Eine mit Schießscharten und Zinnen versehene, allerdings etwas verfallene Ringmauer verbirgt die Stadt den Blicken. Sechs Brücken führen über den



Abb. 7. Inneres eines Hauses in Wargla (S. 29).

ringsum laufenden, leicht zu bewässernden Wallgraben zu ebenso vielen mächtigen Thoren, die, um den Zugang zu erschweren, noch mit mächtigen Blöcken umgeben sind; durch das Labyrinth der letzteren läuft der enge Pfad in Krümmungen hindurch. Man sieht, daß die besorgten Städter es den streifenden Horden der Sahara nicht leicht

machten, sie ihrer mühsam erworbenen Habe mittels eines jähen Überfalles zu berauben.

Haben wir die Stadtmauer endlich passiert, so befinden wir uns auf den engen langen Straßen, die sich durch das Ganze hinziehen. Rechts und links stehen, dicht zusammengedrängt, die aus getrocknetem Lehm oder Gipsziegeln hergestellten und mit sauberem weißen Bewurf versehenen Häuschen, auf deren platten Dächern man nicht selten fleißige Weiber die Spindel drehen sieht.

Die meisten dieser Gebäude tragen sogar etwas ornamentalen Schmuck, indem die Wände mit Koransprüchen bedeckt und über der Hausthüre auf durch kreuz- und querlaufende Linien abgeteilten Räumen Porzellantassen und -Schalen eingelassen sind.

An öffentlichen Gebäuden besitzt die Stadt nur drei Moscheen, von denen die eine gänzlich verfallen ist, während eine zweite, die Moschee Lella Asa, dem Kultus der Mzabiten dient. Wie in anderen Oasenstädten, hat man auch hier von dem Minaret des letztgenannten Gotteshauses einen bezaubernden Blick auf das Meer von grünen Dattelpalmen und die anschließende unermeßliche Sahara, die auf weite Flächen hin so intensiv weiß leuchtet, daß man glauben könnte, es sei Schnee gefallen. In Wahrheit ist die glitzernde Masse ausgeblühtes Salz, das von den eingeborenen Weibern gesammelt und zum Verkauf gebracht wird.

Die Bevölkerung wird allein von Arabern, Mzabiten (Berbern) und Negern gebildet. Die letzteren nehmen seit der Aufhebung der Sklaverei, durch welche der früher überaus bedeutende Zuzug aus dem Sudan fast in Wegfall gekommen ist, außerordentlich ab. Und es muß hauptsächlich diesem Umstande zugeschrieben werden, daß Wargla in 1400 Häusern nur noch etwa 2000 Einwohner beherbergt.

Und doch war diese Gegend jederzeit höchst geeignet für eine größere Ansiedlung, nicht nur wegen ihrer relativ bedeutenden Fruchtbarkeit, sondern auch wegen ihrer Lage überhaupt. Wargla verdient den Namen „Thor der Wüste“, den man ihm oft gegeben hat. Denn zwei wichtige Straßen nach dem Sudan, die aus dem Zentrum des Landes über Larruat und die aus dem Osten über Biskra, treffen hier zusammen, die dem Orte eine hohe kommerzielle Bedeutung verleihen.

6.

An der Bai von Tunis.

— Robert Davidsohn —

Wie durch lauter flüssiges schimmerndes Silber war in der Nacht unser Dampfer dahingezogen. Und am nächsten Morgen ging in glühendem Purpur die Sonne uns über afrikanischen Bergen auf. Steil und trotzig türmen sich hinter Kap Bon die Felsengebirge, und drüben, an jener Küste — Capo Cartagena heißt noch heute die Landspitze — thronte einstens, Meere beherrschend und Länder verwüstend, Didos Stadt. Vor uns aber, hinter einer seichten Meeresbucht, breitet sich die flache Ebene, in der Tunis liegt. Ein Kriegsdampfer fährt eben, zugleich mit unserem Schiffe, in La Goletta ein. Mit Kanonendonner grüßt er die französische Fahne, die neben der des Bey auf den Forts weht, und gleicher Gruß schallt ihm zurück. Von La Goletta aus führt in etwa vierzig Minuten eine Bahn nach der Hauptstadt der Regentschaft. Man meint schier, der Zug führe mitten in den Karneval hinein. Dort trippeln auf dem Bahnhof — kenntlich daran, daß sie ihr Antlitz ohne Hülle offenbaren — geputzte Jüdinnen in eng anliegenden Höschen, in bunten Seidenröckchen und wallende Seidentücher über das spitze Goldhäubchen, über Kopf und Schultern geworfen, umher. Neger bieten ihre Backware am Zuge aus und in stolzer Ruhe rauchen beturbante Araber in der dritten Klasse ihre Cigarette oder ihre Pfeife. Dazwischen rothosige französische Offiziere und zerlumpte, nacktbeinige Soldaten des Bey, an denen alles lumpig und schmutzig ist. Die Waggons der Bahn haben zu beiden Seiten breite Holzbalkons, auf denen man während der Fahrt bequem umherspazieren kann, denn die Balkons sind, zusammengenommen, fast so breit, wie das Coupé selbst. Aber der Blick, den der im Fahren Promenierende hat, ist mehr fremdartig als verlockend. Über die endlos sich dehnenden öden Wiesen, die naß sind wie Sumpfland, da sie der Regen in tiefen Morast verwandelt, trabt, oder richtiger, durch sie watet, hier und da ein Pferd oder ein Esel mit seinem Beduinenreiter, der den Kopf tief in die Kapuze seines grauweißen Mantels gesteckt hat. Hier und da ragt in der Ferne aus der Öde eine Palmengruppe auf, hier und da grast eine Herde von Kamelen von einem halbnackten Beduinenjungen gehütet, der mit blitzendem Auge dem Zuge nachsieht. Auf der anderen Seite der Bahn dehnt sich die Meeresbucht el Bahira, deren lagunenartige

Sümpfe die Franzosen zum größten afrikanischen Hafen machen möchten. Die Bahn fährt hart neben dem Wasser. Hunderte von Flamingos schwimmen auf dem See und das zarte Rosa ihres Gefieders glänzt in der Sonne. Eine alte, längst verlassene Burg aus den Zeiten

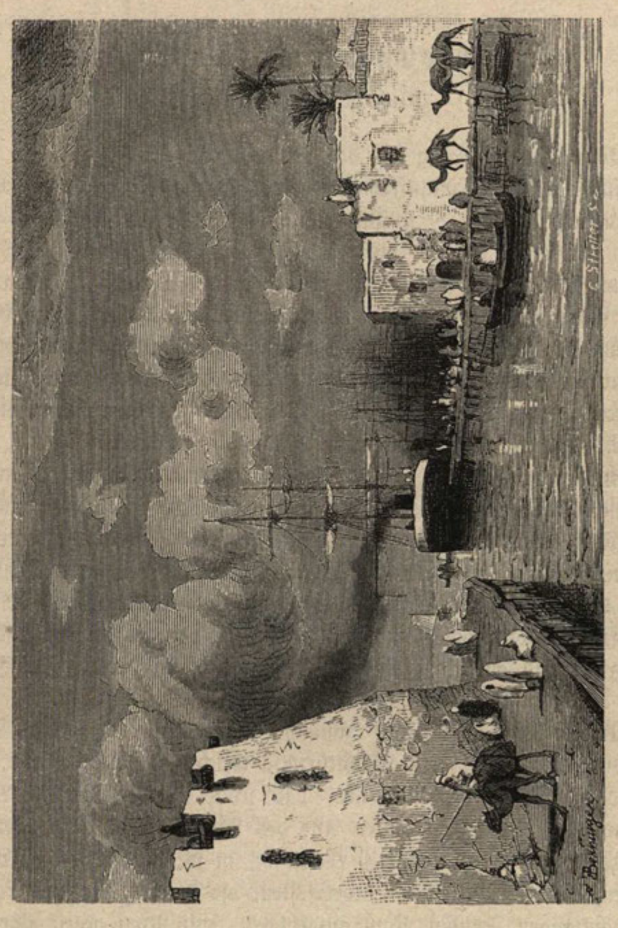


Abb. 8. Hafen von La Goletta (Tunis). (S. 30).

Karl des Fünften liegt, als schwämme sie im Wasser, mitten in der Bucht. Dorthin hatten sich einstmals die Spanier geflüchtet, die hier als Eroberer gehaust hatten, und diese Befestigung, die sie sich erbauten, war ihr letzter Zufluchtsort. Zerfallen und verlassen, erhöht jetzt die Ruine den öden, trüben Eindruck der Landschaft ringsum, über der es trotz allen Sonnenscheins wie Geheimnis und Unheil

brütet. Frei und klar ragen nur in weiter blauer Ferne die letzten Ausläufer des Atlasgebirges, die trotzigen Felsmassen von Kap Bon auf.

7.

Erinnerungen an Karthago.

— Robert Davidsohn —

Unser Ausflug ging zu den Ruinen von Karthago. Ein öder Weg führt von der Hauptstadt des Bey, die gewissermaßen die Nachfolgerin und Erbin — freilich eine höchst entartete Enkelin — der antiken Weltstadt ist, in zwei ein halb bis drei Stunden nach den Trümmerfeldern von Karthago. An einigen Kirchhöfen, einigen Kapellen führt der Weg vorbei, dann immer auf flacher, öder Ebene und auf Straßen, die kaum fahrbar sind, zumal wenn die Regen des Januar die Wege in Morast, ja in eine Kette von wahren kleinen Landseeen verwandelt haben. Ein Lichtblick der Wagenfahrt ist die Aussicht auf die Villen von Marsa mit ihren Palmengärten. Hier wohnen die Großen des Landes, die Prinzen und die Gesandten zur Sommerfrische, und schon die reichen karthagischen Kaufleute und die Senatoren haben hier in der alten „Magalia" ihre Villegiatur abgehalten. Freilich war damals Magalia keine Oase in einer Wüstenei. Denn dieses Land war ursprünglich reich und fruchtbar und erst die Zerstörungen der Römer und der Vandalen, der Byzantiner und der Sarazenen und endlich Jahrhunderte muselmännischer Mißwirtschaft haben aus dem blühenden Lande eine Einöde werden lassen.

Unser Weg führt uns zunächst nach dem „heiligen" Dorfe Sidi-bu-Said. Von dem Leuchtturme, welcher sich hier erhebt, hat man den schönsten Überblick über das weite Meer; über die Berge bis zum Kap Bon, dem letzten Aste des Atlasgebirges, und über die versandeten Häfen der zerstörten Weltstadt, in welchem einst die Flotten ankerten, die das Mittelmeer beherrschten, die Flotten, die zum Schutze der nachmaligen Feindin Rom aufgeboten, mit Rom gegen Pyrrhus kämpften, die Sicilien eroberten. Heute erscheinen beide Häfen, der ehemals runde Kriegshafen, wie der längliche Handelshafen nur noch als mäßig große Teiche und die Zeit wird kommen, wo selbst ihre Spur verschwunden ist. Welches Leben einst in diesen Häfen! Hier ankerten die fünfdeckigen Galeeren, welche Tarent und Syrakus bedrohten, hier erhob sich auf einer Insel, mitten im Kriegshafen, das

Admiralsgebäude, hier herrschte ein Treiben, wie etwa jetzt im Hafen von Malta.

Und in dem viereckigen Handelshafen, von dem heute nur ein versandeter Rest übrig geblieben ist, gaben sich die Schiffervölker der alten Welt ein Rendezvous. Hier ankerten zu frühster Zeit hellenische Schiffe, phönikische aus Tyrus und Sidon, etruskische aus Caere, römische aus Ostia und sicilisch-griechische aus Syrakus und Messana, und das babylonische Sprachgewirr des alten Testaments mag auf den stolzen Quais dieses größten Handelshafens der antiken Welt geherrscht haben.

Von diesem Leuchtturme aus übersieht man zugleich am besten das ganze öde Trümmergebiet, welches einst die blühende punische Hauptstadt trug. Soweit fast, als der Blick reicht, am Meere beginnend, und wieder am Meere endend, liefen fast 40 km lang, dreifache Mauern um das karthagische Stadtgebiet. 13 m waren sie hoch und von 20 zu 20 m erhoben sich Verteidigungstürme, gegen zweitausend insgesamt. In den dicken Mauern befanden sich Stellungen für das wichtigste Kriegsmaterial der Karthager, für dreihundert Elefanten, und ferner für viertausend Pferde.

Auch lagerten in den Kasematten dauernd 24000 Soldaten, Fußvolk und Reiter, in jedem Augenblick bereit, durch Verteidigung oder Ausfall Gefahren abzuwenden, welche von unbezwungenen oder aufständischen Männern, oder welche sonst von der Landseite her Karthago drohen konnten. Nichts kündet mehr von dieser gebietenden, ehemaligen Stärke. Drüben in Italien stehen von den kleinen griechischen Städterepubliken noch Tempel, noch Mauern, noch Verteidigungstürme — hier spannt sich der blaue afrikanische Himmel über eine öde Trümmerwüste, welche das Meer bespült. Von dem Hügeldorf Sidi-bu-Said fährt uns der Wagen auf einem üblen sandigen Landwege nun mitten zu dem Ruinenfelde der ehemaligen Stadt. Die Steine, über welche die Pferde stolpern, und welche dem Wagen allerlei Schwierigkeiten bereiten, sind Trümmerstücke von antiken Gebäuden, von Mauern, Häusern, Tempeln. Wo sind sie geblieben, die sich hier einst ragend erhoben? Verschwunden, versunken! Der Hauch der Geschichte hat sie fortgeweht und nichts lehrt so sehr, wie ein Blick auf diese verödete Fläche, daß Reiche ohne ethische, ohne ideale Grundlage Schaumblasen der Weltgeschichte sind, selbst wenn Mauern und Türme sie verteidigen und wenn sich Reichtum und Macht zu ihrem Schutze vereinigen. Schwerer noch als die Schwüle eines afrikanischen Mittags lagert über diesen Gefilden der Odem der Zerstörung. An der tyrrhenischen und sicilischen Küste, in Päftum, in Girgenti, wo die

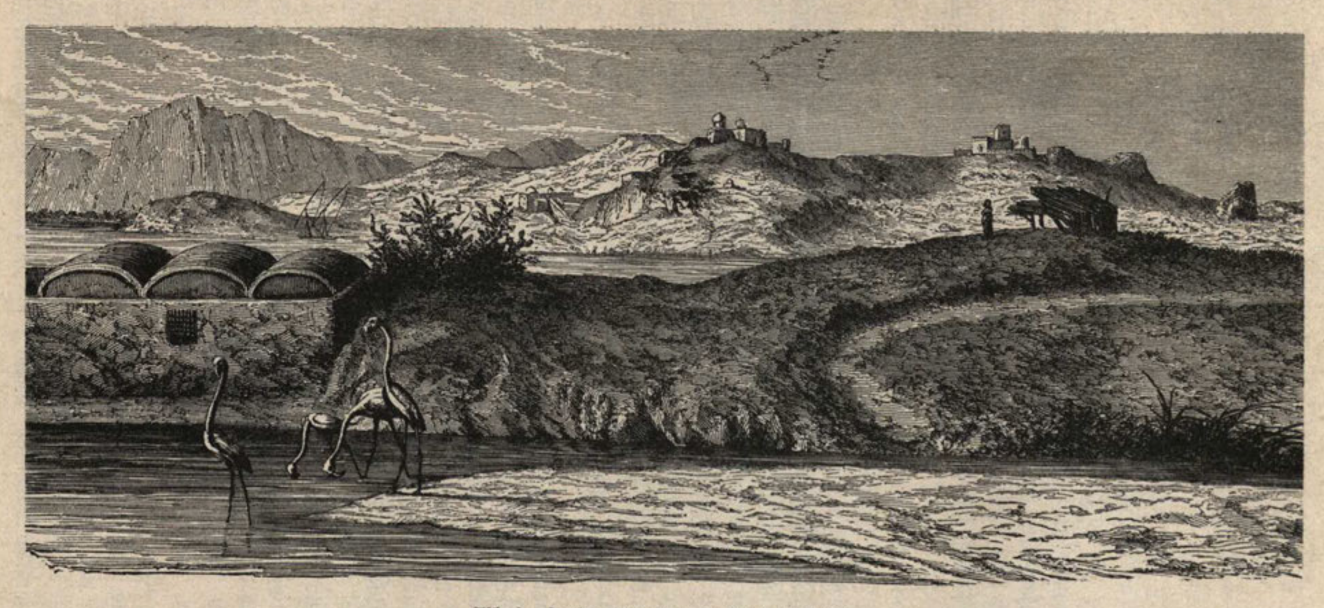


Abb. 9. Tunis: Strand an der Bahira (S. 30).

verlassenen Tempel in der Meeresnähe aufragen, erwecken die Reste der Vergangenheit eine milde Wehmut und ein freundliches Andenken. Hier umweht die formlosen Überbleibsel dessen, was einst groß und stolz gewesen, nichts als der sengende Hauch der Vernichtung.

In der Nähe des Meeres erheben sich riesige Cisternenanlagen. Sie und die Cisternen von La Malga sind fast die einzigen Ruinen, deren Bestimmung sich klar erkennen läßt. Noch sind die unterirdischen Wölbungen wohlerhalten. Die siebzehn Bassins konnten eine mächtige Wasserfülle aufnehmen. Noch ist der Mosaikboden der Gänge in gutem Zustande, die an den Reservoirs entlang führen. Hier mögen die müden und kranken Streiter Ludwig des Heiligen bei ihrem Kreuzzuge gegen Tunis gerastet haben, als sie auf dem karthagischen Trümmerfelde lagerten.

Die Erinnerung an Ludwig den Heiligen haftet aber zumal an dem uralten Burghügel von Karthago, an der „Byrsa", der Akropolis der alten „Neustadt". (Der Name, des von Utica aus begründeten Karthago bedeutet Neustadt.) Der Hügel der Byrsa überragt noch heute das Trümmerfeld, wie ehedem seine schimmernden, säulengetragenen Bauten über die flachgelegene Stadt und über deren sechsstöckige Häuser fortgeragt haben müssen, als Wahrzeichen der Macht und Größe von Stadt und Staat. Hier auf dem Byrsahügel erhob sich die erste Anlage von Karthago. Wenn man die Fabel der Stadtgründung durch Dido glauben könnte, müßte man ihren Schauplatz auf diese Anhöhe verlegen. Hier hatte das alte Karthago ihr auch den Tempel errichtet, denn sie wurde göttlich verehrt. Ihr Heiligtum aber wurde überragt von dem auf sechzig Stufen aufsteigenden, alle anderen Kultstätten überthronenden Tempel des Heilsgottes Esmun, des phönikischen Äskulap. Am Abhange des Hügels lag der Baalstempel. Hier stand das Erzbild des Gottes, in dessen bewegliche Arme die Kinder gelegt wurden, welche der düstere Aberglaube dem Baal als Opfer darbrachte.

Hier auf dem Burghügel hat sich auch das Archiv des Staates befunden und gewiß tagte hier auch, sei es in einem besonderen Gebäude, sei es in einem der Tempel, der „Rat der Alten," der den Staat regierte, die Feldherren ernannte, und über Krieg und Frieden die hauptsächlichste Stimme hatte. Man hat an einem der Abhänge der Anhöhe jetzt allerlei Wölbungen und Fundamente bloßgelegt. Wer aber will bestimmen, zu welchen Gebäuden sie einst gehörten? Hier auf diesem Hügel, der den Mittelpunkt von Karthago bildete, starb am 25. August 1270 der heilige Ludwig, König von Frankreich, der

hier mit seinen siebentausend Kämpfern wider die Ungläubigen gelagert hatte. Ein böses Fieber hat ihn dahingerafft, das auch in seinem Heere furchtbare Verwüstungen anrichtete. Heute belebt diese Trümmerwelt nur der braune Beduine, der hier und dort nach alten Münzen in der Erde umhersucht, die er den spärlichen Besuchern der „Ruinen von Karthago“ zu verkaufen trachtet.

Nur eine Menschenansiedlung außer einem kleinen französischen Kloster giebt es auf dem ganzen mächtigen Areal, auf welchem einst Hunderttausende lebten, handelten, Schätze sammelten und kühne Pläne schmiedeten, um die alte Welt mit dem Netze ihrer kommerziellen Projekte zu überziehen, nur eine einzige elende Menschenniederlassung. In den Cisternen von La Malga, die noch größer sind, als jene oben erwähnten, in der Nähe des Meeres gelegenen, in den Cisternen selbst hat sich ein elendes Beduinendorf angesiedelt. In der Hütte eines dieser Beduinen haben wir wohlschmeckenden Kaffee getrunken, den er uns Wegmüden am Herde bereitete, und als der braune stattliche Beduine uns als „Prussiani“ erkannte, hat er mit uns, aus auflodernder Franzosenfeindschaft, in dem Cisternendorfe auf den Trümmern Karthagos förmlich fraternisiert.

Bis auf diese spärlichen Zeugen des Lebens liegt öde, ein Kirchhof der Weltgeschichte, ein Massengrab für soviel Macht und Größe, die Fläche von Karthago da. Kaum dürftiges Gras sprießt zwischen den Trümmern. Hier und da ragt zwischen Steinen ein stachliger Kaktus auf. Nirgends erfrischt selbst in der Ferne das Bild wogender Ähren oder fruchttragender Bäume den Blick, hier, wo einst reiche Grundbesitzer vor der Stadt von Tausenden von Sklaven den Boden bestellen ließen. Welch tief demütige Empfindung beschleicht hier das Herz! Hier war ein stolzer Hafen, hier war eine Weltstadt, hier strahlten Paläste und Tempel, Cirkus und Theater. Hier brandeten die Wogen des Lebens und von hier zog blühendes Leben und mächtige Thatkraft über die brandenden Wogen des Meeres hin, um zur Vaterstadt Reichtümer aus fernen Ländern zurückzubringen. Und diese verstreuten Steine und diese öden Trümmer sind der Rest!

8.
Tripolis.

— Gustav Nachtigal —

Es war ein liebliches Bild, das sich vor den Augen des ankommenden Reisenden allmählich auf der Reede von Tripolis — Tara-

bulus — entfaltete. In den Strahlen der glitzernden Morgensonne anfangs verschwimmend, hoben sich allmählich zuerst links die malerische Masse des festen Schlosses und dann vor uns über der Stadt die gleich Säulen oder Mastbäumen emporragenden schlanken Minarets der Moscheen hervor.

Allmählich zeichneten sich die luftigen Kuppeln der religiösen Gebäude, die reinlichen, weißen Stadtmauern mit ihren Zinnen und Türmchen und die reizende Zierde der hier und da das Ganze überragenden schlanken Dattelpalmen für das Auge bestimmter. Rechts trug eine ins Meer vorspringende Felszunge Festungswerke, und allmählich unterschied man die einzelnen sauberen Häuser mit ihren Dachterrassen, von denen die ansehnlicheren der Europäer, die niedrige Stadtmauer überragend, die Aussicht auf das Meer haben.

Beim Besuche orientalischer Städte muß sich der Reisende an Enttäuschungen gewöhnen. Aus der Ferne Sauberkeit und Glanz, pflegt innen alles Schmutz, Ruine und Elend zu sein. Auch Tripolis leistet nicht das, was es verspricht, ohne gleichwohl das Gepränge des Verfalls in einem Grade an sich zu tragen, wie so viele Schwesterstädte auf der Küste des Mittelmeers.

Rechts, wo die Felszunge beginnt, liegt das Bab-el-Bahar, das Seethor, durch das man in das Innere des Städtchens gelangt, und die sauberen Marinegebäude. Neben dem Landungsplatze ist ein großes arabisches Kaffeehaus mit seinen beschatteten Bänken und ihren bunt gemischten Insassen, links neben dem unverfallenen Thore die Handelsgewölbe mit ihrem Getöse und Menschengewimmel. Um das Thor gruppiert sich das regste Leben, das Tripolis zu entfalten vermag. Dort sind die Kaffeehäuser mit ihrer bunten Gesellschaft und ihren bescheidenen Genüssen, die Barbierstuben mit ihren Neuigkeitskrämern, die geräuschvollen Bazars der Malteser, die relativ großartige Thätigkeit des Seehandels.

Vom Bab-el-Bahar führen zwei breite Staßen — Schara —, die eine am Meere entlang, zwischen der niedrigen Stadtmauer, auf deren halber Höhe man einherwandeln kann, und den ansehnlichsten Gebäuden europäischer Kaufleute und Konsuln nach Osten, die andere ins Innere der Stadt. Die Straßen sind reinlich, schutt- und trümmerlos, ohne Kehrichthaufen und ohne die Leichname ausgesetzter neugeborener Kätzchen, wie sie in Tunis die unvermeidliche Beigabe so vieler Verkehrswege sind, geebnet und gehärtet.

Folgen wir der europäisch gebauten, in der ganzen Länge der Stadt am Ufer sich hinziehenden Seestraße, welche ihren Bewohnern

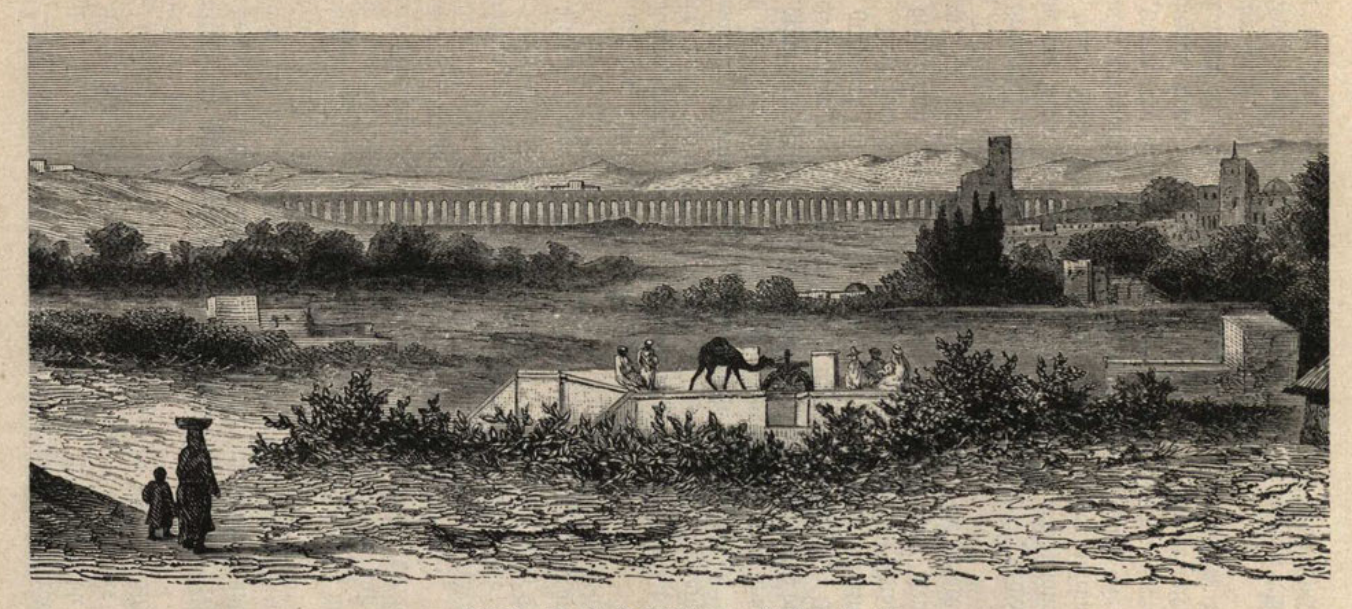


Abb. 10. Die alte Wasserleitung von Karthago (S. 35).

die herrlichste Fernsicht über das Meer gestattet und gleichzeitig von der erfrischenden Brise bestrichen wird, so gelangen wir auf einen kleinen Platz, auf dem das modernste Gebäude von Tripolis steht, der Uhrturm, dessen unterstes Stockwerk Läden enthält, vor denen die Würdenträger und Notablen des Ortes ihre Mußestunden im Zuschauen des Straßenlebens verbringen. In seiner Höhe zeigt eine Uhr die Stunden der türkischen Tageseinteilung. Mit diesem Monumente hat der damalige Gouverneur, Ali Riza Pascha, die Hauptstadt der ihm anvertrauten Provinz beschenkt.

Von diesem Turmplatze führen zwei Wege zu den südöstlichen Thoren, dem Bab-el-Chandaq und dem Bab-el-Meschija, und einige Straßen in das Innere der Stadt. An dem ersteren Thore, zwischen ihm und dem Meere, liegt die mächtige, etwas formlose Masse des Gouvernementsgebäudes, das unmittelbar ans Meer stößt und nach der Seeseite hin durch mächtige Mauern seiner Zeit eine gewiß uneinnehmbare Festung bildete. Es hat nicht das Aussehen eines Palastes, sondern eines von der übrigen Stadt abgeschiedenen festen Schlosses. Alle Jahrhunderte haben ihre architektonischen Spuren an dieser sonderbaren Masse hinterlassen, welche hier ein fensterloser Turm zu sein scheint, dort auf der luftigen Höhe seiner Terrasse ein Frauenhäuschen mit vergitterten Fenstern trägt und dann wieder eine Fassade zeigt mit Fenstern in jeder Größe, in den verschiedensten Höhen angebracht, aus deren Durcheinander sich das mächtige Fenster hervorhebt, in dem der Generalgouverneur zu sitzen liebte.

Im Innern des Schlosses befinden sich außer den Wohnungen des Pascha und seines Hofstaates alle Kanzleien und Beamtenwohnungen, und es muß nicht leicht sein, sich in seinen Höfen und Höfchen, Gängen und Winkeln, Gewölben und Treppen zurecht zu finden. Das Ganze ist nicht nur unregelmäßig und unzweckmäßig, es ist auch unschön und bei aller Massenhaftigkeit ärmlich.

Die Straße, welche nach dem Bab-el-Meschija führt, ist dem Verkaufe von Gemüsen und den Erzeugnissen der kleinen Handwerker gewidmet, und hat neben sich den überwölbten Suq-el-arba, in dem Stoffe und Kostüme feilgeboten werden. Dort kauft man die bunten Wolldecken, Burnusse und Haïks aus dem tunisischen Beled-el-Dscherid oder häufiger von der Insel Dscherba, deren industriereiche Bewohner in großer Zahl in Tripolis angesiedelt sind.

Eine andere Straße führt vom Turmplatze in die Hauptbazarstraße, welche, wie in allen mohammedanischen Städten der Mittelmeerküste, die sauberste, reichste und interessanteste ist. Dies ist der

sogenannte Suq-el-Turk mit seinen türkischen und arabischen Handelsherren, die ernst und würdevoll in ihren kleinen Läden sitzen, nie ihre Ware anpreisen, nie ihre Preise verrücken, und, scheinbar uninteressiert um Kauf und Verkauf, den Tag im Gespräche mit den Nachbarn und Besuchern, mit Lektüre oder in dem indifferenten Schweigen und müßigen Träumen verbringen, das den Orientalen so wenig schwer fällt. Unbekümmert um die Konkurrenz der Neuzeit, welche ihren Markt mit europäischen Waren überschwemmt, die, den ihrigen unstreitig ähnlich, sich zwar durch Mängel an Solidität, aber auch durch billige Preise auszeichnen, leben sie in der Welt ihrer Erinnerung und ihrer Träume. Neben ihnen verkaufen auch Juden türkische und arabische Stoffe in Wolle, Seide und Baumwolle mit ihren Nachahmungen aus Europa und wissen dort wie überall, in widerlichem Kontraste zu ihren würdigen Nachbarn, sich und ihre Ware zu oft unberechenbarer Geltung zu bringen. Dort finden sich auch Läden mit Tabak, Tschibuks und Nargiles, mit schöngeformten Kannen, Schüsseln und Trinkschalen aus Kupfer und Messing, mit Essenzen und Wohlgerüchen aus Konstantinopel, mit Teppichen aus aller Herren Länder.

Hier und da stößt man dazwischen auf die einfachen Kaffeehäuser mit ihren kleinen Kochherden, ihren Kännchen und Täßchen, ihren nackten Wänden und Bretterbänken, und auf die Eingänge zu den Absteigequartieren der Reisenden. Diese werden, wie in Tunis, Fonduq genannt und bestehen aus viereckigen, rings von Arkaden umschlossenen Höfen, in welchen sich niedrige, kleine, fensterlose, zur Aufbewahrung des Gepäcks und der Waren der Reisenden bestimmte Gelasse mit ihren schlecht verschließbaren Thüren öffnen. Diese werden den nicht in der Stadt ansässigen Kaufleuten als Lagerräume vermietet, und im oberen Stock giebt es zuweilen noch Schlafzimmer für die Besitzer der Waren.

Die Fortsetzung des Suq-el-Turk wird zum Bazar der Schneider — Suq-el-Tuarzi —, welche fast sämtlich Juden sind, und seitlich gelangt man aus jenem in den Bazar der Seidenwirker — Suq-el-Harrara —, aus deren Werkstätten jene großen, viereckigen, meist halbseidenen Männer-Umschlagtücher, welche die in Tripolitanien wenig üblichen Burnusse ersetzen und unter dem Namen Haram dort bekannt sind, hervorgehen.

In den Bazars pulsiert, wie in den übrigen mohammedanischen Ländern, das öffentliche Leben, und wenn dasselbe in Tripolis nicht besonders rege ist, so zeichnet es sich doch durch seine bunte Physiognomie

aus. Tripolis ist ein Hauptausgangspunkt des Handels der Ghadamesipa, Bewohner von Ghadames, deren Handel die westliche Küste beherrscht, und welche die Beziehungen zu den Tuarik vermitteln, Comptoirs in den Haussa-Staaten haben und über Tuart nach Timbuktu reisen. Die Kaufleute der Stadt selbst und der Cyrenaïca, die Bewohner von Gharian und der Oasen Fezzans teilen ihre Handelsbeziehungen zwischen den Haussastaaten und Bornu und haben neuerdings angefangen, nach Madaï zu reisen. Dem entsprechend findet man neben diesen Kaufleuten ihre Geschäftsfreunde aus den verschiedensten Ländern Innerafrikas: den reichen Ghadamesi im Burnus und in Schnabelschuhen neben dem antlitzverschleierten Tariki; den Bewohner von Fezzan neben dem Neger aus Bornu und Haussa und dem schlanken Tubu. Um diesen Teil der Stadt, die besseren Bazars, wohnen die wohlhabenderen Leute in Häusern, welche im ganzen in künstlerischer Pracht weit hinter den besseren Gebäuden von Tunis zurückstehen, wenn auch ihre Anordnung dieselbe ist. Ein Erdgeschoß und ein Stockwerk öffnen ihre Zimmer auf einen viereckigen, offenen, mit Quadern oder Fliesen gepflasterten Hofraum, der rings von zwei Etagen Arkaden umgeben ist, deren untere aus Marmor oder Sandstein, die obere nur aus Holz zu bestehen pflegt.

Aus dieser Gegend gelangt man durch das Gharianviertel zum Südthore, dem einzigen nach dem Innern des Landes gerichteten, das erst neuerer Zeit seinen Ursprung verdankt und darum Bab-el-Dschedid heißt. Westlich von jenem liegt das Hara oder Judenviertel mit seinem Straßengewirre, seinem Lärm, seinem Schmutz, seinen üblen Gerüchen und seiner zur Schau getragenen Ärmlichkeit.

An das Hara lehnt sich derjenige Teil der muselmännischen Stadt, in dem die Malteser ihr Heim aufgeschlagen und der Umgebung ihr charakteristisches Gepräge aufgedrückt haben. In allen Küstenstädten Tripolitaniens, Tunisiens und Algeriens ist dieses Element reichlich vertreten, hat die engsten Beziehungen zur mohammedanischen Bevölkerung, ist von einer rastlosen Thätigkeit, bewunderungswürdigen Geschäftsklugheit, seltenen Sparsamkeit und in seiner Lebenskraft und Elastizität von höchster Wichtigkeit für die Entwicklung des gesamten Lebens. Fast alle Malteser in Tripolis sind Kaufleute, und wahrhaft unglaublich ist die Mannigfaltigkeit der Gegenstände, mit denen sie handeln, und die Kleinheit des Raumes, in dem sie dieselben unterzubringen wissen. Englisches Bier, Wein, türkischen Tabak, abscheuliche Cigarren, Taschentücher, Tassen, Tschibuks, fertige Beinkleider, Kaffee, Thee, Wachskerzen, Zündhölzchen, Hemden, Messer,

Orangen: alles findet man bei diesen merkwürdigen Repräsentanten einer Übergangsstufe von Afrikanern zu Europäern. Wenn sie auch von den Muselmanen verachtet sind, so werden sie doch unter ihnen geduldet und, überall im westlichen Teile des nördlichsten Afrika ist die Ansicht volkstümlich, daß die Malteser durch Christenblut korrumpierte Araber seien.

Westlich von dieser Gegend dehnt sich das arme maurische Quartier bis zu einem Ruinenhaufen aus, in den ein stattliches Fort durch furchtbare Pulverexplosion verwandelt worden ist. Damit hat man die Runde durch die ganze kleine Stadt gemacht. Tripolis ist eng gebaut, d. h. enthält keine weiten unbebauten Plätze, wie Tunis, — das freilich daneben auch zahllose enge Gäßchen besitzt, — und häufig sind die Straßen durch Mauerbögen überwölbt, welche die gegenüberliegenden Häuser verbinden. Die engen Gassen werden, wie in Tunis, Zanka genannt, die breiten Wege heißen Schara, während die Straßen der Kaufleute auch hier die Bezeichnung Suq, d. h. Bazar, führen.

Die mir später gemachten Angaben der Regierungsbeamten über die Bevölkerungsmenge der Stadt, die natürlich auch hier nicht amtlich festgestellt wird, stimmten ungefähr mit meiner Annahme von gegen 20 000 Seelen.

Je kleiner die Stadt ist, desto zahlreicher erscheinen im Verhältnis die fremden Elemente und desto mehr treten sie hervor. Die eigentlichen Stadtbewohner von Tripolis (Araber, Berber, Mauren), verschwinden fast gegen die Fremden und haben sich mit der Zunahme dieser mit Vorliebe in die Gärten der Stadt, welche in unmittelbarer Nähe derselben eine besondere Ortschaft bilden, zurückgezogen. Sie machen im ganzen keinen so noblen, energischen Eindruck, als die Tuniser. Auch in der Kleidung weichen sie von diesen ab und, wie mir nach meinem langen Aufenthalte in Tunis schien, nicht zum Vorteile ihrer Erscheinung.

Das bis zum Knie mäßig weite und dann enger werdende, bis auf die Knöchel reichende Beinkleid, welches el Faresi, d. h. die des Reiters (nämlich Hose) genannt wird, sagte meinen Augen bei weitem nicht so zu, als das schön und regelmäßig dicht gefaltete, weite Beinkleid der Tuniser, das dicht unterhalb des Kniees abschließt. Noch weniger gefiel mir die Sitte, das Hemd in seinem unteren Teile über dem Beinkleid zu tragen. Das Kamisol — Sedriha —, die Weste — Bedaja — und die Jacke — Rhelila — hatten zwar den tunisischen Schnitt, bekundeten jedoch durch ihren bunten, großgeblümten

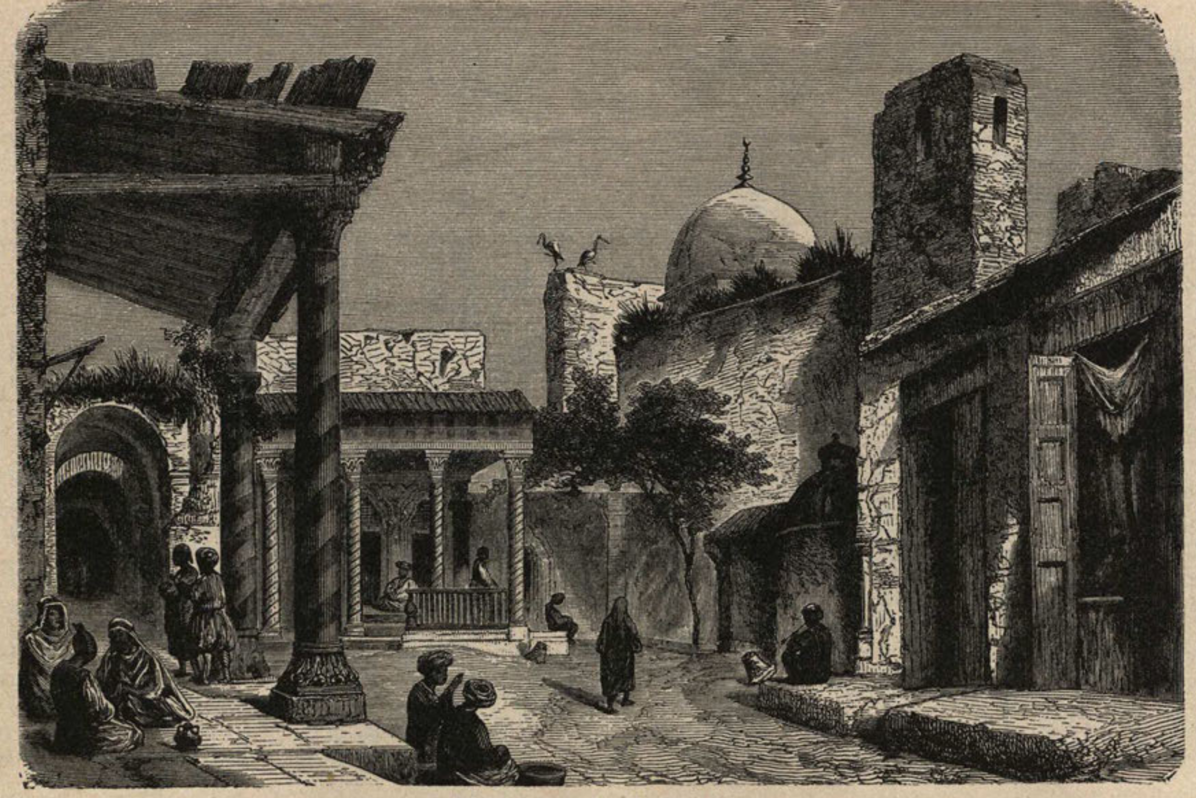


Abb. 11. Türkischer Bazar (S. 39).

leichten Kattunstoff einen tiefer stehenden Geschmack der Tripolitaner, als dieselben Kleidungsstücke aus Tuch mit einfacher Einfassung oder leichter Stickerei ihrer westlichen Nachbarn.

Die so kleidsame anständige Dschubba der wohlhabenderen Klassen in Tunis, welche nicht bloß das Hausgewand ist, sondern auch draußen getragen wird, erscheint in Tripolis seltener, und sie sowohl als der Burnus der Algerier und der Tuniser werden ersetzt durch den schon erwähnten Shawl, in den man Haupt und Glieder einzuwickeln liebt. Das elegante, aus feiner Wolle gewebte und mit weißen Seidenstreifen durchzogene oder mit Seidenfäden durchschossene Umschlagtuch, das in Tunis unter dem Burnus getragen und auf der Insel Dscherba oder Beled-el-Dscherid fabriziert wird, ist bei den auf Kleiderglanz haltenden Leuten ebenfalls beliebt. Der Ruf dieses Kleidungsstückes geht in Afrika weit über den nördlichsten Teil hinaus, und noch in Bornu fand ich es, unter der dem Namen seiner Heimat entnommenen Bezeichnung Dscheridi, allgemein bewundert. Auch die Frauen tragen einen ähnlichen Shawl; nur hüllen sie ängstlicher den ganzen Körper in denselben, denn bei ihnen vertritt er gleichzeitig die Rolle des Gesichtsschleiers, der bei den westlicheren Bewohnerinnen der Küstenstädte Sitte ist. Eine schmale Spalte gewährt den Verhüllten den allernotwendigsten Durchblick zur Auffindung des Weges.

Wie in Tunis bilden auch in Tripolis die Juden einen beträchtlichen Bruchteil der Bevölkerung, der sich für beide Städte auf ein gutes Viertel belaufen mag. Doch der allerdings nur oberflächliche Vergleich, den ich zwischen den jüdischen Bewohnern beider Städte zu machen Gelegenheit hatte, fiel sehr zu Gunsten derer von Tunis aus. Unter diesen treten dem Beobachter überall herrliche Jünglingsgestalten entgegen, wie sie der an seine heimischen Juden gewöhnte Europäer mit Erstaunen betrachtet, und die Schönheit der jüdischen Jungfrauen von Tunis ist unübertroffen. Im Hara von Tripolis herrscht derselbe Schmutz und derselbe Gestank, ohne daß der Besucher des Quartiers durch den Anblick wohlgebildeter junger Männer und in den blühendsten Farben prangender Mädchen dafür entschädigt wird. Durch ihr treues Zusammenhalten, ihre Wohlthätigkeit gegen die Glaubensgenossen, ihre Orthodoxie, ihre Leidenschaft für Streit und Diskussion scheinen sie sich jedoch ihren Brüdern des Westens durchaus anzuschließen.

Eine Klasse der Bevölkerung, welche in Tripolis entschieden bei weitem mehr hervortritt als in Tunis, ist die der Neger von mehr oder weniger reinem Blute, ein Umstand, der sich aus der bis in die

neueste Zeit fortdauernden Einfuhr von Vertretern des Barr-el-Abid, d. h. des Landes der Sklaven, erklärt. In Tunis hat der Sklavenhandel so vollständig aufgehört, daß bei meiner Abreise von dort der Bey und sein damaliger Premierminister in meiner Abschiedsaudienz scherzend baten, ich möchte doch ja soviel als möglich kleine Usfan (Mehrzahl von Usif, Neger) mitbringen. Wenn die hohen Herren von Tunis ihren Hausstand um schwarze Diener, Eunuchen oder Arbeitssklavinnen vermehren wollen, so schicken sie nach Tripolis und lassen sie daselbst zu hohen Preisen kaufen. Freilich ist der Sklavenhandel auch in Tripolis streng verboten und gewiß sehr zurückgegangen, doch im Verborgenen findet noch mancher Umsatz in schwarzer Menschenware statt. Nach wie vor kommen alljährlich verschiedene Sklaven-Karawanen nach Tripolis, doch die Trupps werden von Jahr zu Jahr kleiner, und anstatt sie in die Stadt zu führen, bringt man sie in die Gärten der Meschija, um sie von dort aus allmählich und einzeln zu verkaufen. Glücklich bis zu diesem Ziele gelangt, sind die armen Fremdlinge aller Sorge überhoben, auf das humanste behandelt, mit einem Freibrief — Ataka — ausgestattet und stehen nach kurzer Zeit in dem Verhältnisse der römischen Freigelassenen zu ihren Herren. Sobald sie die Lust zum Verheiraten erfaßt — und das kommt unrettbar bald bei einem Neger — und sich im Hause ihrer Herren keine Gelegenheit findet, einen selbständigen Haushalt zu gründen, so domizilieren sie sich außerhalb, doch fast nie wird das Verhältnis zu ihren einstigen Herren gänzlich gelöst.

Wir kommen endlich zu den Europäern, die, was Zahl anbetrifft, ganz aus Maltesern bestehen, den gläubigsten Anhängern und Beförderern der in Tripolis unter der Leitung eines Padre Prefetto bestehenden katholischen Mission. Wie in allen Ländern der Nordküste Afrikas, kommen sie besitzlos an und bringen es durch bewunderungswürdige Sparsamkeit und Mäßigkeit, durch Geschicklichkeit, Schlauheit und rastlose Thätigkeit ohnegleichen, nicht selten in zehn Jahren zu einem ansehnlichen Vermögen. Handel bleibt ihr Hauptelement, doch eignen sie sich fast ebenso gut zum Landbau, zum Schiffsdienst, zur Viehzucht. Ihr Kinderreichtum ist staunenerregend. Die vornehme Klasse der Europäer endlich wird durch die Konsuln und ihre Beamten und die in Tripolis angesessenen reichen Kaufleute gebildet.

9.

Mursuk.

— Heinrich Barth —

Die äußere Erscheinung der Stadt Mursuk ist, wenn man durch die Wüste endlich die Oase Fezzan erreicht, keineswegs übel, sondern sie hat sogar etwas Malerisches. Nichtsdestoweniger aber macht sich selbst beim ersten Anblick ihr außerordentlich trockener Charakter fühlbar; bei einem längeren Aufenthalte wird derselbe zum vorherrschenden Zuge und macht den Platz zu einem überaus unerfreulichen Wohnort. Die eigentümliche Lage schließt alle reinigenden Luftbewegungen aus; der nur selten von schwachem Regen befeuchtete Sandboden erfüllt die Luft stets mit Sandteilchen, welche die Glut der Sonnenstrahlen im hohen Grade vermehren müssen, und zugleich verpesten die Salzbecken am nördlichen Rande der Stadt, die stets eine Ansammlung des faulsten Wassers beherbergen, die Luft mit ungesunden Dünsten. Der Mensch kann der drückenden Hitze nicht anders entfliehen, als in den kühlen Hallen seiner Behausung, und er findet keine Erheiterung als in sinnlichen Genüssen. Besonders ist der starke Genuß des Palmweines bei der Fieberhaftigkeit des Platzes wohl in Anschlag zu bringen.

Selbst die Plantage umher hat ganz diesen heißtrockenen Charakter. Nur an wenigen bevorzugten, von Dattelbäumen dichter beschatteten Plätzen sind Fruchtbäume angepflanzt, wie Granaten, Feigen und Pfirsiche; Gemüsearten außer Zwiebeln sind ungemein selten, Milch mit Ausnahme von etwas Ziegenmilch, gang unerschwingbar.

Die Stadt liegt in einer Einsenkung. Diese ist von einem leicht ansteigenden Sandrücken umgeben, auf dem die Pflanzung sich ausbreitet, aber ohne die geringste Symmetrie und ohne die geringste Spur des ordnenden menschlichen Geistes. Hier bildet sie einen engen Streifen, der sich weit in die Länge zieht, dort ein isoliertes Wäldchen, und an der Südostseite der Stadt tritt die Wüste in einem tiefen Golf bis unmittelbar an die Mauern. Gegen Osten bildet ein getrennter kleiner Hain gewissermaßen einen Vorposten, während gegen Norden die Pflanzung etwas dichter steht. Dies ist der beste Teil des ganzen Wäldchens. Hier sind auch die meisten Kunstfelder, worauf Weizen, Gerste, „ghēdeb“, und etwas Gemüse mit vieler Mühe gezogen werden. Auch sind die meisten Landwohnungen hier zu finden, welche

größere und kleinere Palmzweighütten einschließen. Die größeren solcher Hütten bestehen gewöhnlich aus mehreren Abteilungen und einem kleinen Hofraum, die anderen haben gewöhnlich nur ein einziges Gemach von ziemlich kleinen Verhältnissen.



Abb. 12. Ansicht von Mursuk (S. 46).

Mitten in dieser unregelmäßigen Pflanzung nun liegt Mursuk. Im ganzen ist es nach den Himmelsgegenden gebaut. Der Umfang beträgt nicht ganz 4 km. Die Mauern sind aus Lehm aufgeführt und haben runde und eckige Bastionen, zum Teil schlecht erhalten. Drei Thore führen in die Stadt; das östliche ist das Hauptthor, das westliche von geringerem Umfange und das nördliche sehr klein. Die

Südseite hat kein Thor; sie ist überhaupt sehr eingerückt, wie die Reste der alten Mauer deutlich zeigen. Trotzdem ist die Stadt noch viel zu groß für ihre geringe Einwohnerschaft, die sich, alles zusammengenommen, nur auf 2800 Seelen belaufen soll. Der größte Teil der Stadt, namentlich in einiger Entfernung vom Bazar, ist nur dünn bevölkert und halb verfallen.

Eine charakteristische Eigentümlichkeit der Stadt, welche deutlich zu erkennen giebt, daß sie mehr verwandtschaftliche Beziehungen zum Sudan als zu den Ländern der Araber hat, ist die geräumige Esplanade, die sich vom östlichen Stadtthore bis zum Kastell erstreckt und den Hauptteil der Stadt luftiger, aber auch der Hitze unendlich viel mehr ausgesetzt macht.

Der Bazar ist natürlich das besuchteste Quartier; er liegt etwa in der Mitte zwischen dem Ost- und Westthore, dem ersteren aber etwas näher, und gewährt mit seinen auf Palmstämmen ruhenden Hallen, welche sich zu beiden Seiten des inneren Teiles des Dendal hinziehen, einen bequemen Platz für Ein- und Verkäufer. Das Wachthaus am Ostende des Bazars erhöht das gute Aussehen dieses Stadtteils mit seiner geschmackvollen Halle von sechs Säulen. Das Kastell hat Mauern von ungeheuerer Dicke und nur kleine Gemächer. Der äußere Hof dagegen hat eine bedeutende Verbesserung durch den Bau einer für dies Land überaus stattlichen Kaserne erhalten, welche seinen nördlichen Teil einnimmt. Diese ist ein großes, viereckiges Gebäude mit einem sehr geräumigen Waffenplatz im Innern, um welchen umher die Hauptzimmer des Gebäudes angebracht sind. Die Gemächer der Offiziere nehmen die Ostseite ein, während sich die langen Säle für die Soldaten an den übrigen Seiten hinziehen. Das Gebäude soll 2000 Mann beherbergen können, obwohl nur 400 einquartiert waren, die ebenso bequemes Quartier wie gute Nahrung hatten. In der That, wenn man die tägliche Kost dieser Leute mit der der übrigen Bevölkerung vergleicht, so findet man einen ungeheueren Abstand, und doch würde jeder Fezzaner lieber Hungers sterben, als freiwillig dieses Kommisbrotes teilhaftig werden.

In bezug auf Handel ist die Stellung Mursuks sehr von derjenigen von Ghadames verschieden. Während nämlich die letztgenannte Stadt der Wohnort reicher Kaufleute ist, welche in der That ihr ganzes Vermögen in Handelsunternehmungen anlegen und ihre eigenen Waren nach Hause bringen, ist Mursuk vielmehr ein Zwischenplatz, als Sitz eines bedeutenden Handels, und der Ort leidet daher stets an Geldmangel. Die auswärtigen Kaufleute nehmen den für verkaufte

Waren eingehandelten Preis mit sich hinweg. Nur wenige der hauptsächlichsten Kaufleute von Mursuk sind da heimisch.

So herrscht denn in der Stadt ein gänzlicher Mangel an frischem Volksleben, obgleich einige der wohlhabenderen Einwohner ein angenehmes häusliches Leben zu führen scheinen.

10.
In den Schrecknissen der Wüste.

— Gustav Nachtigal —

Bei jedermann in Mursuk fand mein Plan, nach Tibesti, in das Land der Tubu, zu reisen, Mißbilligung; man hielt das Unternehmen für zu gewagt. Selbst die in Fezzan wohnenden Tubu warnten mich vor der Habsucht und Verräterei ihrer Landsleute, die so geizig sind, daß sie ihrem Sklavengesinde nicht einmal Kleidung gewähren. Allein ich hielt meinen Vorsatz fest und zog südwärts über Gatrun nach Tadscherri, wo nach Südosten der Weg nach Bárdai abbiegt, der einzigen zusammenhängenden Ortschaft im Gebiete der Tubu Reschade, die unter allen Tubu den schlechtesten Namen führen.

Wie sehr entsprachen sie ihrem Rufe! Kaum hatten wir unter den größten Strapazen, nachdem ich unterwegs mit einem Teile des Gepäckes vier Kamele, die ich auf dem Rückwege wieder abholen wollte, in Arabu bei der alten Kintáfo zurückgelassen, Bárdai endlich erreicht, als uns die Tubu wie Gefangene behandelten und mit systematischen Erpressungen mich auszuplündern begannen. Und so spärlich wurde mir wie meinen Dienern — es waren der Italiener Giuseppe Valpreda, der alte Mohammed aus Gatrun, der schon Heinrich Barths Begleiter gewesen war, und die beiden Neger Saad und Ali — Nahrung gewährt, daß wir zu langsamem Hungertode uns verurteilt glaubten. Dabei äußerte die feindselige Gesinnung der Bevölkerung sich in jeder Weise; selbst die Kinder warfen mit Steinen nach uns.

Unterdessen hielten die Angesehenen des Stammes fortwährend Beratungen über mein Schicksal. Die allgemeine Stimme war für meinen Tod, um dadurch schnell in den Besitz meiner Habe zu gelangen. Nur wenige, wie Arami, Kolókomi und Bu Zeïd, widersprachen dem. Der einflußreichste unter diesen war Arämi; aber auch ihn drohte die stets erneuerte Energie, mit der die Gegner meinen Tod forderten, allmählich zu überwinden. Unablässig drang ich daher mit

Versprechungen in ihn, mir zur Flucht behüflich zu sein, bis er endlich einsah, daß er im Rate des Stammes nicht durchdringen würde, und daß daher in der Flucht die einzig mögliche Rettung läge.

Endlich schlug die Stunde meiner Befreiung. Eine Stunde nach Mitternacht brachen wir, von Arami und Bu Zeïd geführt, auf. Meine Habe war so zusammengeschmolzen, daß zwei Kamele und ein Esel ausreichten, alles, was Wert hatte, zu tragen. Wir umgingen die Ortschaft und erreichten nach einigen Stunden das steinige enge Flußthal Oroa, das bei Nacht zu überschreiten uns unmöglich erschien. Wir rasteten deshalb an seinem Eingange bis zum Anbruche des Tages und erreichten das Flußthal Udêno schon am frühen Nachmittage. Arami ließ sich unterwegs angelegen sein, mich und die Kamele allmählich des überflüssigen Gepäckes zu seinem und seiner Begleiter Besten zu entledigen, deponierte in einer Felsspalte meine schöne Matratze und überwies seinem Neffen Birsa, als dieser Abschied von uns nahm und nach Bardai zurückkehrte, die schlanke messingene Wasserkanne und einen eisernen Kochtopf, den er augenscheinlich für Kupfer gehalten hatte, um dieselben in seiner Wohnung abzuliefern. Noch konnte ich mich nicht zum Gefühle voller Sicherheit aufschwingen, obgleich es allerdings nicht wahrscheinlich war, daß jemand uns zu verfolgen wagen würde, da man alsbald gehört haben mußte, daß Arami mit seinen Verwandten uns geleitete.

Der zweite Marschtag brachte uns eine entsetzliche, fast über das Maß meiner Kräfte hinausgehende Anstrengung. Länger als einen Monat hatte ich eine strenge Hungerkur durchgemacht, und, fast an dieselbe Stelle gebannt, höchstens nach eingebrochener Nacht meinen engen Käfig, den Lagerplatz, durchmessen, um nicht ganz den Gebrauch meiner Glieder zu verlernen. Jetzt mußte ich zehn Stunden ununterbrochen, oft recht steil, aufsteigen und erhielt das erquickende Wasser karg zugemessen, denn ich hatte kaum noch das Recht, mehr zu verlangen, als diejenigen, denen Kamele den Vorrat trugen, die meine Führer und Retter waren und von denen ich gänzlich abhing. Wir nächtigten nahe dem im Westen von Tibesti sich erhebenden vulkanischen Gebirgsstock Tusidde, unter bitterer Kälte, welche sich bei der spärlichen Nahrung und dem Mangel an hinlänglicher Bedeckung recht fühlbar machte; am folgenden Morgen gegen Sonnenaufgang hatten wir nur eine Temperatur von $4^1/_2{}^0$. Nachdem wir zunächst Wasser gesucht und in einem zerrissenen, schwer zugänglichen Felshügel, über dem einige Vögel schwebten, gefunden hatten, tränkten wir die Kamele und den Esel, nahmen selbst einen kleinen Vorrat ein und stärkten

uns durch ein bescheidenes Dattelfrühstück. Die höhersteigende Sonne durchwärmte unsere steifgefrorenen Gliedmaßen, zu deren Auftauung das eisige Felsenwasser auch nicht gerade beigetragen hatte, und auf der Höhe des Vormittags konnten wir einigermaßen erquickt unseren Weg fortsetzen.

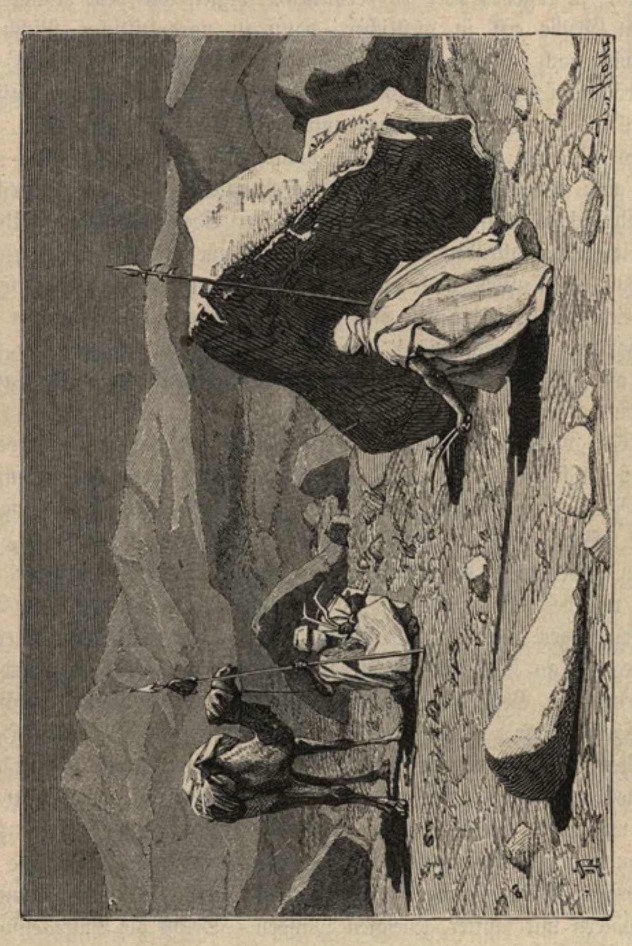


Abb. 13. Begrüßung zweier Tubus auf der Reise (S. 51).

Gegen Mittag erreichten wir den Krater und folgten seinem südlichen Rande bis dahin, wo der Weg in südwestlicher Richtung nach Tao führt. Hinter einem Felsen trat hier plötzlich Kolókomi hervor, der hier mit seinem Bruder und einer Kamelstute auf uns gewartet hatte. Nachdem derselbe uns umständlich nach Tubu-Sitte begrüßt und in seinem frommen, aber abergläubischen Gemüte ver-

anlaßt hatte, einige Datteln mit ihm zu essen und einige derselben auf einen bestimmten Stein als Opfergabe niederzulegen, um eine glückliche Beendigung der schwierigen Aufgabe, welche unser noch wartete, zu erflehen oder zu verdienen, folgten wir dem Rande der riesigen Grube erst in westlicher, dann in nordwestlicher Richtung, bis wir nach einigen Stunden in der letzteren den Umkreis der Krateröffnung verließen. Bis dahin hatte der Weg gegen den Tusidde bergauf geführt; nun begannen wir nicht ohne Schwierigkeiten, besonders für die Kamele, rapide hinabzusteigen. Ohne Weg und Steg ging es über Felsblöcke und Schluchten, über die Ursprünge der zahlreichen Wasserbetten, welche in der Ebene Flußthäler bilden, und die steil abfallenden Bergrücken, welche wie mächtige Strebepfeiler den Fuß des Tusidde nach dieser Seite umgeben, bergab. Hier fehlte die weiche Hülle des Tarso fast gänzlich; meine Füße schmerzten von den harten, unregelmäßigen und scharfkantigen Felsen und ich war froh, als wir nach Sonnenuntergang im weichen Sande eines Wasserbettchens auf halber Höhe lagerten.

Der folgende Tag war noch ermüdender und ließ mich bisweilen an der Zulänglichkeit meiner Kräfte für den noch übrigen Teil unserer schwierigen Aufgabe zweifeln. Nach spärlichem Frühstücke ging es weiter bergab, und ein zwölfstündiger Marsch genügte noch nicht, uns zu den isoliert aus der Ebene aufspringenden Felsen zu bringen, an denen wir bei unserer Ankunft in Tibesti, auf dem Wege nach Tao, vorübergezogen waren. Die Basis des Tusidde fällt hier steiler ab als gegen Tao hin, seine Wasserabflüsse schneiden tiefer ein, und die sie trennenden Bergrücken wurden oft fast unüberwindlich durch die mächtigen Blöcke, welche sie dicht bedeckten. In der ersten Hälfte des Marsches ging es noch meist steil bergab; dann wurde die Neigung geringer, und die scharfgeformten Felsen rundeten sich zu Hügeln ab; Kalk und Lehm gewährten den brennenden Füßen zuweilen eine kurze Erholung von schwierigen Felsblöcken; die scharfen Einschnitte der temporären Bäche wurden zu Flußbetten, und die jähen Schluchten zu Thälern mit sanfter geneigten Wänden. Selbst die Büffelfellsohlen unserer Schuhe hatten diesen Felsen keinen Widerstand zu leisten vermocht, und sowohl meine als Giuseppes Füße waren voller Blasen und Wunden. Nur die Fußsohlen unserer Tububegleiter waren intakt geblieben; ihre Sandalen hingen zusammengebunden an den Spitzen ihrer Lanzen, um das Felsklettern nicht zu erschweren, und leichtfüßig schlüpften sie ohne Anschein von Ermüdung über die Blöcke und durch die Schluchten. Während eines Tage-

marsches tranken sie nur zweimal und dann eine größere Quantität; der Hunger und die Anstrengung der Fußwanderung über das schwierige Terrain hatten keine Macht über sie. Allmählich traten auch wieder Akazien, Oscharbüsche, Wüstenfenchel, Gräser und die so verbreitete Sennapflanze auf, und in ihrer Nähe stießen wir hier und da in den Schluchten und versteckt in den Felsen auf Steinhütten, deren Bewohner der Hunger augenblicklich anderswohin getrieben hatte.

Der nächste Tag sollte uns ganz aus den Bergen hinaus an den Ort führen, wo wir uns von Arami trennen und allein den unsicheren Weg nach Fezzan antreten sollten. Ein kurzer Marsch brachte uns über die letzten Hügel hinweg über die Ebene, die nur durch die westlichen, felsigen Ausläufer des überstiegenen Gebirgsstockes unterbrochen war, und nach wenigen Stunden erreichten wir denjenigen des letzteren, welcher dem Flußthal Auso Ursprung giebt. Dort sollten wir unsere, auf dem Heimwege zurückgelassenen Kamele abwarten, da wir nicht wagen durften, dieselben aus dem Flußthal Arabu selbst abzuholen.

Es war die höchste Zeit, daß wir ankamen, und ein Glück, daß uns hier eine Ruhe von einigen Tagen aufgezwungen wurde, denn die Kräfte Giuseppes waren erschöpft, seine Plattfüße in einem bedauerlichen Zustande. Schon am Morgen, sobald die Berge hinter uns lagen, hatte er sich weiter zu gehen geweigert und würde resigniert am Wege liegen geblieben sein, wenn nicht Arami, da unser Ziel nahe war, sich seiner erbarmt und ihn auf sein Kamel gehoben hätte. Ein weites, natürliches Wasserreservoir versah uns mit dem herrlichsten Getränk; die Felsen lieferten uns die geeigneten Mahlsteine, mit denen Saad und Ali alsbald einen Teil unseres spärlichen Weizenvorrats in Mehl verwandelten; der Sand war weich und der Schatten köstlich. Es wäre ein himmlischer Genuß gewesen, wenn unsere Rettung schon eine vollständige gewesen wäre.

Kaum hatten wir gegessen, getrunken und geschlafen, so begannen auch Arami und Gordoï, sein Neffe, der zu größerer Sicherheit sich hatte bestimmen lassen, sich uns anzuschließen, mir die Gefühle der Dankbarkeit, die ich ihnen trotz ihrer spekulativen Habsucht zollte, zu ersticken. Gordoï rückte zuerst mit seinen Ansprüchen hervor, verlangte den Mietpreis für sein Kamel, dessen Bezahlung wir auf Fezzan zu verschieben übereingekommen waren, und beanspruchte einen Salam, d. h. eine Belohnung. Die messingene Waschschüssel, welche ich ihm anbot, genügte ihm nicht, da Arami die dazu gehörige Wasserkanne schon im Besitz hatte, und es entstand ein Streit, der mir eine traurige

Aussicht auf die nächsten Tage eröffnete. Während dieser sollte Bu Zeïd nach Arabu gehen und von dem alten Kintafo die Kamele und das ihm anvertraute Gepäck zurückfordern. Als derselbe mit Kolokomis Bruder abgereist war, wurde das Zusammenleben mit den beiden habsüchtigen Tubu immer unerfreulicher. Es gelang mir, am ersten Tage nach Bu Zeïds Abreise die unvermeidlichen Diskussionen mit denselben hinauszuschieben, doch am zweiten, an dem die Kamele erwartet wurden, kam es zu den heftigsten Auseinandersetzungen. Arami machte Kolókomi begreiflich, daß mein sämtliches Hab und Gut billigerweise ihm gehöre, nachdem er mich und meine Leute fast einen Monat lang ernährt und mir thatsächlich das Leben gerettet habe. Wenn ich in Frieden, ungeschädigt an meinem Leibe, von hinnen ginge, so sei das alles, was ich füglich erwarten könne. Er werde also, sobald Kamele und Sachen gekommen seien, mein Eigentum annektieren und seinem Neffen Gordoï den ihm gebührenden Anteil zukommen lassen. Ich wurde gar nicht dabei gefragt oder höchstens, wenn ich Einspruch that, höhnend aufgefordert, doch abzureisen, ohne sie befriedigt zu haben, wenn ich es wagte. Am folgenden Morgen kehrten endlich Bu Zeïd und Kolókomis Bruder zurück, begleitet von einer Schwester Kintafos und einem jungen Manne, und führten fünf Kamele mit sich, deren Anblick mich mit den kühnsten Hoffnungen erfüllten. Es stellte sich freilich alsbald heraus, daß nur eines derselben mein Eigentum war. Von meinen übrigen Tieren waren nach Kintafos Behauptung zwei gestorben und das dritte mit dem zurückgelassenen Teile meines Gepäckes gestohlen worden. Zum Beweise des Todes der ersteren wurden mir zwei mit getrocknetem Fleisch gefüllte Ledersäcke überreicht.

Meinem Versprechen gemäß überließ ich Arami das letzte meiner Kamele, das übrigens bei seiner sichtlichen Schwäche Fezzan schwerlich erreicht haben würde, und ging an die Unterhandlung über die mietweise Überlassung der von Bu Zeïd zu diesem Zwecke herbeigeführten fremden Tiere. Zwei derselben gehörten der begleitenden Frau, eines dem erwähnten Jünglinge, und das dritte war das Eigentum Bu Zeïds. Es würde wahrscheinlich gelungen sein, die erstgenannten beiden zu mieten, wenn nicht die Besitzerin meinen Diener Saad zu Gesicht bekommen hätte. Dieser aber gefiel ihr so gut, daß sie das Anerbieten machte, uns die nötigen Transportmittel zu liefern, wenn ich ihr den hübschen Sklaven geben wolle.

Die Unmöglichkeit meinerseits, ihren Wunsch zu erfüllen und Saad zu opfern, ließ die Frau in ihrem Ärger überhaupt das Pro-



Abb. 14. Beratung der Tubus in Bardaï (Tibesti). (S. 49.)

jekt, ihre Kamele zu vermieten, aufgeben, und mit der höhnischen Bemerkung, ihretwegen könnten wir für immer auf den Felsen sitzen bleiben, ritt sie davon. Der Jüngling, welcher auf dem Wege zu Verwandten in Fezzan war, hatte schon mehr Veranlassung, sein Kamel zur Disposition zu stellen, und es gelang mir auch, nach endlosem Hin- und Herreden, dasselbe zu mieten, freilich für den exorbitanten Preis von 27 Maria-Theresia-Thalern, während der gewöhnliche Preis eines Mietskamels zwischen Fezzan und Tibesti 6 bis 10 Thaler beträgt. Mit diesem Tiere, dem allerdings schwachen Kamele Bu Zeïds, und der Stute Kolókomis konnten wir uns füglich begnügen.

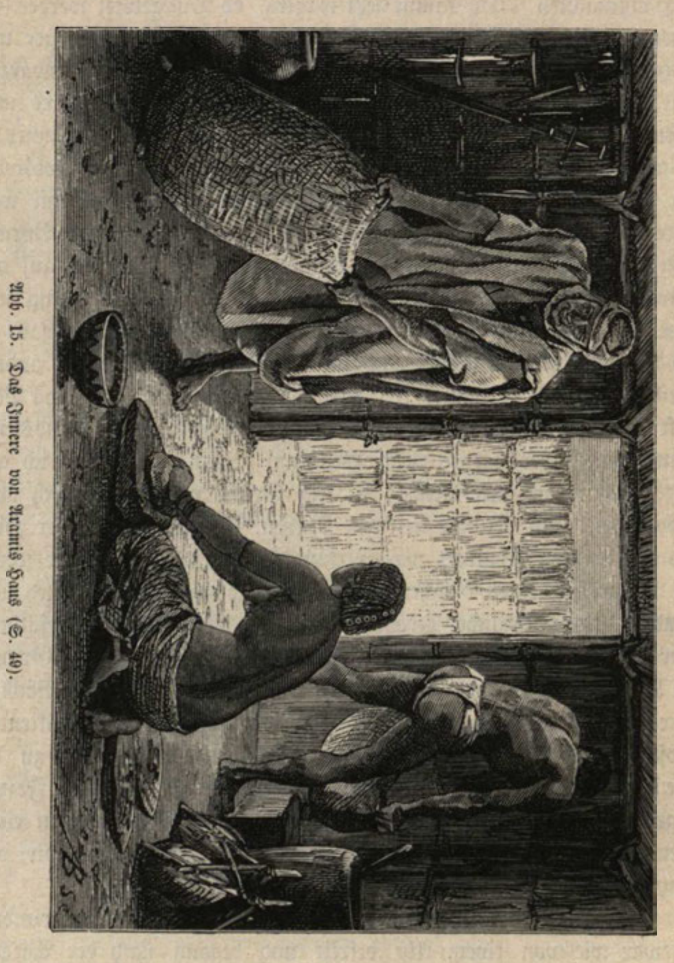
Vor der Abreise ging es an eine Diskussion und Regulierung der mannigfachen Ansprüche, die von allen noch zuletzt erhoben wurden, und die Arami schon so drohend angedeutet hatte. Dieser selbst begnügte sich endlich mit dem Kamel und dem kupfernen Kochkessel; sein Neffe Gordoï empfing einen Handschein über den Mietpreis seines Kamels von Bárdai nach dem Flußthal Auso; der Bruder Kolókomis erhielt die letzten drei Thaler, die ich noch besaß, und gab sich nicht eher zufrieden, als bis er noch einen Schuldschein über sieben Maria-Theresia-Thaler in Händen hatte. Die Schuldscheine wurden von ihren Besitzern Bu Zeïd anvertraut, der gleichzeitig Bürge für ihre Bezahlung wurde. Zum Schlusse hieben meine Quälmeister noch einmal wacker auf unsere ohnehin schon unzureichenden Vorräte ein und versäumten nicht, das gedörrte Fleisch meiner gestorbenen Kamele mit uns zu teilen, um für den Rückweg in ihre Heimat einigen Mundvorrat zu haben. Endlich war alles zur Abreise bereit, und, ohne an die schwierige Aufgabe, die uns bevorstand, zu denken, lechzte ich nur nach dem Augenblicke der Trennung von meinen Tubugefährten, von denen jeder in meinen Kisten wühlte und nahm, was ihm gut dünkte, bis das Gewicht derselben dem Herrn des gemieteten Kamels leicht genug erschien. Endlich, als auch die Wasserschläuche gefüllt waren, gingen wir an die Bepackung der Kamele. Da erblickte ich zu meinem Erstaunen und Entsetzen Kolókomi, wie er sich mit seinem schnell und heimlich beladenen Kamele ohne Abschied zu entfernen begann. Keine Rufe hielten ihn zurück, und als ich den alten Mohammed dem Treulosen nachsenden wollte, kam plötzlich dessen lang verhaltener Groll gegen mich, seine halben Landsleute und unsere Reise zum vollen Ausbruch. „Siehst Du,“ rief er, wie der letzte, dem verräterischen Charakter seines Stammes entsprechend, uns verläßt!? Geh doch jetzt auf dem Wege, den Du so sorgfältig auf-

geschrieben hast, nach Fezzan, wenn Du es vermagst! Habe ich Dir nicht vorher gesagt, wie es kommen würde?! Oh, diese Christen, die nur einen eigensinnigen Kopf und viel Wissen, aber keinen Verstand haben! Bei Gott, wie Du die Hauptschuld hast, so hast Du auch den Hauptnachteil. Du kannst jetzt wählen, ob Du getötet werden — er machte die ominöse cirkuläre Bewegung mit dem Zeigefinger um den Hals — oder verhungern willst. Wir anderen mit unserer schwarzen Haut kommen wenigstens mit dem Leben davon, denn man wird uns höchstens zu Sklaven machen; nur für Dich giebt es kein Entrinnen!"

Ohne mich auf seine Perorationen einzulassen, eilte ich Kolókomi nach, um ihn zu seiner Pflicht zurückzuführen, denn ohne ihn war unsere Abreise fast unmöglich. Ohne einen Führer bis zur Bornustraße, die dem alten Mohammed bekannt war, mußten wir auf der Schwelle der Rettung zu Grunde gehen. Kolókomi trieb hastig sein Kamel vorwärts und antwortete kurz, er sähe nicht ein, weshalb er noch bei mir bleiben solle, nachdem ich alle meine Habe an andere verteilt habe, und er immer leer ausgegangen sei. Er habe das Verdienst und die Mühe gehabt und dafür den Haß seiner Landsleute geerntet, diese aber hätten mein Besitztum geteilt. Jetzt, wo ich absolut nichts mehr mein nenne, sei kein Grund vorhanden, mich noch zu begleiten, denn bei mir sei kein Nutzen, kein Gewinn. Der Hinweis auf unseren Kontrakt war wirkungslos; erfolgreicher war jedoch das Versprechen eines Geschenkes nach Erreichung unseres Zieles und besonders die schließliche Drohung, ihn im Notfalle zur Erfüllung seiner Pflicht mit Waffengewalt zwingen zu wollen. Im Grunde war Kolókomi nicht ohne Gutmütigkeit und hatte es wohl hauptsächlich auf eine Erpressung abgesehen. Freilich war er bei dem obwaltenden feindseligen Verhältnisse zwischen Fezzanern und Tubu nicht zu bewegen, seinen Kontrakt bis zu Ende zu erfüllen und uns bis Fezzan zu geleiten, doch gelang es mir gegen das schriftliche Versprechen eines neuen Anzuges, seine Begleitung bis dahin zu gewinnen, wo wir, das Tümmogebirge vor Augen, des Weges sicher sein konnten.

Arami, Gordoï und Kolókomis Bruder waren verschwunden. Ich war wie von einem Alp befreit und begann nach der Wiedergewinnung unseres Führers mit frischem Mute die Heimwanderung, die bei unserem geringen Mundvorrate nur einem in der Entbehrung hart geschulten Wüstenbewohner möglich erscheinen konnte. Wir wandten uns in westlicher Richtung aus den Ursprungsfelsen des Flußthales Auso in die Ebene, hielten uns dann nordwestlich, überschritten das Flußthal Ogoso, ein Nebenflußbett des Flußthals Aru, und

lagerten, bevor wir dieses erreicht hatten. Nachdem wir am nächsten Tage am Ursprunge des Flußthales Aru Wasser eingenommen hatten, setzten wir in fast derselben Richtung unseren Weg fort, ließen das genannte Flußbett nach einigen Stunden hinter uns und lagerten uns


Abb. 15. Das Innere von Aramis Haus (S. 49).

während der heißen Tagesstunden. Gegen Abend brachen wir wieder auf, trieben unsere Kamele zu außergewöhnlicher Geschwindigkeit an und stiegen stark auf zu der hochgelegenen Felsengegend, welche nördlich vom Abo sich ausdehnt, und lagerten um Mitternacht nach elfstündigem Tagesmarsche bei den ersten Gruppen derselben.

Die allgemeine Schwäche infolge einer lange fortgesetzten Hunger-

kur, die Aufregung der letzten Tage, der elfstündige Marsch im Geschwindschritt, die wunden Füße, welche von den scharfen, in die zerrissenen Schuhe dringenden Steinchen des groben Kieses empfindlich schmerzten, die Furcht, daß meine Kräfte den uns erwartenden Anstrengungen nicht gewachsen sein möchten: alles dies hatte mich in einen fieberhaften Zustand versetzt, der mich mit neuer Sorge erfüllte und mir die so notwendige Erquickung ruhigen Schlafes schmälerte. Obgleich wir bei unserem kargen Wasservorrate, der bis Afafi ausreichen sollte, übereingekommen waren, daß allen gleichmäßig ihre Ration zugemessen werden solle, und die Kühle der Nacht nur einen sehr mäßigen Trunk zu rechtfertigen schien, mußte ich schon dort eine Bevorzugung in Anspruch nehmen: so verzehrt von innerer Fieberglut war ich, so aufgeregt und ermüdet.

Der folgende Tag war nicht besser; das Gefühl von Schwäche und Fieber verließ mich nicht; die ausgetrockneten Schleimhäute von Augen, Nase und Mund schmerzten, wie die blutigen Füße; ich war im wahrhaften Sinne des Wortes todmüde und verzweifelte mehr und mehr an dem Gelingen meines Unternehmens. Ich heftete meine Schritte an die Kolókomis, ließ mir möglichst oft wiederholen, daß Afafi nicht weit sei, daß wir bald unsere Mittags- oder Nachtrast machen würden, und suchte einen kärglichen Trost und einen kleinen Zuwachs meiner Energie aus seinen Antworten zu schöpfen. Wir marschierten wieder fast zehn Stunden in nordnordwestlicher Richtung über den gleichmäßigen Kiesgrund und zwischen den isoliert aufspringenden und scharfgeformten Felsgruppen, die hier nach Osten hin seltener werden, und hatten noch einen schweren Tag vor uns, ehe wir das Flußbett Lolemmo, über dessen Wassergehalt Kolókomi überdies einige Zweifel nährte, erreichen konnten.

Dieser folgende Tag entmutigte mich noch mehr, und wenn wir nicht eine fünfstündige Tagerast in einer wunderbar kühlen Felsgrotte gehalten hätten, so würde ich wohl den fast vierzehnstündigen Marsch nicht bis zu Ende ertragen haben. Der Anblick der Berge von Afafi hielt meine Energie während des Nachmittags mühsam aufrecht. Dieselben schienen so nahe, und in ihnen hoffte ich Ruhe und Schlaf und hoffentlich den unbeschränkten Genuß köstlichen Felsenwassers zu finden. Schon um Sonnenuntergang erreichten wir sie, doch fast noch vier Stunden lang wurden unsere Geduld und Kraft durch endlose Windungen bei schwierigem Boden und dunkler Nacht auf die härteste Probe gestellt. Endlich war der Lolemmo erreicht, und in ihm fanden wir glücklicherweise einige wohlgefüllte Wasserreservoirs.

Das Flußthal war durch die Begünstigung kürzlicher Regengüsse mit einer Fülle frischer grüner Kräuter geziert, die ihm zwischen den 30 m hohen einschließenden Felsen einen Charakter ungewöhnlicher Üppigkeit verliehen. Eine Kamelstute war hier sorglos der Weide überlassen und verschaffte uns den bei unseren kümmerlichen Verhältnissen doppelt kostbaren Genuß frischer Milch.

In diesen einsamen Gegenden können die Besitzer es unbedenklich wagen, ihre Tiere ohne Aufsicht dem frischen Kräutergenusse zu überlassen. Auch Kolókomi wollte seine Stute dort vor dem Zorne seiner Landsleute sicherstellen und entzog uns dadurch für die nächsten Tage einen großen Teil unserer Transportkraft. Trotz aller Einsprache wollte er sich nicht entschließen, von diesem Plane abzugehen; doch stimmte er endlich wenigstens zu, uns persönlich aus den Afafibergen hinaus auf den sicheren Weg nach dem Tümmo zu bringen. Bu Zeïd in seiner Tubunatur suchte natürlich aus diesem Umstande Gewinn zu ziehen, und ich mußte ihm dafür, daß er das letzte Kochgeschirr, die Eßschüssel und den Beutel mit Getreide auf sein Kamel lud, die Summe von 5 Maria-Theresien-Thalern (à 5 M.) in Fezzan auszuzahlen versprechen.

Ich benutzte den Ruhetag, den wir hier machten, so gut als möglich zur Wiedergewinnung eines Teils meiner Kräfte, nahm in einem zu diesem Zwecke vortrefflich geeigneten Regenwasserbehälter ein erquickendes Bad, aß, soviel ich hatte, schlief, soviel ich konnte, und setzte, fühlbar gestärkt, am nächsten Tage die kummervolle Reise fort.

Die Ursprünge der Galiemma umgingen wir in nördlichem Bogen und fanden in der Nähe derselben eine reich gefüllte Cisterne, aus der wir uns für den ganzen Weg nach dem Tümmo, der immerhin drei Tagereisen entfernt sein konnte, versehen mußten. Wir nahmen sechs Wasserschläuche, von denen zwei von Menschen getragen werden mußten, brachen im Anfange des Nachmittags auf und lagerten schon vor Sonnenuntergang. Hier verließ uns Kolókomi, gab uns unsere Wegrichtung an und kehrte zu seiner Stute nach dem Flußthal Lolemmo zurück. Wir folgten in westlicher Richtung dem Laufe des Flußthals Galiemma und behielten diesen, nachdem wir aus den Afafibergen herausgetreten waren, stets südlich neben uns, bis er sich in einer mit dünner Kruste von Natronsalzen bedeckten weiten Ebene verlor. Am Ende derselben lagerten wir gegen Mittag während der heißesten Tagesstunden im Schatten der Felsblöcke eines Hügels, setzten nachmittags in westnordwestlicher Richtung den Weg fort, passierten ein unbedeutendes, dicht mit Edelbüschen bedecktes Flußbett, und hatten dann nördlich von uns eine scharf gegen uns abfallende Hochfläche, deren

Rand wir gegen Sonnenuntergang erstiegen. Auf dieser, welche mit großen schiefrigen Platten bedeckt war, marschierten wir in nordnordwestlicher Richtung bis tief in die Nacht hinein und legten uns nach mehr als dreizehn Marschstunden zu kurzer Ruhe nieder.

Da wir das Tümmogebirge noch nicht gesehen hatten, mußten wir äußerst sparsam mit dem Wasser umgehen, und zu der verzweifelten Übermüdung kam die Qual des Durstes, mit der sich bei uns Europäern eine starke Heiserkeit geltend machte. Nach fieberhaft verbrachter Nacht erstieg ich um Sonnenaufgang einen benachbarten Hügel, um nach dem Tümmo auszuschauen. Da lag er in der That im Nordnordwesten vor uns, doch in entmutigender Ferne. Schwach zeichnete sich die charakteristische Form des riesigen Bergstockes durch den nebelhaften Dunst, der bei steigender Sonne stets über der Wüste lagert, und mehrere qualvolle Tagemärsche schienen uns bis zu ihm bevorzustehen. Betrübt schlich ich mit Giuseppe durch die unregelmäßig geformte Gegend, welche dort weit und breit die Bildung von Erosionsthälern mit ihren niedrigen Tafelbergen zeigt. Die Sonne brannte furchtbar; der Sand, mit dem die Zwischenräume der Hügel ausgefüllt waren, hemmte unseren Schritt; der Tümmo erschien mir unerreichbar; schon nach wenigen Stunden fühlte ich mich so vollständig am Ende meiner Kräfte, daß ich den Augenblick nahe wähnte, wo ich erliegen würde.

Da erblickten wir, schon früh am Nachmittage, eine Verzögerung in der Bewegung unserer Gefährten, die mit den Kamelen in einiger Entfernung von uns des Weges zogen. Das war nicht der vorübergehende Aufenthalt, welcher durch Verschiebung der Gepäckstücke eines Kameles entsteht; es fand eine sichtliche und beträchtliche Verlangsamung ihrer Vorwärtsbewegung statt. Ängstlich näherten wir uns, und unsere Besorgnis, daß sich etwas Ernstliches mit einem der Kamele ereignet habe, bestätigte sich nur allzusehr. Das Tier des Tubu-Jünglings war „battal", d. h. funktionsunfähig, geworden. Wie schmerzlich diese Entdeckung auch sein mußte, so überwog doch so sehr das Gefühl meiner physischen Unfähigkeit, daß ich eine heimliche Genugthuung empfand, schon so frühzeitig am Tage zu einer längeren Rast gezwungen zu sein. Bei der zunehmenden Tageshitze war keine Aussicht, das Kamel vorwärts zu bringen. Wenn dasselbe überhaupt noch Dienste leisten konnte, so war dies nur in der Abend- und Nachtkühle zu erwarten. Wir kletterten auf einen der Hügel, der mit Schatten spendenden Sandsteinblöcken bedeckt war, und beschlossen, die Kisten, welche das Tier trug, dort zu verbergen, und soviel als

möglich zu essen und zu trinken, um das Gewicht des Gepäckrestes auf das äußerste zu vermindern. Die Rast war eine lange, kam mir jedoch wenig zu gute. Mein Herz klopfte, meine Schläfe pochten, meine Haut brannte, und die Zunge klebte mir am Gaumen. Alle ließen sich das getrocknete Kamelfleisch, das man auch ungekocht genießen kann, schmecken, doch es war mir unmöglich, dasselbe in seiner Trockenheit und mit seinem scharfen, salzigen Geschmacke hinunter zu bringen. Ich versuchte wenigstens Datteln zu essen, aber die Süßigkeit derselben widerstand mir. Ich hoffte zu schlafen, aber die fieberhafte Aufregung der Übermüdung machte es unmöglich. Verzweifelt lag ich da, den Oberkörper entkleidet und auf die feuchten, eben geleerten Wasserschläuche gelagert, um die brennende Haut zu kühlen, und suchte vergeblich mit dem, infolge der Verdunstung durch die Schlauchwandungen eisig gekühlten und reichlich gespendeten Wasser, den inneren Brand zu löschen. Die Sonne stieg höher und höher; der Mittag kam, die Schatten begannen sich zu verlängern; ich sah mit Entsetzen den Augenblick des Wiederaufbruches näher und näher rücken, doch kein Gefühl von Kräftigung und Hoffnung befähigte mich zur Fortsetzung des Marsches.

Um vier Uhr nachmittags brachen wir wieder auf. Die Kisten waren auf dem Hügel zurückgelassen worden, das schwache Kamel wurde ohne Gepäck mitgetrieben, und dasjenige Bu Zeïds trug die beiden noch vorhandenen Wasserschläuche mit ihrem erheblich verminderten Inhalt. Wir hatten ihn überreden wollen, sein persönliches Gepäck ebenfalls dem Versteck anzuvertrauen, um sein schwaches Tier zu schonen und uns die Dienste desselben für den Wassertransport zu sichern; doch seine Habsucht konnte sich nicht dazu entschließen. Im Gegenteil fügte er noch zu seiner Ladung mein Zelt, das er auf diese Weise zu erwerben hoffte. Der beliebte Spruch, den ich so oft in Tibesti in Form einer Drohung hatte hören müssen, wenn man etwas von meinem Eigentume zu erpressen suchte: „Das Leben ist kostbarer als das Gut,“ existierte nicht für ihn, und Mohammed meinte sogar höhnisch, Bu Zeïd kehre den Spruch um und sage: „Das Gut ist kostbarer als das Leben.“ Schon unmittelbar nach dem Aufbruche schleppte ich mich mit Aufbietung aller meiner Kräfte durch den sandigen Grund des weiten Thales; meine Kniee zitterten, die sonst auch bei Anstrengungen infolge der durstigen Wüstenluft so trockene Haut bedeckte sich mit Schweiß. Mechanisch schwankte ich vorwärts mit dem unklaren Bestreben, bis zum Momente einer kurzen Nachtruhe auszuhalten, doch mit geringer Hoffnung auf Erfolg; und für



Abb. 15. Karawane am Brunnen von Meschru (S. 68).

einen solchen Fall waren wir übereingekommen, da bei der drohenden Lebensgefahr alle gleich seien, daß derjenige, welcher nicht vorwärts könne, erbarmungslos zurückgelassen werden müsse.

Um Sonnenuntergang stiegen wir aus dem Thale auf den Rand der umgebenden Hochfläche und erblickten plötzlich unter der günstigeren Abendbeleuchtung den Tümmo in scheinbar viel größerer Nähe vor uns, als wir vermutet hatten. Noch am Morgen schien er Tagereisen entfernt zu sein; jetzt traten uns seine charakteristischen Umrisse, die Einzelheiten seiner scharfen Formen so deutlich entgegen, daß wir glauben mußten, ihn in längstens einem Tagemarsche erreichen zu können. Meine Hoffnung belebte sich aufs neue, doch das Gefühl der Hinfälligkeit drohte trotzdem unüberwindlich zu werden. Da stießen wir mitten in der durchaus vegetationslosen Umgebung auf eine kleine mit Kräutern bedeckte Bodensenkung. Die scheinbare Nähe des Tümmo und das Streben, ihre Kamele zu erhalten, bewogen Bu Zeïd und den Tubu-Jüngling, darauf zu dringen, den ermatteten und ausgehungerten Tieren diese Stärkung zu bieten. Wir ließen uns nieder, die Kamele fraßen, und unter dem Einflusse der wieder erwachten Hoffnung kam mir der Schlaf, ein Schlaf, so intensiv und erquickend, wie er nur sein kann.

Nach drei Stunden bot der kleine Weidegrund keine der stachligen Futterpflanzen mehr, und ich erwachte mit neuer Kraft. Ich zweifelte nicht mehr, daß ich den Tümmo erreichen würde, und begann rüstig den Nachtmarsch. Eine merkwürdige Fähigkeit, vorauszumarschieren und dann aus einem Schlummer von fünf oder zehn Minuten Stärkung zu schöpfen, bis die langsam marschierenden Kamele mich eingeholt hatten, war über mich gekommen. Gegen Morgen machten wir eine mehrstündige Pause und zogen um Sonnenaufgang weiter. Lange ohne Unterbrechung zu marschieren, waren wir nicht mehr imstande. Nach dreistündiger Morgenwanderung erwarteten wir wieder im Schatten eines Höhenrückens die Nachmittagskühle, tranken den Rest unseres Wassers, näherten uns um weitere vier Stunden unserem nächsten Ziele, rasteten bis Mitternacht und befanden uns gegen Morgen auf der Südseite des Tümmo, seine steil aufstrebende Südwand nahe vor uns. In der Sicherheit, demnächst am frischen Wasser seiner Brunnen rasten zu können, überließen wir uns einem kurzen Morgenschlummer, während Saad und Ali mit dem kleinen Schlauche eines Ziegenlammfelles vorauseilten.

Leider hatte uns unsere Wegrichtung nicht an das südwestliche Ende des Tümmo, von dem der Weg in das Innere des Gebirgs-

stockes führt, gebracht, so daß uns noch ein für unsern Kräftezustand äußerst mühsamer Kampf mit den Vorbergen erwartete. Die Kamele weigerten sich beide von vornherein, denselben aufzunehmen und mußten entlastet zurückgelassen werden; auch Giuseppe war durch nichts zu bewegen, sich der Anstrengung zu unterziehen, und ich mußte ihn sich selbst überlassen, bis wir nach eigener Stärkung ihn gegen Abend würden aufsuchen können. Wir nahmen den Kochtopf, die Datteln, den kleinen Beutel mit Mehl, den unbedeutenden Vorrat von getrocknetem Kamelfleisch und einige leere Wasserschläuche mit uns und hegten die Hoffnung, die Kamele in der Abendkühle bis zu den Brunnen schaffen zu können. Noch mehr als drei Stunden dauerte die Qual der Bergwanderung, bergauf und bergab, durch Sand und über Felsen, über Steingerölle und Felsblöcke. Gegen Mittag kamen uns Ali und Saad mit dem kleinen Wasserschlauch entgegen, und gierig sog der ausgetrocknete Körper das belebende Naß ein, das er anfangs nicht einmal die Kraft hatte, bei sich zu behalten.

Um Mittag lagerten wir in der schattigen Umgebung der Brunnen und konnten nach einem Dattelimbiß uns dem kräftigenden Schlafe überlassen, ohne durch das Schreckgespenst des unmittelbar bevorstehenden Wiederbeginnens der Qual im süßen Genusse gestört zu werden. Denn dort beschlossen wir zu bleiben, bis der letzte Rest unserer Vorräte aufgezehrt sein würde, um aus diesen bei vollständiger Ruhe und uneingeschränktem Wassergenusse den größtmöglichsten Nutzen für unseren Kräftezustand zu ziehen. Gegen Abend wurde ein dünner Mehlbrei in festlicher Weise genossen, und der Vorrat genügte, den gleichen Genuß für zwei weitere Male sicher zu stellen. Dazu wurden die aufbewahrten Sehnen und Knochen meiner einstigen Kamele verteilt, und jeder beschäftigte sich eifrig mit der Verwertung der in Tibesti gewonnenen Erfahrungen bezüglich der Nutzbarmachung selbst der ungenießbarsten Dinge. Die Knochen wurden allmählich gepulvert, die Sehnen mürbe geklopft und morgens zu der Mahlzeit sorgsam abgezählter Datteln und abends zu dem Näpfchen Mehlbrei genossen. Dazwischen ward getrunken, geschlafen und unbeweglicher Ruhe gehuldigt. Jeder unnötige Schritt, jedes überflüssige Wort schien uns eine unverantwortliche Kraftvergeudung zu sein.

Während wir uns gegen Abend mit dem Schicksal Giuseppes beschäftigten, und Ali, der sich gegen eine Geldbelohnung freiwillig zur Aufsuchung des Zurückgebliebenen erboten hatte, grade im Begriffe stand, die Brunnen zu verlassen, stieg eine wunderliche Gestalt von dem Rande der südlichen Tümmowand gegen den Brunnen hernieder,

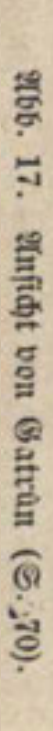


Abb. 17. Ansicht von Gatrûn (S. 70).

und es war bald nicht schwer, in ihr den Gesuchten zu erkennen. Er hatte von der Südseite des Gebirges einen schmalen Pfad gefunden, der ihn mit Vermeidung des Paßumweges in kurzer Zeit auf unsern Abhang geführt hatte. Mürrisch und bitter erwiderte er unsere Begrüßung, wie wenn wir ihn aus Bosheit im Stiche gelassen hätten, und sein Äußeres übertraf an Sonderbarkeit noch seine Gemütsverfassung. Als das erste Kamel seine Funktionen einstellte, hatte er aus den zurückzulassenden Sachen ein Paar ihm gehöriger hoher Wasserstiefel angelegt, und diese bildeten jetzt mit einem Schurz, den er aus einem Flanellhemd hergestellt hatte, indem er die Ärmel desselben um die Taille gürtete, seine einzige Bekleidung.

Am folgenden Tage wurden die Kamele mit ihrer spärlichen Ladung zum Brunnen herübergeschafft und getränkt, und ihnen Kräuter in den Bergschluchten gesammelt. Auch der zweite Tag war noch der Ruhe bestimmt, und erst am dritten sollte die letzte und nicht leichteste Etappe in Angriff genommen werden.

Vom Tümmo bis zum Meschru-Brunnen rechnet man zwei und einen halben Tagemarsch, und von diesem nach Tedscherri anderthalb. Doch das Bewußtsein der Nähe des rettenden Zieles und die aus der mehrtägigen Ruhe geschöpfte Kraft erfüllten uns mit Hoffnung und Vertrauen, trotzdem wir unsere Eßvorräte aufgezehrt hatten und die Kamele in ihrer Leistungsfähigkeit durchaus zweifelhaft blieben. Um von diesen für den Wassertransport, die Hauptschwierigkeit, den größtmöglichsten Nutzen zu ziehen, ließen wir alles und jedes Gepäck, das nicht von uns selbst getragen werden konnte, auch das Bu Zeïds, in den Felsen des Tümmo zurück.

Jeder wickelte seinen Eßvorrat, der aus etwa fünfzig Datteln bestand, in einen Zipfel der zerfetzten Kleidung und trug seine Feuerwaffe. Die beiden Wasserschläuche wurden dem Kamele Bu Zeïds aufgelegt, und das Tier des Tubu-Jünglings sollte nicht einmal einen Sattel tragen. Ali und Saad nahmen jeder noch eine kleine Quantität Wasser auf den Rücken, und so brachen wir am Abend vom Tümmobrunnen auf. Aber kaum hatten wir nach drei Stunden den Ausgang der Berge erreicht, als dem Kamel Bu Zeïds von neuem die Kräfte versagten. Sein Herr konnte sich noch immer nicht entschließen, es ganz zurückzulassen, und wir rasteten ihm zuliebe wieder bis zum Morgen. Als es auch zu dieser Zeit jede Fortbewegung hartnäckig verweigerte, mußte es endgültig aufgegeben werden, und wenige Stunden darauf hatte das andere Kamel, das wir versuchten an seine Stelle treten zu lassen, dasselbe Schicksal. So waren wir auch für den Transport des Wassers ganz auf uns selbst angewiesen, und es war nicht leicht, den Bedarf von sieben Menschen auf der Reise für zwei und einen halben Tag in sommerlicher Wüstenluft auf den Schultern zu tragen, besonders für Leute unseres Kraftzustandes.

Wir tranken also noch einmal so reichlich als möglich, gossen mit innigem Bedauern einen Teil der köstlichen Flüssigkeit auf die durstige Erde, belasteten Saad und Ali mit dem Reste und machten eine sorgfältige Zeiteinteilung. Es wurde beschlossen, täglich vom Beginne der Abendkühle bis nach Sonnenaufgang mit den Unterbrechungen, welche unsere körperliche Schwäche unvermeidlich machte, zu marschieren und die Tageszeit im Schatten von Felsblöcken so schweigsam und unbeweglich als möglich zu verbringen. Die Quantität von etwa anderthalb Liter Wasser für jeden verteilten wir auf den Anfang und das Ende unseres Tages- resp. Nachtmarsches. So erreichten wir gegen Morgen der zweiten Nacht die Berge Lebrek auf der Hochebene Alaota

Kju und verbrachten den Tag in der köstlichen Kühle einer Felsgruppe, die östlich am Wege lag.

Bleichende Gebeine zeigten uns an, daß wir uns dem Meschru-Brunnen näherten. Es sind die von Negerkindern, welche selbst die Peitsche der Sklavenhändler nicht hat weiter bringen können. Wo wir rasteten, hatten auch diese Unglücklichen, einst von ihren Herren krank oder hoffnungslos erschöpft zurückgelassen, Schutz gegen die Sonne gesucht und ihr entsetzliches Ende erwartet. Der Eindruck ihrer Reste war auf uns um so lebhafter, als unsere Gedanken nicht mehr einzig und allein in der Bethätigung des Selbsterhaltungstriebes aufgingen, der gleichgültig gegen die Leiden anderer macht.

Unsere Hoffnung auf Rettung wurde mehr und mehr zur sicheren Überzeugung, und wir konnten dankerfüllt und mitleidsvoll derjenigen gedenken, deren Schicksal uns so lange in unmittelbarer Nähe gedroht hatte, und welche, weniger glücklich als wir, so nahe dem rettenden Ziele ihrem grauenvollen Verhängnis erlegen waren. Mit welcher Verzweiflung, öde und unbegrenzt, wie die des Lebens bare Umgebung, mußten die Armen in den Schutz dieser Felsen gekrochen sein, um, allein mit ihrer kummervollen Erinnerung an Heimat, Familie und verlorenes Glück, das Erlöschen ihrer Lebenskräfte zu erwarten! Die nächste Nacht führte uns auf die kiesige Hochebene, welche sich nach Norden gegen Fezzan hin senkt. Nachdem wir den Tag nahe dem Rande derselben verbracht hatten, stiegen wir am andern Morgen von den Meschruhügeln zum ersehnten Brunnen hinab. Die Unterbrechungen unseres Marsches wurden immer häufiger; fast nach jeder Stunde legten wir uns nieder, um einige Kräfte zur folgenden zu sammeln. Zu längerer Nachtruhe war die stattfindende Temperaturerniedrigung zu bedeutend. Unsere Kleidung bestand in dürftigen Fetzen, und da wir keine Decken besaßen, so verscheuchte die empfindliche Kälte bei aller Ermüdung den Schlaf.

Trotzdem der Kampf noch leidensvoll genug war, so malte meine Phantasie mir in der sicheren Zuversicht des Sieges doch schon den Aufenthalt in Fezzan mit seinen kulinarischen Genüssen, seiner Sicherheit, seiner ungestörten Nachtruhe und Siesta in den hoffnungsreichsten Farben. Schon lebte ich im Glücke der Nachrichten, welche ich reichlich aus der Heimat erwarten durfte, und konnte schon zuweilen herzlich lachen über den grotesken Anblick, den unsere kleine Reisegesellschaft gewährte: Ali und Saad in adamitischer Einfachheit gekleidet, mit den Wasserschläuchen auf dem Rücken; der ernste Mo-

hammed, mein ganzes Gepäck auf dem Nacken und, seinem Alter und seiner Stellung entsprechend, sich eines langen, wenn auch lückenhaften Hemdes erfreuend; Guiseppe mit seinen wunden Plattfüßen sich mühsam einherschleppend und den Mangel des notwendigsten Kleidungsstückes in unvollkommener Weise durch seine Wasserstiefel ersetzend, die erfolglos bestimmt schienen, sich dem kurzen Flanellhemdchen zu nähern; ich selbst endlich barfuß, die Beine mit baumwollenen Fetzen umwickelt, welche man mit kühnstem Euphemismus nicht mehr als Beinkleider bezeichnen konnte, doch den Oberkörper in einen, freilich arg mitgenommenen Pariser Sommerüberrock gehüllt und keuchend unter der Last zweier Gewehre; Bu Zeïd in seiner Habsucht fast unter dem Gewichte eines Gepäcksackes erliegend, den er dem Tümmoverstecke nicht hatte anvertrauen wollen; und alle so gut als möglich Mund und Nase verhüllend, um den Durst zu verringern.

Da in der unmittelbaren Nähe des Meschrubrunnens keinerlei Schatten zu finden ist, so setzten wir unseren Weg fort, sobald die Strahlen der emporsteigenden Sonne uns das Verharren an derselben Stelle unmöglich machten, rasteten um Mittag zwischen den Sandsteinblöcken eines Höhenrückens, marschierten sogar nachmittags und fühlten uns durch die sichere Aussicht auf nahe Rettung so gekräftigt, daß wir auch während der folgenden Nacht nur kurze Zeit ruhten. Am nächsten Morgen passierten wir die el-Had genannte Bodenabflachung und erblickten auf der Höhe des Vormittags von einem Hügel die dunkle Linie der Rhaba Tedscherris. Wir nahmen noch einen Trunk des Meschruwassers und eilten mit einer letzten Kraftanstrengung die Datteln zu erreichen, welche uns vom nagendsten Hunger befreien sollten.

Die Dattelpflanzung Tedscherris ist gegen Süden und in geringerem Maße auch gegen Norden von einem ununterbrochenen Dünengürtel umgeben, dessen Überwindung unserer Kraftlosigkeit noch erhebliche Schwierigkeiten darbot. Um Mittag war auch dies letzte Hindernis beseitigt und wir stürzten auf den ersten Dattelbaum zu, der uns aufstieß und reife Früchte trug. Wir verharrten in der schattenreichen Pflanzung bei einem ihrer Brunnen bis gegen Abend und erreichten dann in einigen Stunden das Städtchen, das voller Araber aus dem nördlichen Tripolitanien war, wie stets zur Zeit der begonnenen Dattelernte.

Unsere Ankunft brachte eine große Aufregung in dem kleinen Orte hervor, denn jeder, der die Tubu Reschade kannte, hatte seit langem die Hoffnung aufgegeben, uns je wiederzusehen. Alle empfingen uns mit

freudigem Erstaunen und mit ungeheuchelter Bewunderung unserer physischen Leistung.

Schüsseln, deren Zahl und Inhalt mit den bescheidenen Gewohnheiten Tedscherris in Widerspruch standen, überschwemmten unsern Lagerplatz. Hühner, Datteln, Gerstenbrei bildeten ungewohnte kulinarische Schätze für uns, deren Genuß wir uns rücksichtsloser hingaben, als bei unseren geschwächten Verdauungsorganen rätlich war.

Doch war jetzt Not und Sorge vorbei. Wir gönnten uns einen Rasttag zur Erholung und brachen dann nach Gatrun am Abende des folgenden Tages von dem gastlichen Städtchen wieder auf, nachdem ich zum abwechselnden Reiten für die allzu Ermüdeten und zum Tragen des Handgepäcks einen Esel für dreizehn Real Fezzaner Währung, wenn auch nur auf Kredit, gekauft hatte.

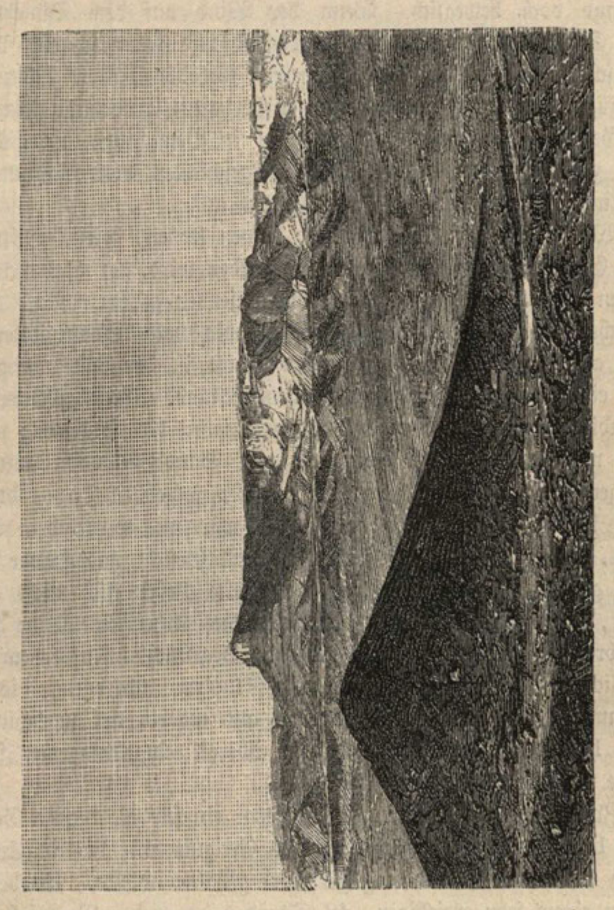
11.
In der Libyschen Wüste.

— Karl Zittel —

Unsere Expedition hatte sich die Erforschung der an Ägypten angrenzenden unbekannten Wüstenstriche als Hauptaufgabe gestellt. Bis zu den Nil-Oasen war alles trefflich von statten gegangen, allein von hier an schienen fast unüberwindliche Hindernisse jedem weitern Vorgehen im Wege zu stehen. Keiner der Nil-Araber wollte sein kostbares Leben oder seine Kamele selbst gegen hohe Bezahlung aufs Spiel setzen, auch in Dachel ließen sich keine brauchbaren Leute auftreiben, und so waren wir schließlich auf unsere wenigen europäischen und nubischen Diener und unsere eigenen Kamele angewiesen. Überdies vermochte niemand weder in der Oase Dachel noch in Farafrah uns über das Land, das wir durchziehen wollten, Auskunft zu erteilen. Denn niemand hatte sich bisher auch nur wenige Tagereisen weit hineingewagt.

Dennoch hielten wir unsern Vorsatz fest und drangen mehrere Tagereisen weit in westlicher Richtung in die Wüste ein, bis uns eine unübersehbare Reihe hoher Dünenketten Halt gebot. Hatte uns früher die Hochebene vom Nil nach Farafrah durch den Reiz der Neuheit und durch ihre viel größere Mannigfaltigkeit gefesselt, so bot nun das langsam ansteigende felsige Sandsteinplateau äußerst wenig Anziehendes. Während der ersten Marschtage hatte die Wüste noch ihren gewöhn-

lichen Charakter bewahrt, ebene Strecken wechselten mit hügeligen Landrücken, schmalen Dünenzügen und vereinzelten, von spärlicher Vegetation bedeckten Streifen. Mit dem braunen Quarzsandstein aber hörte jede Spur von Pflanzenwuchs auf, und wenn auch zuweilen Schichten vortrefflichen Eisenerzes mit dem Sandstein wechselten,


Abb. 18. Partie der Libyschen Wüste (bei Farafrah). (S. 70.)

die in einer zugänglichern Gegend fast unschätzbaren Wert besäßen, so haben sie hier lediglich für den Geologen Interesse, denn niemandem wird es je einfallen, diese an der Oberfläche liegenden Schätze nur aufzuheben, geschweige denn auszubeuten.

Nunmehr aber verwandelte sich die Libysche Wüste in ein einziges undurchdringliches Sandmeer. So weit das Auge reicht, folgte

Dünenkette auf Dünenkette, alle entweder von Nord nach Süd oder von Nord-Nordwest nach Süd-Südost streichend, die Zwischenräume waren ausgefüllt mit Sand und gleichfalls mit niedrigen Hügelreihen bedeckt. Wie ein plötzlich erstarrtes, vom Sturm aufgeregtes Meer liegt diese Sandmasse vor dem Beschauer, scheinbar fest und doch beweglich. Wenn der Wind auf dem Dünenkamm einen Schleier feinen Sandes aufwirbelt und jeden scharfen Umriß verwischt, dann machen diese lichtgelben zuweilen 100 m hohen Gebirgszüge einen beängstigenden, fast geisterhaften Eindruck. Man hat das Gefühl, die ganze Sandmasse sei in Bewegung, um sich auf einen zu wälzen, und alle Schreckensgeschichten vom Samum aus der Kinderstube drängen sich unwillkürlich auf.

Wir sollten ihn übrigens bald kennen lernen, diesen Giftwind, dessen Gefährlichkeit zwar vielfach übertrieben wird, der aber sicherlich zu den schlimmsten Plagen der Wüstenreisenden gehört. Nach einem herrlichen wolkenlosen Tage bemerkten wir nach Sonnenuntergang einen allmählich aufsteigenden fahlen Dunst in der Luft und gleichzeitig einen auffallend niedrigen Barometerstand. Gegen Mitternacht verkündigte ein fernes Brausen das Herannahen des Sturmes; unsere Zelte wurden bei jedem Windstoß mit Sand beworfen und die Stangen heftig hin- und hergerüttelt. Den folgenden Tag tobte der Wind immer heftiger, die ganze Luft war mit wirbelndem Sand erfüllt, gegen dessen schmerzlichen Anprall Gesicht und Hände sorgfältig geschützt werden mußten; die Zelte ließen sich nicht mehr halten, wir schlugen sie ab, errichteten aus Kisten eine kleine Hütte und breiteten darüber eine Decke von Segeltuch. In diesem unbehaglichen Versteck mußten wir 15 Stunden zubringen, bis der Samum ausgetobt hatte und wir uns aus unserm tief zugeschütteten Lager herausschaufeln und von dem überall eingedrungenen feinen Sande reinigen konnten.

Zwei Tage nach diesem Sturm trat ein für die hiesige Gegend höchst bemerkenswertes meteorologisches Ereignis ein, das in Europa freilich kaum der Erwähnung für wert gehalten würde. Es bestand dies in einem sehr ergiebigen, 48 Stunden dauernden Regenfall, der uns sehr eindringlich den Beweis lieferte, daß die Libysche Wüste nicht zu den absolut regenlosen Regionen gehört.

Daß einem geradlinigen Vorgehen gegen Westen, wie es ursprünglich beabsichtigt gewesen, schon jetzt ein unbesiegbares Hindernis entgegenstand, hatte uns leider die Rekognoscierung des vor uns liegenden Sandmeeres mit unfehlbarer Sicherheit gezeigt. Nach

unseren bisherigen Erfahrungen wären auch die besten Kamele bei unausgesetztem Überschreiten von Dünenketten in wenigen Tagen zu Grunde gegangen. Wer eine Karawane langsam und mühsam die steile Böschung einer Düne erklimmen gesehen hat, wo bald dieses bald jenes Kamel, durch seine Last aus dem Gleichgewicht gebracht, entweder niederstürzt oder sich seiner Ladung entledigt und dann mit großem Zeitverlust von neuem bepackt werden muß; wer beobachtet hat, wie sich die armen Tiere auf dem andern Gehänge, fußtief im Sande versinkend, langsam durcharbeiten, kann nur mit einer unangenehmen Empfindung diese eigentümlichen Gebilde der Wüste betrachten. Ist das Kamel seinem ganzen Bau nach für die Ebene eingerichtet, so lassen sich dennoch ansehnliche Gebirge bei sorgfältiger Auswahl der Pässe mit Karawanen überschreiten; mehrtägige Dünenmärsche dagegen bringen dem Wüstenreisenden fast sicheres Verderben.

Unsere Vorräte an Wasser und Lebensmitteln reichten für zwanzig Tage; wir beschlossen daher, ohne weiteres Zögern in nordwestlicher Richtung vorzugehen, um entweder einen nach Westen führenden Weg zu erkunden oder die Oase Siwah zu erreichen.

So traten wir denn unsern Marsch an; täglich wurden etwa zwei bis drei Dünenketten in sehr spitzem Winkel überschritten, wo sich gerade ein günstiger Übergang darbot; in den sandigen Längsthälern fanden unsere Kamele so trefflichen Weg, daß wir jeden Tag ungefähr 36 bis 40 Kilometer in 9½ Stunden zurücklegen konnten. Unser fünfzehntägiger Marsch durch das große libysche Sandmeer gehört sicherlich zu den eigentümlichsten Reiseleistungen, und war überhaupt nur durch unsere eisernen Wasserkisten möglich, in welchen sich das Wasser ganz vorzüglich erhielt. Während der drei ersten Tage tauchte hin und wieder noch festes Gestein aus dem Sande hervor. Dann aber verhüllte neidischer Sand alles anstehende Gestein, und so weit das Auge reichte, fiel der Blick nur auf das wellige Meer blendenden Sandes. Nach sechs Tagemärschen mußten wir unseren Kamelen 24 Stunden Ruhe gönnen, zugleich konnten wir ihnen zur Wiederbelebung ihrer Kräfte vier Kisten von unserm reichen Wasservorrat opfern. Dann ging es von neuem langsamen, aber stetigen Schrittes voran, jeder Tag brachte uns der Erlösung aus diesem trostlosen Sandmeere näher.

Unsere Wüstenreise besaß die größte Ähnlichkeit mit einer Fahrt auf offner See; wie dort der Kapitän hauptsächlich nach Log und Peilung führt, so wurde unsere Karawane mittelst Kompasses geführt und die zurückgelegte Strecke teils nach Kamelstunden, teils nach den

astronomischen Ortsbestimmungen kontrolliert. Am vierzehnten Tage hatten wir uns der Breite von Siwah genähert, unsere Vorräte neigten sich zu Ende und unsere drei arabischen Diener begannen ängstlich zu werden. Auch wir spähten sorgsam nach allen Seiten, denn bei der Unsicherheit aller astronomischen Längenbestimmungen konnten wir wohl eine Tagereise zu weit westlich oder östlich geraten sein, und in diesem Falle hätte uns möglicherweise erst eine lange Irrfahrt nach Siwah geführt.

Ein jubelnder Ruf verkündigte uns den Fund eines Wegzeichens, dem bald weitere folgten; wir fanden Kamelspuren und kamen nach kurzer Frist auf eine große Karawanenstraße, die uns, wie aus ihrer Richtung zu schließen war, nach Siwah bringen mußte. Noch lag ein breites Stück verworrener Dünen vor uns, einzelne felsige Hügelköpfe ragten verheißungsvoll aus dem Sande hervor. Der äußerste dieser Hügel wurde bestiegen und zu unserer unsäglichen Freude lag die Oase nur auf wenige Stunden vor uns. Da schauten wir nun hinab auf die tiefblauen Seen unmittelbar zu unseren Füßen, dann schweifte der Blick über den langgestreckten Felsrand, um darauf an einem fast unübersehbaren Palmenhain zu haften, aus welchem die beiden hochgelegenen Städtchen Achermi und Siwah wie stolze Burgen hervorragten.

Noch vor dem Abend zogen wir ein in die berühmte Oase des Jupiter Ammon; am Sonnenquell tränkten wir unsere fast verschmachteten Kamele; wir betraten den zerfallenen, mit Hieroglyphen geschmückten Tempel, wo sich einst Alexander der Große von den ammonischen Priestern als Gottessohn hatte begrüßen lassen. Die schönste der libyschen Oasen hatten wir nunmehr erreicht, wir schwelgten im Anblick des saftigen Grüns, des klaren Wassers, wir betrachteten die romantischen, kastellartigen Ansiedelungen der Siwahner, deren Scheichs uns in feierlichem Zuge entgegenkamen, aber anziehender als alles dies war der Hauch historischer Erinnerung, welcher diese einsame, ehrwürdige Oase durchweht, die der größte Held des klassischen Altertums durch seinen Besuch mit unvertilgbarem Ruhm umgeben hat.

II.

Sudan und Senegambien.

1.

Kuka und die Kanuri.

— Gerhard Rohlfs —

Kuka, die Hauptstadt des Reiches Bornu, besteht aus zwei Teilen, zwei länglichen Vierecken, die durch eine zehn Minuten breite Ebene voneinander getrennt sind. Die langen Seiten liegen gegen Nordwesten und Südosten, die kurzen gegen Nordosten und Südosten. Der westliche, größere Teil heißt Garfote oder Billa Futebe, der östliche Gergedi oder Billa-gedibe, eine dazwischen befindliche Gruppe von Häusern und Hütten hat den Namen Ngimsegeni. Außerdem stehen ringsumher viele einzelne Häuser und Gehöfte.

Gergedi ist der Sitz der Regierung; hier residiert der Sultan, hier wohnen seine Söhne und Brüder, sowie die obersten Beamten des Reichs, und auch die meisten Soldaten und Eunuchen sind hier einquartiert. Garfote hat mehr den Charakter einer Handelsstadt; es ist Wohnort der fremden Kaufleute aus Tripolis, Fezzan, Kairo u. s. w., und in seinen Mauern befindet sich die Hauptmoschee. Beide Stadtteile sind mit ungefähr 6 m hohen und an ihrer Basis fast ebenso breiten Erdmauern umschlossen, die von außen gerade, von innen aber, damit bei einer Belagerung die Verteidiger bequem zu den oben angebrachten Schießscharten gelangen können, treppenförmig aufsteigen. Thore hat Garfote fünf: eins nach Norden oder vielmehr Nordnordwesten, zwei nach Westen, eins nach Süden und eins nach Osten; Gergedi vier: zwei nach Westen und zwei nach Osten.

Die Bauart von Kuka weicht wesentlich von derjenigen der nord-

afrikanischen Städte ab, indem hier die Nationalbehausung der Neger vorherrscht. Es ist dies eine kunstvoll von dünnen Baumästen gefügte Hütte mit spitzem, regendichtem Strohdach, die auf einer runden Basis von 4½—6 m Durchmesser sich 3—4½ m hoch erhebt. Um die Wände rankt sich im Sommer, das heißt während der Regenzeit, das grüne Laub der Kürbisse oder Melonen, und nie unterläßt man, die Dachspitze mit einem, manchmal mit mehreren Straußeneiern zu schmücken. Als Eingang und zugleich als Lichtzulaß dient eine niedrige mit Matten zu schließende Öffnung. Das Innere enthält nichts als ein paar Kürbisflaschen, Töpfe, Lederbüchsen, Matten und in einigen ein breites mannslanges Rohrbett. Gekocht wird meistens im Freien unter einem gegen Sonne und Regen schützenden Dache. Zur Wohnung einer Negerfamilie, einem sogenannten Fato, gehören in der Regel drei bis vier solcher Hütten, die innerhalb einer Umzäunung von Thon oder Matten zusammenstehen. Die Häuser des Sultans, der Vornehmen und der fremden Kaufleute aber sind aus Erdklumpen errichtet und haben flache Dächer, von denen der Regen nicht genügend ablaufen kann, so daß sie nach jedem starken Regengusse der Reparatur bedürfen.

Von weitem gleicht Kuka, da es der Türme und sonstiger hohen Gebäude ermangelt, hingegen fast alle Höfe und Hütten mit Bäumen beschattet sind, eher einem Walde als einer Stadt. Unter den Bäumen zeichnen sich aus: der Djedja-Baum, eine Feigenart, mit langen Luftwurzeln und großen glänzenden Blättern; der Gunda-Baum mit schön gezackten Blättern und saftigen Früchten von der Größe eines Kindskopfs, und die Akazie, deren gelbe Blüten héliotropähnlichen Wohlgeruch verbreiten. Natürlich nisten auf den Bäumen Schwärme von Vögeln. An die Zweige des Korna-Baums und der Akazie hängt der kleine Webervogel, der unermüdliche muntere Sänger, sein beutelförmiges Nestchen, über fünfzig dergleichen kann man nicht selten an einem einzigen Baume sehen. Turteltauben und graue Waldtauben beleben die höchsten Baumwipfel. In der Regenzeit kommen die Wasservögel von den Ufern des Tschad-Sees hierher, und stets, bei Tage wie bei Nacht, schweben über den Straßen und Plätzen die Aasgeier, ohne welche, da sie rasch alle Fleischabfälle vertilgen, Kuka ein Herd der Pest sein würde.

Beide Stadtteile haben nur eine breite und ziemlich gerade Straße, den „Dendal“. Links und rechts von ihr ist ein Labyrinth enger und krummer Gassen. Steine zum Pflastern giebt es nicht, die Straßen bilden daher in der trockenen Jahreszeit ein Staubmeer

und in den nassen Lachen, Sümpfe und Seeen, die oft selbst zu Pferde nicht zu passieren sind.

Das Leben in der Hauptstadt beginnt des Morgens nicht eben sehr zeitig. Zuerst durchziehen die Bauern aus der Umgegend die Straßen und bieten, laut schreiend: „kiám, kiám“ (Milch, Milch), „kandágo, kanda-a-a-a-go“ (Butter, Butttttrrrr), „ngóbbel koki be“ (Eier) u. s. w. ihre Produkte feil. Alle, auch die schwersten Lasten, werden auf dem Kopfe getragen; Negerfrauen und Mädchen balancieren Gefäße, die 40—50 Liter Wasser halten, auf dem Kopfe und verlieren infolge des Drucks vorzeitig das Haupthaar an den betreffenden Stellen.

Wenn die Stadtbewohner sich vom Lager erhoben haben, waschen sie sorgfältig Gesicht und Hände, versäumen auch nicht den Fußboden auszukehren, denn im Punkte der Reinlichkeit unterscheiden sich die Kanuri auf das vorteilhafteste von den Berbern und Arabern Nordafrikas. Nach eingenommenem Frühstück geht es an die Arbeit. Die meisten Hantierungen werden im Freien betrieben, und auch die Handwerker: Baumwollenweber, Sattler, Waffenschmiede, Schuster, schlagen ihre Werkstätten auf der Straße, vor der Thür ihrer Wohnungen auf.

Am belebtesten ist der östliche Stadtteil vormittags um 10 Uhr. Da sprengen die hohen Würdenträger, die Prinzen und Anverwandten des Sultans auf feurigen Rossen, gefolgt von einer Schar keuchender Sklaven zu Fuß, den Dendal entlang, um sich in die Ratsversammlung (Nokna) zu begeben. Jener Reiter dort in reicher arabischer Tracht ist Aba-Bu-Bekr, der älteste Sohn des Mai; aber vor dem Eingange des Schlosses angekommen, muß auch er so gut wie alle andern seine gelben Stiefel und den seidenen Turban ablegen; denn niemand, hoch oder niedrig, darf anders als barhaupt und barfuß vor dem Sultan erscheinen; auch er muß sich zur Begrüßung auf den Boden werfen, das Gesicht platt an die Erde drücken und mit der Rechten eine Hand voll Sand aufs Hinterhaupt streuen. Die Ratsversammlung dauert ungefähr eine Stunde, die meist mit Stadtklatsch und Besprechung der unwichtigsten Vorfälle hingebracht wird. Wer dem Sultan die frischeste und pikanteste Neuigkeit mitzuteilen weiß, ist der erklärte Günstling des Tages. Solange ich in Kuka weilte, war meine Person der beliebteste Gegenstand des Gesprächs. Daß der Weiße selbst auf den Markt gegangen und dies oder jenes gekauft habe, daß der Christ, ohne daß man wisse, warum, spazieren geritten, kurz jeder Schritt, den ich that, wurde beobachtet und als

ein Ereignis weitläufig durchgesprochen. Gegen das Ende der Versammlung bringen Sklaven des Sultans kolossale hölzerne Schüsseln voll Speisen in den Saal — an einer einzigen solchen Schüssel haben 6—8 Mann zu tragen —, womit die Anwesenden bewirtet werden.

Sind die Teilnehmer an der Ratsversammlung nach Hause zurückgekehrt, dann erstirbt das Leben auf den Straßen, alles zieht sich in das Innere der Wohnungen zurück, um während der heißen Tagesstunden der Ruhe zu pflegen oder zu schlafen. Aber zwischen 3 und 4 Uhr nachmittags entwickelt sich wieder ein anderes Bild. Herden von Kamelen, Schafen und Rindvieh werden durch die engen



Abb. 19. Ein Aschanti. Ein Kanuri.

Gassen getrieben, und der tägliche Markt beginnt, der bis zum Abend sowohl in dem westlichen Stadtteil, als vor den Thoren der Oststadt abgehalten wird. Auch in der Stadt selbst liegen in Buden oder auf freiem Raum Butter, süße und saure Milch, Eier, Knoblauch, Erdnüsse, Zwiebeln, gesäuerte Brote aus Argum moro, Hühner und täglich frisches Rindfleisch zum Verkaufe aus.

Mit Sonnenuntergang nimmt der Kanuri seine Hauptmahlzeit ein. Nach derselben versammeln sich in Kuka die Männer auf den öffentlichen Plätzen, wo sie unter einem mächtigen Gummibaum einander mit Neuigkeiten unterhalten, während die Damen, die sich hier von der mohammedanischen Sitte des Verschleierns emancipiert haben, Besuche machen.

Die Eingeborenen von Bornu, die Kanuri, sind eine im ganzen wohlgestaltete Menschenrasse. Ihr Körperbau hält ungefähr

die Mitte zwischen den vollen plastischen Formen der Haussa-Neger und der sehnigen Magerkeit der Tubu; unter den Vornehmen giebt es allerdings auch viele fette und korpulente Gestalten. Die Beine stehen in richtiger Proportion zum Oberkörper und entbehren nicht, wie bekanntlich bei den meisten Negerstämmen, der Waden. An Größe erreichen die Männer das europäische Durchschnittsmaß, während das weibliche Geschlecht ziemlich weit hinter demselben zurückbleibt. In der Kopfbildung prägt sich entschiedener als im Wuchs der echte Negertypus aus: krauses, wolliges Haar, rundes Gesicht, vorstehende Backenknochen, wulstige Lippen; nur tritt die Nase mehr als sonst bei den Negern aus dem Gesicht heraus; ich sah äußerst selten ganz platte, häufig vielmehr wirkliche Adlernasen. Drei Längenschnitte auf der Wangenhaut fehlen nie. Der Ausdruck in den Gesichtszügen, namentlich im Blick, verrät bei den meisten Gutmütigkeit und Wohlwollen und hätte mich noch sympathischer berührt, wenn nicht durch die gelbliche Bindehaut des Auges die vorteilhafte Wirkung etwas abgeschwächt würde. Das Kopfhaar wird von den Männern glatt abgeschoren, und tagelang lassen sie die heißen Strahlen der Tropensonne auf den kahlen Schädel brennen, nur die Wohlhabendern bedecken das Haupt mit einer weißen baumwollenen Mütze, die Vornehmen mit dem roten Fes. Hingegen verwenden die Frauen Sorgfalt auf ihre freilich nicht langen Haare, indem sie dieselben entweder in eine Menge kleiner Zöpfe flechten, die rund um den Kopf herabhängen, oder in eine helmartig von hinten nach vorn über den Kopf liegende Wulst zusammenbinden.

In betreff der geistigen Fähigkeiten stehen die Kanuri den Nachbarvölkern keineswegs nach; ihre natürlichen Neigungen sind vorwiegend dem Guten zugewendet, daher Völlerei und andere Laster in Bornu selten oder gar nicht vorkommen. Die mohammedanische Sitte der Vielweiberei haben nur die Fürsten und Großen angenommen, der Mann aus dem Volke führt ein geordnetes Familienleben mit einer Frau, und manche Ehe ist mit einem Dutzend Kinder gesegnet. Indessen, wenn auch die Frau dem Manne fast wie eine Sklavin unterthan ist und erst als Mutter zahlreicher Nachkommenschaft zu einer etwas geachteteren Stellung gelangt, so hat sie doch hier nicht, wie sonst bei den Bewohnern Centralafrikas, die Last der Arbeit allein zu tragen. Vielmehr machen die Kanuri unter den Negern, denen im allgemeinen mit Recht Trägheit und Arbeitsscheu vorgeworfen wird, eine rühmliche Ausnahme. Mann und Frau bebauen gemeinschaftlich das Feld und bringen gemeinschaftlich die Pro-

dukte oder Waren zum Verkauf; die Frauen spinnen und weben die Baumwolle, die Männer nähen die langen Streifen Zeug zu Kleidungsstücken zusammen, welche sie oft mit fleißiger Handstickerei bedecken. Genug, die Bornuer sind unstreitig das betriebsamste und civilisierteste von allen Negervölkern. Und diese Betriebsamkeit ist dem Volke um so höher anzurechnen, da leider die Fürsten und Großen ihm kein gutes Beispiel geben, im Gegenteil arbeiten für etwas Erniedrigendes ansehen und sich beschimpft glauben würden, wenn sie zu Fuß gehen, auf dem Markte etwas einkaufen oder gar Feld- und Handarbeit verrichten sollten.

Neben den gewerblichen Hantierungen versäumen aber die Frauen auch nicht die Pflege und Erziehung ihrer Kinder; Schulen, in welche die Knaben geschickt werden, um einen äußerst dürftigen Unterricht zu empfangen — die Mädchen sind ganz davon ausgeschlossen — giebt es nur in den wenigen größern Städten.

Als Staatsreligion in Bornu gilt seit Jahrhunderten der Mohammedanismus. Die Dynastie, alle Vornehmen und die Bewohner der größern Ortschaften bekennen sich dazu. Dennoch hat der Islam im Volke keine Wurzel geschlagen und wird es auch nie, er scheint in Afrika über eine gewisse Grenze nicht hinaus zu können. Man nahm den Eingebornen ihren uralten Fetischdienst, ohne daß sie für die Idee des Monotheismus gewonnen wurden, nicht einmal ein Wort besitzen sie in ihrer Sprache für Gott, denn kémande, womit sie das Fremdwort Allah übersetzen, heißt Herr im bürgerlichen Sinne; gebetet aber wird ausschließlich in arabischer Sprache, die weitaus den meisten unverständlich ist. Früher verehrten sie einen Waldteufel, Koliram, und einen Wasserteufel, Ngámaram; jetzt feiern sie gar keine Gottheit mehr, und ihre ganze Religion besteht in allerlei Aberglauben und einigen äußerst verworrenen Vorstellungen von Paradies und Hölle der Mohammedaner. Daher haben auch die religiösen Feste keine tiefere Bedeutung für sie, sondern werden nur mit wiederkehrenden Naturerscheinungen, wie Vollmond, Eintritt der Regenzeit und dergleichen, in Verbindung gebracht.

Die Bornuer sind fleißige Ackerbauer. Natürlich bauen sie vorzugsweise Getreide, und zwar Negerhirse. Etwas Weizen wird bei Kuka ausschließlich für den Sultan gebaut. Reis wächst auf wasserreichem Boden wild oder bedarf nur geringer Pflege. Gemüse und Hülsenfrüchte zieht man ebenfalls auf offenem Felde, nicht in Gärten. Das beliebteste Gemüse sind die jungen zarten Blätter des

Adansonienbaumes, die gekocht einen unserm Braunkohl ähnlichen Geschmack haben.

Im Gegensatz zum Feldbau ist die Baumzucht in Bornu gänzlich vernachlässigt. Die Datteln, die hier verspeist werden, kommen von Kamm oder noch weiter vom Norden her; die äußerst bitter und unangenehm schmeckende Frucht des Bito kann für die Dattel in keiner Weise Ersatz leisten. Auch die Feigen taugen hier nichts, und die Früchte des Tamarindenbaumes wie die der Adansoni lassen sich nur zu Limonade benutzen, da die Bornuer keinen Zucker haben, um durch Versetzung damit die Tamarindenpulpe eßbar zu machen. Schmackhafte Früchte liefern nur die Banane und der Gundabaum, doch treten beide erst an der Westgrenze des Landes auf. Barth nennt den Gunda Melonenbaum, und in der That hat seine Frucht äußerlich große Ähnlichkeit mit der Melone; ganz verschieden von ihr ist aber der außerordentlich liebliche Geschmack, den ich nicht anders zu bezeichnen weiß, als: die Gundafrucht schmeckt, wie die Jasminblüte riecht. In den Wäldern von Bornu wachsen indes eine Menge wilder Fruchtbäume; würden sie gepflegt und veredelt, so dürften die meisten von ihnen mit genießbaren, zum Teil vielleicht jetzt noch unbekannten Obstsorten die Pflege belohnen.

2.

Krieg der Bagirmi gegen die Baumfestungen der Gaberi.

— Gustav Nachtigal —

In der Nähe von Broto hatten sich die Gaberi von Kimri, gegen welche der Fatscha von Bagirmi zu Felde zog, auf die sichere Höhe ihrer Baumwollenbäume zurückgezogen und hörten auf keine schönen oder drohenden Worte der Bagirmi. Abu Sekkin, der sich aus Erfahrung den luftigen Festungen gegenüber ziemlich machtlos wußte, erbat kurz nach meiner Ankunft in nächtlicher Zusammenkunft Rat und Beistand von mir, der ich anfangs diese Verlegenheit Feinden gegenüber, die einfach auf Bäume geflüchtet waren, nicht begreifen konnte. Am 14. April wurde ein neuer Versuch gemacht, dieselben gewaltsam zur Unterwerfung zu bringen, und ich hatte als Augenzeuge Gelegenheit, mich von der Unzulänglichkeit der Angriffsmittel meiner Genossen zu überzeugen.

Eine Stunde nach Mitternacht ertönte eine der langen Posaunen, von denen mehrere auch zu den Attributen des Fatscha gehören; alle Beutelustigen sammelten sich vor dem Lager, wenn auch nicht gerade mit militärischer Pünktlichkeit, und nach etwa einer Stunde konnten wir aufbrechen. Unser Marsch führte uns in südöstlicher und später in südlicher Richtung, soweit die Dunkelheit erkennen ließ, anfangs durch die Ackerfelder von Broto, dann über eine baumlose Ebene, deren Graswuchs auch nur spärlich zu sein schien, weiterhin durch Buschwald und endlich durch die Getreidefelder von Kimre. Mit Sonnenaufgang hatten wir den Wald, die natürliche Festung der Verfolgten, vor uns. Die Gegend war durch einen schwarzen, humusreichen Thonboden ausgezeichnet, von Wassertümpeln durchsetzt und von Elefantenpfaden durchschnitten. Auf den Getreidefeldern sproßte unter den spärlichen Regenfällen dieser Jahreszeit die junge Saat. Aus dem Walde steigen hier und da Rauchwolken auf als Warnungszeichen für ferner Wohnende und als Beweis, daß unsere Annäherung nicht verborgen geblieben war.

Bevor wir den Wald betraten, musterte der Fatscha sein Kriegsvolk, das sich hier allmählich sammelte. Wir zählten an Bagirmi-Leuten und ihren Sklaven etwa sechzig Reiter, von denen viele mit Wattenpanzern versehen waren, und ungefähr vierhundert Fußkämpfer, deren Bewaffnung in Lanzen und Handeisen, zum Teil auch in Schilden bestand. Eine annähernd gleiche Anzahl von Heiden, doch ohne alle Reiterei, begleitete uns. Der Fatscha ließ halten, ergriff einen etwa dreißig Centimeter langen, mit dunklem Tuch überzogenen Stab, gleichsam einen Marschallstab, empfing aus der Hand eines Sklaven ein fächerähnliches, ebenfalls in einem Tuchbehälter aufbewahrtes Emblem und sprengte, nachdem er das letztere entfaltet hatte, unter enthusiastischem Schwenken desselben vor der Menge auf und ab. Nach dieser, eine begeisternde Ansprache ersetzenden Ceremonie, deren Ursprung mir weder der Fatscha noch irgend ein anderer erklären konnte oder wollte, und nachdem die Embleme wieder in ihren Behältern einem Sklaven zur Aufbewahrung übergeben worden waren, setzten sich unsere Haufen in Bewegung, und wir betraten den Wald.

Auf den Lichtungen befanden sich ebenfalls Ackerfelder, und reizend lagen im Schatten der prachtvollen Bäume weithin zerstreut die verlassenen Wohnstätten der Leute. Wo dieselben nicht bereits der Zerstörung anheim gefallen waren — die Bewohner hatten bereits vor Wochen ihre erhabenen Kriegswohnungen bezogen —,

entrollten sich die lieblichsten landschaftlichen Bilder durch die einfache Zierlichkeit der Stroh- und Lehmbauten, die grasige Frische der nächsten Umgebung, die Kraft und Fülle der Waldbäume und die lauschige Heimlichkeit der Plätze, zu denen sich hier und da die Strahlen der aufsteigenden Morgensonne stahlen.

Bald kamen wir auch in Sicht derer, die wir verfolgten, und die scheinbar mit großer Gemütsruhe dem Anrücken des grausamen Erbfeindes aus sicherer Höhe zuschauten. Über alle Bäume empor ragte das Eriodendron, das dort ausschließlich zum Aufenthalt in den Zeiten der Gefahr gewählt zu werden scheint. Seine Höhe, der kerzengerade Wuchs des hartholzigen Stammes, die quirlförmige Anordnung der Äste in mehreren Etagen und ihre fast horizontale Richtung lassen diesen Baum besonders geeignet für solche Zwecke erscheinen. Die unterste Etage, als noch allzusehr im Bereiche der Angreifer, wird meistens unbenutzt gelassen. In der nächst höheren werden möglichst wagrechte, benachbarte Äste durch darüber gelegte Stangen zu einer Plattform vereinigt, auf welcher ein solides, dickes Strohgeflecht befestigt und darauf der Hausstand errichtet wird. Dieser besteht gewöhnlich in einer kleinen Hütte, welche auch Getreidevorräte, Wasserkrüge und Hausgerätschaften (z. B. die Holzmörser zur Mehlbereitung) enthält, und selbst Haustiere, Ziegen, Hunde und Hühner werden mit hinaufgenommen. Oberhalb dieser Abteilung wird häufig am Stamme selbst aus starkem Geflecht von Zweigen und Stroh ein Korb nach Art eines Mastkorbes angebracht, der eine oder zwei Personen fassen kann, und in dem der größte Teil des Waffenvorrats der auf dem Baume befindlichen Leute aufbewahrt wird. Der oder die Hauptkrieger des Baumes befinden sich in diesem Behälter, dessen Seitenwandung etwa ein Meter hoch ist, schleudern von dort aus die erwähnten harmlosen Wurfgeschosse aus Rohr und halten Handeisen und Lanzen bereit für den Fall, daß es den Angreifern gelingen sollte, die unterste Etage zu erklimmen. Je nach Umfang und Höhe der Bäume wohnen eine oder mehrere Familien auf denselben. Während der Nacht, in welcher kein Angriff zu erwarten ist, steigen die Bewohner nach Bedürfnis herab, um ihre Vorräte an Wasser und an Getreide, das in versteckten Gruben verborgen gehalten wird, zu erneuern. Zum Hinauf- und Herabsteigen dienen primitive Leitern aus dünnen Baumstämmchen, Schlinggewächsen und Pflanzenfaserstricken.

Von einem ordnungsmäßigen Angriff, einem gemeinsamen Handeln unsrerseits war nicht die Rede. Sobald wir den bewohnten

Bäumen gegenüber standen, begnügten sich die meisten damit, ihre Speere und Lanzen drohend zu schwingen und sich vorsichtig durch Schilder zu decken, in deren Ermangelung auch Stücke von Strohgeflecht aus den halbzerstörten Hütten oder stärkere Matten benutzt wurden. Andere zerstreuten sich im Walde, in der Hoffnung, eine vergessene Ziege, einen Hund oder ein paar Hühner zu finden, auf eine Getreidegrube zu stoßen oder gar ein armes Menschenkind zu entdecken, das, von seinem Baume herabgestiegen und vom Überfalle überrascht, vielleicht den Zufluchtsort nicht hatte erreichen können. Die Bagirmi sowohl wie ihre heidnischen Bundesgenossen waren der Lage der Dinge gegenüber ratlos. Hunderte von bewaffneten Männern umstanden die einzelnen Zufluchtsstätten; mit Worten und Gebärden drohend, doch ohne den Mut, einen Angriff zu wagen, denn die ersten Ersteiger eines Baumes mußten, so lange bewaffnete Verteidiger desselben vorhanden waren, als verloren angesehen werden. Die Bäume zu fällen, fehlten die Werkzeuge, und die gewöhnlichen Waffen reichten nicht bis zur Höhe der Belagerten. Freilich verfügten der König und der Fatscha über eine Anzahl flintenbewaffneter Sklaven, doch keiner derselben war imstande, eine Flinte anzulegen, zu zielen und zu treffen. Die Mordwaffe möglichst weit vom Körper entfernt haltend, sobald sie zu feuern beabsichtigten, konnten dieselben höchstens das Leben ihrer eigenen Genossen in Gefahr bringen. Am ehesten schien es den Belagerern noch gelingen zu können, die Strohkonstruktionen der Flüchtlinge durch Feuer zu zerstören, die Verteidiger dadurch höher in die Bäume hinauf zu treiben und diese so allmählich zu erobern. Wo hinlängliche Deckung es erlaubte, einigermaßen gefahrlos die unterste Etage eines bewohnten Baumes zu ersteigen, versuchte man auch, mittelst angezündeter Strohbündel, die an langen Stangen befestigt waren, Hütte und „Mastkorb“ in Brand zu stecken, doch selten gelang es, und wenn Stroh und Holz wirklich einmal Feuer gefangen hatten, so löschten die Belagerten dasselbe ohne Schwierigkeit mit ihrem Wasservorrate.

Schon begann ich über das Schicksal unserer armen Gegner beruhigt zu werden, als zu meinem Schmerze durch meine eigenen Leute sich das Blatt wenden zu sollen schien. Almâs und Hammu beteiligten sich am Kampf, der für sie freilich nur ein Jagdvergnügen war, das weder die Gefahren und Anstrengungen anderer Jagden mit sich brachte, noch, bei der Stetigkeit der Ziele, große Geschicklichkeit erforderte. Meine Empörung über diese feige Unmenschlichkeit machte keinerlei Eindruck auf die beiden Fanatiker; meine Autorität fand hier

ihre Grenzen, denn es handelte sich für jene um eine religiöse Berechtigung, über die zu urteilen der Christ nicht kompetent war. Sie hatten auch nicht das geringste Bedauern, diese „verfluchten Heiden" wie Perlhühner zu erlegen, hatten dieselben doch ihre Unterwerfung unter einen mohammedanischen König und die Gesetze des Islam verweigert! Wenn nicht glücklicherweise Almas nur ein mittelmäßiger und Hammu ein sehr ungeschickter Schütze gewesen wäre, und wenn nicht beide ihre Munition frühzeitig verbraucht hätten, so würden viele der unglücklichen Kimre-Leute an diesem Tage ihr allzugroßes Vertrauen in die Baumwollenbäume mit dem Leben bezahlt haben.

Ich war Augenzeuge der ersten Opfer des Tages. Von der Höhe seines Mastkorbes schleuderte der hochgewachsene, junge Vorkämpfer eines von mehreren Familien bewohnten Baumes seine harmlosen Rohrgeschosse, sich durch den Schild oder die Brustwehr des Korbes möglichst deckend. Zuweilen richtete er sich zu seiner ganzen Höhe auf, ballte zornig die Faust gegen seine Verfolger und rief ihnen Worte des Hohns und der Verachtung entgegen, die von ermutigenden Zurufen der Frauen aus der nächsten Umgebung begleitet wurden. In einem solchen Augenblicke brach er, von einer Kugel Almas' getroffen, lautlos zusammen. Bald darauf wurde ein zweiter Verteidiger des Baumes, der sich weiter oben auf einem Seitenaste befand, zum Tode getroffen, klammerte sich krampfhaft für einige Sekunden an die Zweige und stürzte dann, eine tote Masse, von der Höhe herab. Eine scheußliche Scene entspann sich. Die Unsrigen fielen über den Leichnam her, und im Nu war derselbe mit dem Handeisen zerhackt und zerfetzt. Und die Wütendsten hierbei waren nicht die Bagirmi, sondern ihre heidnischen Bundesgenossen, gewissermaßen die Stammesangehörigen des Opfers, die sich bei einer anderen Gelegenheit desselben Schicksals versehen mußten. Ein dritter, der letzte erwachsene Mann auf dem Baume, wurde durch einen Schuß verwundet, stieg mit seinen Angehörigen unter Aufwendung seiner letzten Kräfte zum Gipfel empor und klammerte sich dort schweigend an, während sein Blut in langen Linien die graue Rinde des Stammes herabrieselte. Da endlich wagten die feigen Verfolger den Baum zu erklimmen. Bald wurden die Ziegen, Hunde und Hühner herabgereicht oder herabgeworfen, der Tote und der Verwundete in die Tiefe geschleudert und den unten stehenden Genossen zu bestialischer Zerfleischung überantwortet und die Frauen und Kinder nebst einem Greise allmählich herabgezerrt. Kein Schrei, keine Klage kam über die Lippen der Überlebenden. In verzweiflungs-

voller Ergebenheit ließen sie sich mit Stricken aneinander binden, um mit dem Schmerze über den Tod der Ihrigen und den Verlust ihrer Heimat den Weg in die Sklaverei zu wandeln.

Ein einziger Baum wurde ohne Beihilfe der Feuerwaffen allmählich erstiegen und so gewissermaßen erobert, doch befand sich auf demselben nur ein rüstiger Kämpfer, und dieser war wohl durch den Anblick der eben beschriebenen Katastrophe des benachbarten Baumes entmutigt. Nachdem es gelungen war, seine Hütte in Brand zu stecken, zog er sich in eine größere Höhe zurück und wurde hier von einigen mit Lanzen angegriffen, während andere sich der hier und dort in den Verzweigungen versteckten Frauen und Kinder bemächtigten. Sobald jener verwundet herabgeworfen war und durch den Sturz aus der Höhe oder unter den Handeisen der Unsrigen sein Leben ausgehaucht hatte, flohen zwei vierzehn oder fünfzehnjährige Knaben in die äußersten Wipfel und Zweige des Baumes und stürzten sich, als sie von ihren Verfolgern fast erreicht waren, mit verzweifeltem Heroismus in die Tiefe. Kaum hatte ich vor dem gräßlichen Anblick, der mir das Herz zusammenschnürte, unwillkürlich die Augen geschlossen, als ich beim Wiederaufblick auch schon anstatt menschlicher Leichname nur formlose Massen erblickte; in wenigen Minuten hatten die Barbaren ihre Opfer der Köpfe beraubt, ihnen die Eingeweide herausgerissen, sie zerstückelt und zerhackt.

Endlich wurde der Baum entdeckt, welcher dem Häuptling von Kimre als Zufluchtsort diente. In einer unteren Etage befand sich dicht gedrängt das Kleinvieh, das neugierig und harmlos über den Rand der Plattform herabschaute. Der Hauptverteidiger hielt von seinem Korbe aus mit großer Geschicklichkeit die Brandapparate der Feinde ab und verhinderte mit bewunderungswürdiger Umsicht diese, welche, ermutigt durch die ungewohnten Erfolge des Tages, die unterste Etage erstiegen hatten, am weiteren Vordringen. Der Häuptling saß mit zwei Frauen und vier Kindern in der Teilungsstelle dreier mächtiger Äste und schleuderte von dort seine unzulänglichen Handpfeile. Der geringe Vorrat der Bagirmi an Pulver und Blei wurde gegen diesen Baum erschöpft, doch glücklicherweise ohne wesentlichen Erfolg, so wenig gedeckt auch der Häuptling und die Seinen waren. Als es gelungen war, den jüngeren Krieger zu verwunden und zum Rückzug in die oberen Regionen zu zwingen, suchten auch die Bagirmi höher zu steigen, doch der Häuptling verlor keinen Augenblick seine Kaltblütigkeit und suchte die Position, so verzweifelt dieselbe ihm auch erscheinen mußte, zu halten. Ohne jede Deckung

dem Gewehrfeuer ausgesetzt, wurden die Frauen und Kinder nach oben geschafft, was nicht leicht war bei dem zarten Alter der letzteren, von denen jedes einzelne von der Mutter hinaufgetragen werden mußte, während der tapfere Mann zu Lanze und Wurfeisen griff und die Verfolger in Schranken hielt. Sein und der Seinigen Schicksal wäre gleichwohl auf die Dauer kaum zweifelhaft gewesen, wenn die Munition der Unsrigen länger vorgehalten hätte. Doch mit den Handwaffen allein den Baum zu erobern, hätte, obgleich derselbe nur von einem Manne verteidigt wurde, eine Opferwilligkeit der vordersten Angreifer erfordert, welche durch die Aussicht auf die bescheidene Beute einer Ziege, eines Hundes oder eines kleinen Kindes nicht erzeugt werden kann. So waren zu meiner großen Genugthuung der Häuptling und seine Familie gerettet.

Da die Bagirmi mit ihren im Vergleich zu früheren derartigen Versuchen bedeutenden Erfolgen sehr zufrieden waren, so wurde gegen Mittag die Jagd aufgegeben. Die meisten Baumfestungen waren unangegriffen gelassen worden, und wir kehrten nach Broto zurück, das wir gegen Abend erreichten. Ich selbst hatte durch mein Betragen bei den Bagirmi nicht gerade gewonnen, sondern im Gegenteil ihre an meine Beihilfe geknüpften Hoffnungen arg enttäuscht. Meinen Hinterlader-Karabiner auf dem Rücken, weigerte ich mich, sowohl selbst zu schießen, als andere mit demselben schießen zu lassen, und in meiner tiefen Verstimmung suchte ich meinen Ekel an der feigen Grausamkeit meiner Begleiter nicht zu verbergen und führte in Anbetracht meiner schutzlosen Lage bedenklich unkluge Reden. Leider mußte ich später hören, daß meine Friedfertigkeit bei den Verfolgten nicht die gehörige Anerkennung gefunden hatte. Dieselben waren im Gegenteil geneigt gewesen, in dem harmlosen Fernrohr, das ich auf ihre Baumwohnungen richtete, obgleich sie keine materiellen Wirkungen konstatieren konnten, eine nicht unwesentliche Beihilfe ihrer Feinde zu sehen. — Der Erfolg des Tages bestand übrigens nur in einem halben Hundert Sklaven, nicht aber in der Unterwerfung der Leute von Kimre, welche ihren schönen Wald verließen und sich in ein südöstliches Nachbardorf Namens Kariatu, das durch einen Erdwall geschützt ist, zurückzogen.

3.

Sklavenlos.

— Gustav Nachtigal —

Mit dem Erfolge der Sklavenjagden in Bagirmi füllte sich unser Lager in bedenklicher Weise mit Sklaven, und mit ihrer Zahl und mit der Schwierigkeit, sie zu unterhalten, sank natürlich ihr Wert. Ältere Männer kaufte man um einen Preis, der auf dem Markte von Kuka zwei oder drei Maria-Theresia-Thalern (à 5 M.) entsprochen haben würde. Ältere Frauen, die zur Arbeit besser verwendbar und stets fügsamer sind als die Männer, erreichten einen Wert von fünf Maria-Theresia-Thalern, während junge Mädchen günstigstenfalls noch einmal soviel kosteten. Kleine Kinder dagegen, deren Marschfähigkeit unwahrscheinlich war, konnte man bei dem Mangel an Transportmitteln fast geschenkt erhalten; niemals überstiegen solche von sechs bis acht Jahren den Preis eines gewöhnlichen Bagirmi- oder Bornu-Hemdes, das in Kuka etwa drei Viertel eines Maria-Theresia-Thalers kostete.

Die Anhäufung der großen Menschenmenge, und unzureichende und schlechte Nahrung, die Unbilden der Witterung — nur wenige konnten Schutz gegen die Strahlen der Sonne und den fast täglichen Regen erhalten —, der Kummer über verlorenes Glück und die Furcht vor der Zukunft erzeugten unter den Sklaven bald eine Schwäche und Mutlosigkeit, welche alle Widerstandsfähigkeit gegen unausbleibliche Krankheiten untergrub. Es ist im ganzen Sudan bekannt, daß die Sklaven aus dem fernen Süden, besonders die jugendlichen Individuen, oft von Darmkrankheiten ergriffen werden, welche leicht einen epidemischen Charakter annehmen. Bei den traurigen Verhältnissen, welche in unserem Lager herrschten, konnten solche Zustände nicht ausbleiben, und bald grassierte eine Dysenterie, welche zahlreiche Opfer dahinraffte. Da die armen Kranken entweder aus Schwäche den Umkreis des Lagers nicht verlassen konnten, oder von ihren Herren daran verhindert wurden, damit sie nicht Fluchtversuche machten, so wurde in dem Unrat immer neuer Krankheitsstoff angehäuft. Sie kratzten sich in der Nähe der Hütten ihrer Herren oberflächliche Gruben und schlichen hin und her, solange ihre Kräfte dauerten. Dabei blieben sie mit Ketten mit ihren Gefährten zusammengefesselt — der Mangel an eisernen Ketten wurde durch breite, um ihre Achse gedrehte Streifen frischer Tierfelle ersetzt,

die in bestimmten Zwischenräumen Halsringe bildeten und den einzelnen mußte jedesmal die ganze Reihe begleiten. Wenn die Kräfte eines Kranken soweit erschöpft waren, daß ein Fluchtversuch undenkbar war, so wurde derselbe aus der Kette gelöst und verließ auch gewöhnlich den Platz, wo er gerade lag, nicht mehr, bis sein elendes Leben erloschen war. Dann schleppte man das unglückliche Opfer menschlicher Bestialität zum Umkreis des Lagers hinaus und überließ den Leichnam den atmosphärischen Einflüssen und den Aasgeiern und Hyänen. Man kann sich vorstellen, welche verpestete Luft sich so allmählich in unserem Lager entwickeln mußte.

Wie eine Erlösung empfanden wir es daher, als endlich der Rückmarsch nach Bornu angetreten wurde. Am ersten Tage marschierten wir etwa sechs Stunden in westnordwestlicher Richtung. Während des Vormittags durchschnitt der Weg vorwaltend sandiges, wenn auch an vielen Stellen von Wasser bedecktes Terrain, doch um Mittag näherten wir uns dem Ba Jli und durchzogen weite, baumlose, morastartige Grasebenen, welche mehr oder weniger mit dem genannten sumpfigen Gewässer in Verbindung standen und nicht selten schwierig zu überwinden waren. Nach zwei weiteren Stunden lagerten wir am Rande einer ausgedehnten überschwemmten Niederung, die uns einen Kampf aufzuzwingen drohte, dem unsere Kräfte an diesem Tage nicht mehr gewachsen waren.

Das Elend unserer Sklaven nahm infolgedessen beständig zu. Alle Augenblicke waren die Kranken gezwungen zurückzubleiben, und man sah ihre Herren, die Peitsche in der Hand, Wache bei ihnen stehen oder sie unter grausamen Schlägen zur Karawane zurücktreiben. Wenn die Unglücklichen, am Ende ihrer Kräfte angekommen, zusammenbrachen und, durch die Verzweiflung stumpf und unempfindlich geworden, auch durch die barbarischsten Züchtigungen nicht zum Aufstehen bewogen werden konnten, so war ich im Herzen geneigt, sie zu beglückwünschen, denn ich glaubte, daß sie, eine unnütze Last für ihre Herren, einfach zurückgelassen würden. Hier, in der Nähe ihrer Heimat, in der Mitte einer üppigen Natur, im Schatten ihrer Wälder, konnten sie vielleicht genesen, wenn sie dem Krankheitsstoff ihrer Gefährten entrückt und dem Hunger und den Anstrengungen der Wanderung entzogen waren. Ach, ich kannte die bestialische Natur des Menschen trotz meiner traurigen Erfahrungen noch nicht genug! Als ich meinem Diener Hammu gegenüber die Bemerkung machte, daß die zurückgelassenen Kranken sich trotz der Mißhandlungen glücklich schätzen könnten, lachte er über meine Naivetät und

forderte mich auf, bei der nächsten Gelegenheit den weiteren Verlauf der Dinge zu beobachten. Als ich nach einiger Zeit einen meiner Bornu-Gefährten vergeblich bemüht gesehen hatte, eine junge, kranke Sklavin zum Weitermarsch zu zwingen, und schon resigniert meines Weges geritten war, erinnerte ich mich der Bemerkung Hammus. Ich kehrte zurück und fand den sonst sehr gutmütigen Mann gerade beschäftigt, sein blutiges Messer zu reinigen. Die junge Sklavin aber lag mit durchschnittener Kehle und geöffneten Pulsadern zu seinen Füßen. Während ich vor Abscheu anfangs kein Wort herausbringen konnte, äußerte der Mann, wie wenn er die natürlichste Handlung von der Welt begangen hätte: „Ja, ja, Christ, bei diesen verfluchten Heiden ist weder Treue, noch Glauben, noch Erwerb zu finden.“ Auf diese Weise lernte ich erst das traurige Schicksal derer kennen, denen die Kräfte endlich den Dienst versagen. Wenn die Menschenjäger die Hoffnung aufgeben müssen, aus dem Leben ihrer Opfer Nutzen zu ziehen, so schlachten sie dieselben, um ihren Tod wenigstens noch zu verwerten. Manche der Armen würden in der That wohl den Mut haben, sich den grausamsten, selbst unmittelbar das Leben gefährdenden Züchtigungen auszusetzen, um ihre Freiheit und den Aufenthalt in der Heimat zu gewinnen, wenn das warnende Beispiel ihrer hingemordeten Gefährten sie nicht zur äußersten Anspannung der Kräfte antriebe. So traurig auch ihr Los, so lebendig auch ihre Verzweiflung nach dem Verluste der Ihrigen und der Freiheit und so groß auch ihre Furcht vor der nächsten Zukunft ist: sie hängen um so mehr am Leben, und die Hoffnung erstirbt um so schwerer in ihnen, als die meisten junge Frauen und Kinder sind. Ich war starr vor Entsetzen. Wohl wußte ich, daß die von Bornu nach Norden ziehenden Karawanen zuweilen Sklaven in der öden Wüste ihrem Schicksale überlassen, wenn die Kräfte derselben erschöpft und keine Kamele zu ihrem Transporte vorhanden sind, und im Grunde erscheint der schnelle Tod durch das Messer noch barmherziger, als der langsame Untergang durch Hunger, Durst und glühende Sonnenstrahlen. Doch in der Wüste war es mir erspart geblieben, Augenzeuge solcher Greuelthaten zu sein, und so empörte mich das kaltblütige Hinschlachten wehrloser, halbtoter Menschen hier ungleich mehr. Derartigen Unmenschlichkeiten gegenüber ganz machtlos zu sein, ist für einen Reisenden schwerer zu ertragen, als alle physischen Anstrengungen und Gefahren.

4.
Bootfahrt auf dem Binué.
— Gerhard Rohlfs —

Von Akum bis an den Binué hatten wir noch fünf Stunden Weges. Da es auf dem Wege dahin keine Brunnen giebt, beschloß ich, die Strecke nicht während der Tageshitze, sondern bei Nacht zurückzulegen, so daß wir erst abends um 10 Uhr 20 Minuten ausmarschierten.

Wir hielten südwestliche Richtung ein, und befanden uns nach kurzer Zeit in einem hochstämmigen Walde, in dem wir schweigend einer hinter dem andern herschritten. Dann folgte wieder freies Feld, zuletzt aber ein schmaler Waldstreifen von so dichtbelaubten Bäumen, daß kein Mondstrahl hindurchdringen konnte, und wir einander, um uns in der völligen Dunkelheit nicht zu verlieren, an die Hand fassen und so Schritt vor Schritt vorwärts tappen mußten. Plötzlich erglänzte zu unsern Füßen die breite, silberne Wasserfläche des in majestätischer Ruhe dahinziehenden Stromes, der die Gewässer aus dem Herzen Afrikas dem Niger und durch diesen dem großen Ocean zuführt. Kein Laut unterbrach die nächtliche Stille, und geräuschlos streckten auch wir uns, das Erscheinen der Morgenröte erwartend, in den weichen Ufersand zum Schlafe nieder.

Sobald es Tag geworden, erhoben wir uns von unserm Lager im Ufersande. Gerade gegenüber, ungefähr 800 m vom Ufer entfernt, lag die Flußinsel Loko. Die Fährleute auf derselben hatten uns schon bemerkt und kamen nun mit ein paar Kanoes, das heißt ausgehöhlten, wenig mehr als 30 cm breiten und nicht ganz so tiefen Baumstämmen, herübergefahren, um uns abzuholen. Sie verlangten für die kurze Fahrt auf den primitiven Fahrzeugen ein unverhältnismäßig hohes Fährgeld, 3200 Muscheln (= 4 M.), indes blieb nichts übrig, als ihre Forderung zu bewilligen. Drüben am Landungsplatze wartete eine neugierige Menge Volks, die uns bei der Ankunft sogleich mit Zurufen und Fragen bestürmte. Es dauerte lange, ehe sie sich bedeuten ließen, daß wir ihre Sprache nicht verstünden. Endlich begriffen sie, daß ich kein Araber, also kein Kinderräuber, sondern ein Bruder der weißen Männer in Lokoja sei; und nun wurden wir in eine Hütte geleitet und zur Genüge mit Speisen versehen. Loko gehört zu der am linken Ufer liegenden großen Stadt Udje, der Hauptstadt der Basse-Neger. Der schmale Flußarm dazwischen dient als

Hafen für die einlaufenden Schiffe. 4 km lang und 1/2 km breit, erhebt sich die Insel, wenn der Binué am niedrigsten steht, 5 m über den Wasserspiegel, bei seinem höchsten Stande aber wird sie 1—2 m hoch überflutet. Die Bewohner, etwa 1000 an Zahl, brechen dann ihre Hütten ab, die zeltartig bloß aus Binsen und Matten zusammengesetzt sind, und begeben sich ans Land; nur einige Fährleute bleiben in einer auf Pfählen errichteten Hütte zurück.

Meine erste Sorge war nun, ein Kanoe zur Weiterfahrt auf dem Flusse zu mieten. Man verlangte für ein schmales Boot von Loko bis Imaha 10000 Muscheln, und ging sogar, da ich Vorausbezahlung zusagte, bis auf 8000 (= 10 M.) herab, ein Preis, der mir im Vergleich mit dem teuern Fährgelde sehr mäßig erschien. Der Kontrakt wurde geschlossen und die Abfahrt auf den folgenden Morgen festgesetzt. Nur eine Schwierigkeit blieb noch zu lösen: mein ganzer Geldvorrat betrug kaum 3000 Muscheln, Elfenbein war hier nicht verkäuflich, und an Waren besaß ich nichts mehr als einen letzten Tuchburnus; ich half mir indessen damit, daß ich das entbehrlichste von unsern Kleidungsstücken zum Kauf ausbot und von dem Ertrage die Summe berichtigte.

Nachmittags machte mir der Galadima, der Gouverneur von Loko, einen Besuch in unserer Hütte. Er warf dabei ein begehrliches Auge auf meinen Revolver und ließ es nicht an zarten Andeutungen fehlen, wie sehr er ihn zu haben wünsche, gab sich jedoch schließlich zufrieden, als ich ihm in Ermangelung anderer Gegenstände ein Handtuch schenkte, das ich gekauft hatte, um es als eine Probe von dem Gewerbfleiß der Eingeborenen mit nach Europa zu nehmen.

Den ganzen Tag über war es furchtbar heiß gewesen. In der Luft entlud sich nun ein Donnerwetter von so elementarer Gewalt, wie ich es auch in der heißen Zone kaum jemals erlebt habe. Die Insel schien in ihren Grundfesten zu beben. Dicke Staubmassen, vom Lande herübergefegt, mischten sich mit dem vom Sturm gepeitschten Regen. Ein Windstoß entführte das schwache Binsendach von unserer Hütte; andere wurden noch ärger beschädigt oder ganz umgerissen. So tobte das Wetter mehrere Stunden lang mit gleichem Ungestüm, ein grauses Vorspiel zu der nahenden Regenzeit. Als endlich die Nacht vorüber war, beleuchtete die Morgensonne ein Bild der Zerstörung, und alle Hände hatten zu thun, um die niedergeworfenen Hütten wieder aufzurichten. Dadurch verzögerte sich auch unsere Abfahrt von Stunde zu Stunde.

Erst um 3 Uhr nachmittags kamen die Leute mit dem gemieteten

Kanoe. Am Ufer waren wieder viele Neugierige versammelt, die unserer Abfahrt beiwohnen wollten und mit den Worten: „Geh im Guten, weißer Mann! — in Frieden, weißer Mann! — Gruß, o Christ!“ mir ein Lebewohl nachriefen. Das Fahrzeug, dem wir uns anvertrauen mußten, war wie die am vorigen Tage benutzte Fähre nichts weiter als ein ausgehöhlter Baumstamm, nur von etwas größeren Dimensionen: es maß 10 m in der Länge, 50—60 cm in der Breite, hatte etwa 30 cm Tiefe und kaum 7—8 cm dicke Wände; seine Tragfähigkeit ward von dem Eigentümer auf 10 Mann nebst Gepäck angegeben. Mein Elfenbein und die Reiseeffekten wurden in die Mitte niedergelegt, wir selbst verteilten uns zu beiden Seiten; vorn hißte ich die Bremer Flagge auf, hinten stand der Steuermann mit seiner Schaufel. Ich hätte allerdings ein breiteres Boot haben können, aber der Preis, den man dafür verlangte, war mit den mir verbliebenen Barmitteln unerschwinglich.



Abb. 20. Flußpferde im Wasser (S. 94).

Anfangs trug uns der Wind reißend schnell von dannen; als wir die Insel aus dem Gesicht verloren hatten, ging es langsamer vorwärts, ja bisweilen hemmten Gegenströmung und konträrer Wind dermaßen die Fahrt, daß wir uns nicht von der Stelle zu bewegen schienen. Hier und da geriet das Kanoe auch auf eine Sandbank, und wir mußten dann alle aussteigen und helfen, es wieder flott zu machen. Die Ufer, mit hochstämmigen, dicht belaubten Bäumen bewachsen, sind durchschnittlich 3—4 km voneinander entfernt, doch wird das Fahrwasser häufig durch Inseln eingeengt, von denen mehrere mit Ölpalmen, Mangroven und Adansonien bestanden waren. Die Nacht kampierten wir auf einer ziemlich hoch über dem Wasser herausragenden Sandbank. Unsere Fahrtrichtung war im ganzen gerade westlich geblieben.

Vor Sonnenaufgang, um $5^1/_2$ Uhr, fuhren wir am folgenden Tage wieder ab. Unbedeutende Krümmungen abgerechnet, nimmt der Fluß auch auf dieser Strecke einen geraden Lauf, immer westlich einige

Grad zu Nord. Am linken Ufer guckten überall zwischen dem grünen Laubwalde die spitzen, zuckerhutförmigen Dächer von Negerhütten hervor. Das rechte Ufer scheint weniger stark bewohnt zu sein; hier sprangen Affen von Ast zu Ast, und Tausende von bunten Singvögeln erfreuten Auge und Ohr. Auf dem Flusse selbst gab es Wasservögel verschiedener Art, nicht selten streckten auch Flußpferde ihre dicken Köpfe schnaubend und prustend aus der Flut. Leider befand ich mich nicht in der Verfassung, die reizende Scenerie dieses jungfräulichen Stromes in vollen Zügen zu genießen, denn gleich nach der Abfahrt von Loko hatte ich einen heftigen Fieberanfall, der meine Lebensgeister zu völliger Kraftlosigkeit und Apathie herabdrückte.

Mehrmals sahen wir ein 3 m langes Krokodil auf einer Sandbank sich sonnen und bei unserer Annäherung ins Wasser untertauchen. Das Fleisch, obwohl stark nach Moschus riechend, wird von den Negern gegessen, und auch die Eier des Krokodils, die ungefähr die Größe eines Gänseeies haben, gelten ihnen als Leckerbissen.

Es begegneten uns an dem Tage viele Kanoes, beladene und unbeladene, die nach einem Uferdorf zu Markte fuhren oder von dort herkamen. In den meisten unterhielten die Leute ein kleines Feuer, blos zu dem Zweck, um ihre Tabakspfeifen mit großem messingenen Kopf, aus denen sie fast beständig rauchen, immer neu in Brand zu setzen, und in keinem fehlte ein Topf mit Bum, dem berauschenden Lieblingsgetränk der Neger. Unser Bootsmann ließ kaum ein Kanoe vorüber, ohne eine Weile zu halten und mit seinen schwarzen Kameraden zu rauchen und zu schwatzen. Nachmittag um 4 Uhr traf er einen Freund, einen Koto-Neger aus dem in der Nähe am linken Ufer liegenden Orte Amara. Mit ihm hatte er besonders viel zu verhandeln, und ich mußte es geschehen lassen, daß bei Amara angelegt und unsere Tagesfahrt geendet wurde. Der Sultan des Orts lud mich ein, in seiner Wohnung das Abendessen einzunehmen, aber ich war so kraftlos und fieberkrank, daß ich nicht ans Land gehen konnte; er schickte mir darauf Madibi und getrocknete Fische, für welches Geschenk ich mich durch ein Paket Zündhölzchen revanchierte, einen von den tabakrauchenden Negern sehr hoch geschätzten Artikel. Um vor der zudringlichen Neugier der Bewohner Ruhe zu haben, ließ ich abends unser Boot zum Übernachten an das rechte Ufer hinüberrudern.

Das Wasser des Binué hat meist, im Wiederschein der bewaldeten Ufer, einen grünlichen Schimmer, ist jedoch in Wirklichkeit farblos, klar und ohne Beigeschmack. An Fischen, die fast alle wohlschmeckend

sind und wenig Gräten haben, ist der Fluß außerordentlich reich. Da sie die Hauptnahrung nicht bloß der Ufer- und Inselbewohner, sondern der gesamten Bevölkerung bis weit ins Land hinein ausmachen, wird ihr Fang sehr eifrig und auf mannigfache Art betrieben: mittels strohgeflochtener, mit einer Fallthür versehener Körbe, die an geeigneten Stellen unfern vom Ufer ins Wasser gesetzt werden, mit Trichter-, mit Sack- und mit langen Strand-Netzen, mit der Angel, oder durch Anspießen der Grundfische. Krebse giebt es auch, doch sah ich sie nirgends feilbieten.

Wir waren morgens 6 Uhr von Amara wieder abgefahren. Um 3 Uhr nachmittags langten wir bei der Station Imaha an, bis zu der ich das Kanoe von Loko gedungen hatte. Quer vor der Stadt streckt sich eine lange Insel im Flusse hin, mit schönem Laubwald bewachsen, der Herden von Pavianen, Meerkatzen und andern Affenarten zum Aufenthalt dient. Sobald man dem Sultan von Imaha, Namens Schimmege, unsere Ankunft gemeldet, schickte er uns einige von seinen Leuten zum Ausladen und Tragen des Gepäcks.

Gegen etwaige feindliche Angriffe ist die Stadt nach der Landseite zu durch Mauern und Gräben geschützt.

Die 10000 Einwohner der Stadt gehören zum Stamme der Koto-Neger. Alle ohne Ausnahme gehen bekleidet, und seltsamerweise liebt es das weibliche Geschlecht, mittels einer feinen Thonerde Gesicht, Brust, Arme, Beine, kurz den ganzen Körper ziegelrot anzustreichen; doch muß die Schminke rar und teuer sein, denn nur die reichen Frauen können, von den ärmern natürlich aufs höchste beneidet, sich diesen Luxus gestatten.

Am Vormittag des andern Tages begab ich mich zur Audienz nach der Wohnung des Sultans. Dieselbe umfaßt einen sehr weiten quadratischen Raum, in dessen Innern mehrere länglich-viereckige Hütten stehen, während alle übrigen Hütten der Stadt die gewöhnliche runde Form haben. In der größten empfing mich Sultan Schimmege, ein etwa sechzigjähriger Mann von untersetzter, robuster Gestalt, der vollkommen unabhängige Herrscher über Imaha und die dazu gehörigen Dörfer. Genügend mit Feuergewehren und Pulver versehen, gelingt es ihm, die Unabhängigkeit seines kleinen Gebiets zu behaupten. Dabei ist er ein thätiger und spekulativer Geschäftsmann; er liefert das Elfenbein aus der ganzen Umgegend nach Lokoja, während er seinen Unterthanen aufs strengste verbietet, Elefantenzähne, namentlich größere, zu kaufen oder zu verkaufen, und bezieht für den Erlös europäische Waren von da, die er weiter nach dem Innern

vertreibt. Ich überreichte ihm das letzte, was ich zu verschenken hatte, den bis hierher aufbewahrten Tuchburnus, und erhielt als Gegengeschenk eine Flasche Branntwein. Unter den Elefantenzähnen, die er mir zeigte, sah ich die zehn größten, die mir je vorgekommen.

Gerade den folgenden Tag sollte eine Schiffsladung abgehen, und gern nahm ich sein Anerbieten an, ich möge diese Gelegenheit zur Fahrt nach Lokoja benutzen. Als ich nach beendigter Audienz aus der Empfangshütte wieder heraustrat, standen im Hofe gegen zwanzig junge Weiber, die sich den weißen Mann in der Nähe betrachten wollten, vermutlich des Sultans Frauen oder Töchter, denn alle waren mit der kostbaren Schminke rot gefärbt.

Um Mittag des nächsten Tages bestiegen wir das Transportschiff Schimmeges. Es war ein wirkliches aus Planken zusammengefügtes Boot, in dem wohl 30 Menschen Platz finden konnten, schien aber an Altersschwäche zu leiden und machte keinen besonders vertrauenerweckenden Eindruck. Außer einer bedeutenden Partie Elfenbein hatte es auch andere Produkte geladen. Die Schiffsgesellschaft bestand aus 15 Personen, einschließlich von 5 Ruderern, oder vielmehr Schauflern, denn statt der Ruder haben die Neger breite Schaufeln, die nicht zwischen Pflöcken auf dem Rande des Fahrzeugs liegen, sondern aus freier Hand regiert werden. Vom Strome in westsüdwestlicher Richtung getrieben, fuhr das Boot mindestens doppelt so geschwind, als unser Kanoe von Loko. Die Ufer unterhalb Imaha sind weniger dicht bewaldet und auch spärlicher bewohnt; nur selten sah ich einen von den Fischkörben, die bis dahin so häufig waren, im Wasser stehen. Dagegen zeigten sich hier mehr Flußpferde und Krokodile, sowie Scharen von Tummlerfischen, die, schuhhoch aus dem Wasser springend, oft ganze Strecken weit unser Boot umkreisten. Abends 7½ Uhr wurde an einer Insel zum Übernachten angelegt. Dabei bemerkte ich erst, daß sich auch zwei Sklaven, eine bejahrte Frau und ein halberwachsener Knabe, auf dem Schiffe befanden; man band die Unglücklichen an einem Baume fest, aus Furcht, sie möchten in der Dunkelheit ihren Eigentümern entwischen. Vor Sonnenaufgang stieß das Boot wieder von der Insel ab, in derselben Richtung und mit gleicher Geschwindigkeit, wie am vorigen Tage, die Fahrt fortsetzend. Jetzt wurden die Dörfer und Hütten an beiden Ufern wieder zahlreicher, und mehrmals stiegen die Händler von unserm Schiffe ans Land, um mit den Bewohnern Geschäfte abzumachen. Auch auf dem Flusse selbst herrschte reges Leben; stromauf und stromab fuhren viele größere und kleinere Boote, die meisten mit bunten Wimpeln

beflaggt; fast von jedem wirbelte der Rauch eines offenen Feuers in die Luft, an dem sich die Insassen ihre Pfeifen anzünden oder das Essen kochen oder die gefangenen Fische auf Stangen zum Räuchern aufhängen.

Gerade um 12 Uhr mittags erreichten wir die Stelle, wo der Binué mit südwestlichem Laufe in den Niger mündet. Schrägüber am rechten Ufer des Niger, dessen Strom hier sehr eingeengt und nur halb so breit wie der Binué ist, ungefähr eine Stunde oberhalb des Zusammenflusses, liegt Lokoja. Ich mußte indes meine Ungeduld, dort anzukommen, noch zügeln, da wir erst an einem in dem Winkel zwischen den beiden Flüssen gelegenen Orte längere Zeit hielten.

Endlich fuhren wir in den Hafen von Lokoja ein. Der Anblick zweier in Europa gebauter Schiffe gab mir meine ganze Kraft und Elasticität wieder. Bisher hatte ich mich nur mit Mühe aus der liegenden Stellung aufzurichten vermocht, jetzt sprang ich, als kaum die Spitze unseres Boots das Ufer berührte, mit einem Satze ans Land.

5.

Die Entdeckung des Niger.

— Mungo Park —

Als ich nach Dulinkibu kam, hörte ich, daß meine Reisegefährten weiter gegangen wären; mein Pferd war aber so ermüdet, daß ich ihnen unmöglich folgen konnte. Der Richter des Ortes gab mir, als ich ihn darum ansprach, einen Trunk Wasser; und da dies allgemein als das Unterpfand einer reichlicheren Gastfreundschaft angesehen wird, so zweifelte ich nicht, daß ich mich für die Beschwerden des Tages an einer guten Mahlzeit und einem gesunden Schlaf erholen würde; aber unglücklicherweise wurde mir keines von beiden zu teil. Die Nacht war regnerisch und stürmisch, und der Richter schränkte seine Freigebigkeit auf einen Trunk Wasser ein.

Am folgenden Morgen (den 20. Juli 1796) bemühte ich mich aufs neue, etwas Speise vom Richter zu erhalten, aber vergeblich. Ich bat sogar eine seiner Sklavinnen, welche eben Korn am Brunnen wusch, um etwas davon, und hatte auch hier die Kränkung, eine abschlägige Antwort zu bekommen. Als der Richter ins Feld gegangen war, sandte mir jedoch seine Frau eine Handvoll Mehl, welches ich

mit Wasser vermischte und so zum Frühstück trank. Um acht Uhr reiste ich von Dulinkibu ab, und gegen Mittag hielt ich bei einer großen Koorih auf einige Minuten an, wo mir die Fellahs etwas Milch gaben. Zwei Neger sollten von da nach Sego gehen; ich war sehr froh, in ihrer Gesellschaft zu sein, und wir machten uns sogleich auf den Weg. Um vier Uhr hielten wir bei einem kleinen Dorf, wo einer von den Negern einen Bekannten antraf, der uns zu einer Art von öffentlicher Lustbarkeit einlud, wobei es weit besser und ordentlicher als gewöhnlich herging. Ein aus saurer Milch und Mehl bereitetes Gericht, welches Sinkatu heißt, und Bier aus ihrem Korn gebraut, ward mit großer Freigebigkeit ausgeteilt; auch die Weiber waren mit von der Gesellschaft, wovon ich bisher noch kein Beispiel in Afrika gesehen hatte. Es war kein Gedränge; jeder hatte Freiheit soviel zu trinken, als er Lust hatte, sie nickten einander gewöhnlich zu, wenn sie tranken, und wenn sie den Kalabesch niedersetzten, sagten sie Borka, „ich danke euch". Männer und Frauen schienen etwas berauscht zu sein, waren aber weit entfernt Händel anzufangen.

Von da aus kamen wir durch verschiedene große Dörfer; überall wurde ich für einen Mauren genommen, und mußte das Ziel für den Witz der Bambarraner sein, die, wenn sie mich so mein Pferd vor mir hertreiben sahen, sich über die ganze Gruppe von Herzen lustig machten. —

„Er ist in Mekka gewesen," sagte einer, „das könnt ihr an seiner Kleidung sehen;" ein anderer fragte mich, ob mein Pferd krank sei, ein dritter wollte es kaufen u. s. w., so daß ich glaube, die Sklaven selbst schämten sich, in meiner Gesellschaft getroffen zu werden. Gerade als es finster ward, nahmen wir unser Nachtquartier in einem kleinen Dorfe, wo ich mir für den mäßigen Preis eines Knopfes, Lebensmittel für mich und etwas Korn für mein Pferd verschaffte; auch erfuhr ich, daß ich den Niger (den die Neger Joliba, oder das große Wasser nennen) am andern Tage schon früh zu Gesicht bekommen würde. Die Löwen sind hier sehr zahlreich; die Thore werden bald nach Sonnenuntergang geschlossen und niemand wird hinaus gelassen. Der Gedanke, am nächsten Morgen den Niger zu sehen, und das fatale Summen der Muskitos, ließ mich die ganze Nacht kein Auge zuthun. Schon vor Tage hatte ich mein Pferd gesattelt, und war reisefertig, aber der wilden Tiere halber mußten wir warten, bis die Leute hier lebendig wurden und man die Thore öffnete.

Es war eben Markttag in Sego und die Straßen waren überall voll Menschen, welche verschiedene Artikel zum Verkauf hinführten.

Wir kamen durch vier große Dörfer und um acht Uhr sahen wir den Rauch über Sego.

Als wir uns der Stadt näherten, war ich so glücklich, meine früheren Reisegefährten einzuholen. Wir ritten durch ein Stück Marschland, und eben, indem ich mich ängstlich nach dem Flusse umsah, rief einer von ihnen aus: „Geo affilli“, seht da, das Wasser! ich blickte vorwärts, und mit unendlichem Vergnügen sah ich den großen Gegenstand meiner Sendung, den majestätischen Niger, so breit als die Themse bei Westminster, in der Morgensonne flimmernd und langsam nach Osten fließend. Ich eilte an das Gestade, trank von dem Wasser, und mein glühender Dank strömte in Gebeten zu dem großen Regierer aller Dinge, der soweit wenigstens meine Bemühungen mit einem glücklichen Erfolge gekrönt hatte.

Der Umstand, daß der Niger nach Osten und den nächstgelegenen Kompaßstrichen zufließt, setzte mich aber nicht in Verwunderung; denn ob ich gleich Europa in großen Zweifeln über diesen Gegenstand verlassen hatte, und eher glaubte, er nehme einen ganz entgegengesetzten Lauf; so hatte ich doch bei allen Nachfragen über diesen Fluß, die ich während meiner Reise häufig anstellte, von Negern verschiedener Nationen immer so deutliche und entscheidende Versicherungen erhalten, daß er im ganzen der aufgehenden Sonne entgegenfließe.

Sego, die Hauptstadt von Bambarra, bei der ich nunmehr angekommen war, besteht eigentlich aus vier verschiedenen Städten; zwei davon, Sego-Korro, und Sego-Bu, liegen am nördlichen Ufer des Nigers, und die andern beiden, Sego-Su-Korro und Sego-Sih-Korro, am südlichen. Alle sind mit hohen Erdmauern umgeben; die Häuser sind von Lehm gebaut, viereckig gestaltet, mit flachen Dächern; einige sind zwei Stockwerk hoch, und viele sind abgeweißt. Außer diesen Gebäuden sieht man in jedem Quartier maurische Moscheeen, und die Straßen sind zwar eng, aber in einem Lande, wo man von keiner Art von Fuhrwerk etwas weiß, in aller Absicht breit genug. Den besten Nachforschungen zufolge, welche ich anstellen konnte, habe ich Ursache zu glauben, daß Sego in allem ungefähr dreißigtausend Einwohner enthält. Der König von Bambarra residiert beständig in Sego-Sih-Korro. Eine Menge seiner Sklaven sind bei der Überfahrt über den Fluß angestellt, und das Geld, welches sie empfangen, macht, obgleich der Preis für die Person nur zehn Kauri-Muscheln ist, das Jahr über eine beträchtliche Einnahme für den König aus. Die Kähne sind von einer ganz besonderen Bauart; sie bestehen aus

zwei Stämmen von großen Bäumen, welche ausgehöhlt und zusammengefügt sind, aber nicht etwa der Breite nach, sondern in der Länge, so daß die Fuge genau über die Mitte des Kahns geht; daher sind sie sehr lang und unverhältnismäßig schmal, und haben weder Verdeck noch Masten. Dennoch sind sie sehr geräumig, denn ich sah in einem vier Pferde und noch verschiedene Menschen über den Fluß setzen. Als wir an diese Fähre kamen, wartete schon viel Volk auf die Überfahrt; mich sahen sie mit stiller Verwunderung an, und nicht ohne Bestürzung bemerkte ich verschiedene Mauren darunter. Man schiffte sich an drei verschiedenen Plätzen ein, und die Fährleute waren sehr rasch und fleißig; aber unter der großen Menge Volks konnte ich nicht sogleich mit hinüberkommen, ich setzte mich also an das Ufer des Flusses hin, um auf einen bequemeren Zeitpunkt zu warten. Der Anblick dieser ansehnlichen Stadt, die Menge von Kähnen auf dem Fluß, das Gedränge des Volks, die Kultur der ganzen umliegenden Gegend, dies alles deutete auf einen Grad von Bildung und Wohlleben, den ich in dem Herzen von Afrika nicht vermutet hatte.

Ich wartete länger als zwei Stunden, ohne daß ich hinüberkommen konnte; unterdessen aber hatten schon diejenigen, welche übergesetzt waren, dem König Mansong die Nachricht gebracht, daß ein Weißer am Fluß auf die Überfahrt warte und ihn sehen wolle. Er schickte sogleich einen von seinen Hauptleuten herüber, welcher mir sagen mußte, der König könne mich unmöglich vor sich lassen, ehe er wüßte, was mich in dieses Land geführt hätte, und ich solle mir nicht beigehn lassen, ohne seine Erlaubnis auf die andere Seite zu kommen; ich möchte in einem Dorfe, welches er mir in der Ferne zeigte, übernachten, und würde den andern Morgen nähere Verhaltungsbefehle bekommen. Das war sehr niederschlagend; es war aber nichts zu thun, als auf das Dorf loszuwandern, wo mich hernach zu meiner großen Kränkung nicht einmal jemand aufnehmen wollte. Man betrachtete mich mit Erstaunen und Furcht und ich mußte den ganzen Tag, ohne etwas zu essen, unter dem Schatten eines Baumes sitzen. Dabei drohte die Nacht sehr unangenehm zu werden; es erhob sich ein Wind, der einen heftigen Regen erwarten ließ, und da die wilden Tiere in der Nähe so zahlreich sind, wäre ich gewiß genötigt gewesen, auf einen Baum zu klettern, und mich in die Äste zu lagern. Gegen Sonnenuntergang, da ich mich eben anschickte, die Nacht auf diese Art zuzubringen, und mein Pferd abgezäumt hatte, damit es nach Belieben grasen könnte, kam eine Frau des Weges von der Arbeit aus dem Felde; sie machte Halt, um mich zu betrachten, und ließ sich

kürzlich meine Umstände erzählen, worauf sie mit viel Ausdruck von Mitleiden meinen Sattel und Zaum nahm und mich folgen hieß. Sie führte mich in ihre Hütte, zündete eine Lampe an, breitete eine Matte auf der Diele aus, und sagte mir, daß ich die Nacht dableiben könne. Bald brachte sie auch, da sie merkte, daß ich sehr hungrig war, einen guten Fisch herbei, der auf heißer Asche, freilich nur halb, geröstet, und mir zur Abendmahlzeit gereicht ward. Nachdem auf diese Art den dringendsten Forderungen der Gastfreundschaft gegen den unglücklichen Fremdling Genüge geleistet war, deutete meine würdige Wohlthäterin auf die Matte, und sagte mir, ich könne mich ohne alle Besorgnis schlafen legen; und nun rief sie ihren weiblichen Hausgenossen, welche die ganze Zeit über wie versteinert um mich her gestanden hatten, ihre Baumwollenspinnerei wieder vorzunehmen, womit sie auch einen großen Teil der Nacht beschäftigt blieben. Sie erleichterten sich ihre Arbeit durch Gesänge, von denen einer gewiß aus dem Stegreif verfertigt wurde, da ich der Gegenstand desselben war. Eine von den jungen Frauen sang, und die übrigen fielen nachher als Chor ein. Die Melodie war sanft und klagend, und die Worte lauteten buchstäblich so: Die Winde sausten, der Regen fiel — der arme Weiße, matt und verdrossen, kam und setzte sich unter unsern Baum. Er hat keine Mutter mehr, die ihm Milch bringt, keine Frau, die ihm Korn stampft. Chor: Beklaget den Weißen, keine Mutter hat er u. s. w. u. s. w. So unbedeutend dies scheinen mag, so war es doch für einen Menschen in meiner Lage im höchsten Grade rührend, ich war so übernommen von dieser unerwarteten Güte, daß der Schlaf meine Augen floh. Am Morgen schenkte ich meiner mitleidigen Wirtin zwei von den vier metallenen Knöpfen, die noch an meiner Weste saßen; die einzige Erkenntlichkeit, die ich ihr bezeigen konnte.

6.

Timbuktu.

— Oskar Lenz —

Von Kadschi aus hatten wir nur noch eine Tagereise bis nach Timbuktu; freilich wurde es eine etwas starke Tour von abends fünf Uhr bis morgens zehn Uhr, aber wir hatten nun auch unser Ziel erreicht! Der große Mimosenwald El-Azauad ist hier ungemein belebt

von Tieren aller Art und die Pflanzendecke wird immer mannigfaltiger und dichter.

Ungefähr eine Stunde von Timbuktu hört indes diese reiche Vegetation auf und es beginnt wieder sandiges, unfruchtbares Terrain. Von hier aus hatten wir den ersten Anblick von Timbuktu! Es war ein unsägliches Gefühl der Befriedigung und Dankbarkeit gegen ein freundliches Geschick, als ich in der Ferne die Häuser und die Türme der Moscheeen erblickte. Das alte sudanesische Handelsemporium Timbuktu, die ehemalige Pflanzstätte morgenländischer Kunst und Wissenschaft — diese Stadt lag vor mir und ein kurzer Ritt brachte mich zu den Häusern.

Auch meine Leute begrüßten freudig die in der Ferne sichtbare Stadt, und wir beglückwünschten uns gegenseitig zu diesem Erfolge. Stolz zeigten die uns begleitenden Leute von Arauan und der Scheich el-Bakay auf diese Medina, diese große Stadt, und erzählten uns von den großen Häusern, dem guten Wasser und dem trefflichen Essen daselbst, so daß wir uns hier schnell erholen würden. Freilich, ein Gedanke beunruhigte uns immer noch: Wie werden wir aufgenommen werden? Man wird mich endlich doch als Ungläubigen erkennen, und wie werden sich dann die Bewohner, besonders die Machthaber, verhalten?

Rasch durcheilten wir die unfruchtbare Zone, welche die Stadt von dem Mimosenwalde trennt. Mauerreste und Schutthaufen deuten darauf hin, daß Timbuktu ehemals eine größere Ausdehnung besessen hat; zur Rechten sehen wir einen glänzenden Wasserspiegel mit Herden von Rindern, Schafen, Ziegen, Eseln und Kamelen; dazwischen bewegen sich einzelne Gestalten, zur Stadt gehend oder von da kommend. Es ist eine Daya, ein Teich, wie sie für die nun folgende subtropische Sudanlandschaft charakteristisch sind.

Wir nähern uns immer mehr der vollständig offenen, von keiner Mauer umgebenen Stadt; ein Trupp Menschen, zu Pferd und zu Fuß, kommt uns entgegen, meist dunkle Gestalten, mit verhülltem Gesicht und einige mit Speeren in der Hand. Wir wurden freundlich begrüßt und beglückwünscht zu der glücklichen Vollendung der Wüstenreise. Der ganze Zug bewegte sich nun durch eine Menge Straßen bis an das Haus des Kahia, gewissermaßen des Bürgermeisters des Ortes.

Die zahlreich in den Straßen hockenden Negerweiber, welche Viktualien verkaufen, begrüßten uns mit lautem Zuruf und jenem charakteristischen Geschrei, das man bei allen festlichen Gelegenheiten

von ihnen vernimmt. Es drängte sich eine Masse Volks um uns herum, einige riefen, als sie mich erblickten: Jhudi (ein Jude), aber sonst kam nicht die geringste Störung vor. Nirgends begegneten wir den trotzigen und gehässigen Blicken irgend eines fanatischen Heiligen, wie es in Marokko vorkommt.

Nach einer kurzen Vorstellung beim Kahia, der uns in schwülstigen, aber wohlgemeinten Worten begrüßte und beglückwünschte und uns seines Schutzes versicherte, ritten wir davon und wurden in ein nicht weit gelegenes hübsches Haus geführt, wo wir uns in bequemer Weise von den Strapazen der Wüstenreise ausruhen konnten.

Timbuktu liegt ungefähr 15 km nördlich vom linken Ufer des Niger, nur wenig über dem mittleren Niveau desselben, aber in einer Seehöhe von 245 m.

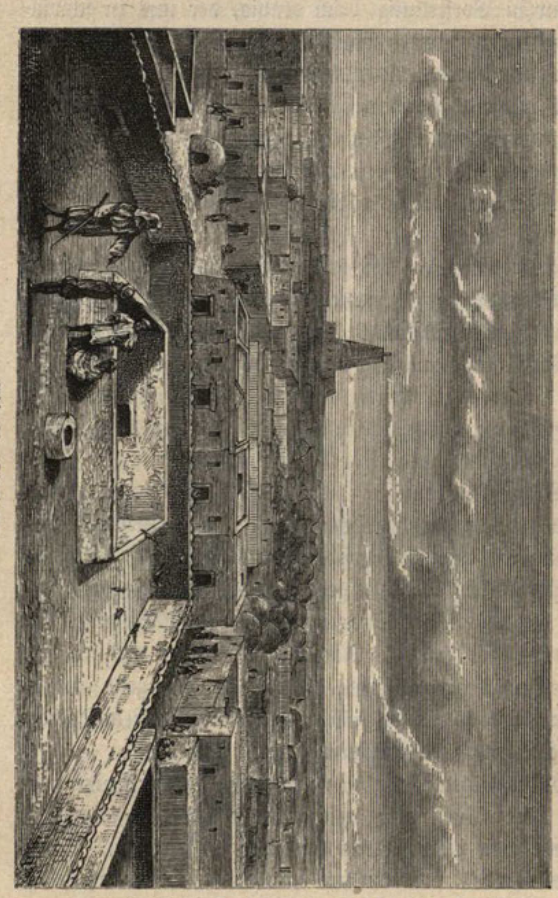
Das Klima kann man nicht als gesund für Europäer bezeichnen. Es giebt in der Stadt weder öffentliche Gärten noch Plätze, überhaupt nichts Grünes, nur außerhalb derselben, an den nordwestlich gelegenen Dayas, sind noch einige Mimosen und Palmen stehen geblieben. Vor der Eroberung Sonrhays durch die Marokkaner sollen in Timbuktu viele Bäume gewesen sein, aber es ist dann alles niedergeschlagen worden, um Holz zum Bootbau zu erhalten.

Die heißen Südwinde kommen hier auch häufig vor, und zu gewissen Jahreszeiten, besonders zwischen Juli und September, sind mit Stürmen verbundene heftige Gewitter nichts Seltenes. Daß die Niederschläge bedeutend sein müssen, geht schon daraus hervor, daß man nicht nur in der Mitte der Straßen Rinnen zum Ablaufen des Wassers gegraben hat, sondern die Dächer der meisten Häuser sind auch mit thönernen Dachrinnen versehen, die weit vorspringend auf die Straße münden, damit das Wasser sich nicht auf den flachen Dächern ansammeln und die Lehmwände ruinieren kann.

Die Stadt bildet gegenwärtig ein Dreieck, dessen Spitze nach Norden zu gekehrt ist. Wenn man, wie ich, von Norden kommt, so hat man eine Zone von verwüsteten, mit alten Bauresten, Schutt u. s. w. versehenen Landes von einigen Tausend Schritt Breite zu überschreiten, die wohl die frühere Ausdehnung der Stadt nach Norden zu andeuten mag; zur Linken hat man das Grabmal von Faki Mahmud, welches früher noch inmitten der Häuser gestanden haben soll. Es ist also keine Frage, daß die Stadt heutzutage auch nicht im entferntesten mehr das ist, was sie zur Blütezeit des Sonrhay-Reichs war.

Wie erwähnt, ist die Stadt offen, denn die frühere Mauer

haben die Fulbe bei ihrem Einrücken in die Stadt (1826) zerstört; ein Kranz von runden Hütten zieht sich um einen Teil derselben herum. Die Mattenhütten werden von Negern bewohnt, und an ihnen vorbei gelangt man erst in die Straßen — tidjeraten — der Stadt. Die aus Thon errichteten Häuser sind alle ziemlich gleich, wie das von mir bewohnte und besprochene; ihr Erhaltungszustand ist ein recht guter.


Abb. 21. Timbuktu.

Barth giebt für Timbuktu 750 Häuser und mehrere Hundert Mattenhütten an und schätzt die Zahl der Bewohner auf 13 000. Stark vermehrt wird sich die Stadt bisher nicht haben, nach dem Leben und Treiben, was da herrschte, schätzte ich doch gegen 20 000 Einw. Freilich waren viel Tuarik und auch Fulbe anwesend; während vom Norden zur Zeit nur wenige fremde Händler in Timbuktu waren. Mein Begleiter Hadsch Ali will in einem Buche, das er in Timbuktu sah, gelesen haben, daß die Stadt 3500 Häuser besitzt; daß es sich hierbei um das alte Timbuktu handelt, wollte er sich nicht einreden lassen.

Die südliche, breitgestreckte Seite ist der am stärksten bevölkerte Teil. Das Terrain, auf welchem die Stadt errichtet ist, bildet keine

vollständige Ebene, sondern hat in der nördlichen Hälfte eine tiefe Einsenkung, und zwar ist es das Quartier Bagindi, welches bei dem großen Hochwasser des Niger im Jahre 1640 überschwemmt gewesen sein soll.

Die einzigen öffentlichen Gebäude sind die Moscheen. Von diesen Moscheen bildet die „große" Dschnigereber ein recht stattliches Bauwerk. Natürlich hat noch nie ein Fremder diese Moschee betreten. Es ist ein umfangreiches Gebäude, mit einem sehr großen Hof, der den größeren Turm umgiebt. Die Türme sind viereckig, wie in Marokko; aber da sie nicht aus Ziegeln gebaut sind, sondern nur aus Thon, so verengen sich die Türme nach oben etwas und bilden oben eine kleine quadratische Plattform. Auch kann man mit solchem Material die Türme nicht sehr hoch herstellen. Der Hauptteil der Moschee enthält neun Schiffe von verschiedener Größe und Bauweise; die westliche Hälfte der Moschee, mit drei Schiffen, ist die ältere und stammt wahrscheinlich noch aus der Zeit Mansa Musas, des Königs von Melle, wie aus einer kaum noch leserlichen Inschrift hervorgehen soll. Die Länge des Gebäudes beträgt 87 m und die Breite 65 m.

Von den ehemaligen Palästen der Könige von Sonrhay ist nichts mehr zu sehen, ebenso wenig von der Citadelle. Die zahlreichen Eroberungen der Stadt durch die verschiedensten Völker haben viel zerstört; gegenwärtig ist Timbuktu eine vollkommen offene Stadt, ohne Qasbah (Citadelle), ohne Mauern, und jedermann kann die Stadt betreten; die Einwohner sind ganz passiv und zahlen bald den Fulbe, bald den Tuarik, je nachdem, wer gerade von diesen beiden die Oberhand hat.

Die Bevölkerung von Timbuktu ist keine einheitliche, sondern besteht aus den verschiedensten Elementen. Marokkanische Araber bilden den wesentlichsten und bessern Teil; sie sind größtenteils von dunkler Hautfarbe infolge der durch Generationen fortgesetzten Verheiratungen mit Negerinnen, aber es giebt noch solche, die ebenso licht von Farbe sind wie die Mauren von Fâs oder Marrakesch. Weiße Frauen dagegen sind äußerst selten und, wenn es echte Maurinnen sind, für niemand sichtbar. Daneben wohnen noch zahlreiche Nachkommen der alten Sonrhayneger in der Stadt und eine Menge Negersklaven aus den entlegensten Teilen des Sudan. Wangaraua- (Mandingo-) Neger, Assuanik-Fulbe, Tuarik, Leute aus Bornu und Sokoto, Araber von den Kabylen der westlichen Sahara, aus Algier, Tunis und Tripolis, Neger aus den Bambarraländern, Futa, alles das trifft

man hier zur Zeit der Karawanen. Timbuktu ist eigentlich nur ein großer Markt, ein Sammelpunkt von Händlern, die die Erzeugnisse des Nordens gegen die Produkte des Südens austauschen. Es gehört eigentlich keinem Staate an, denn zu Moassina, dem großen Fulbestaat, kann man es doch nicht rechnen. Es ist ein Entrepôt für Waren, und Tuarik und Fulani streiten sich immer nur um das Recht, Steuern zu erheben, ohne die Stadt zu regieren. Letzteres geschieht durch den jeweiligen Kahia, den man mit nichts anderm als mit einem Bürgermeister vergleichen kann. Solange diese Verhältnisse andauern, kann die Stadt auch nicht in die Höhe kommen.

Der Mangel von Citadelle, Stadtmauern, Besatzung bringt es mit sich, daß Timbuktu nicht als mächtige Hauptstadt eines Reiches angesehen werden kann, und die Bevölkerung muß sich mit jedem jeweiligen Machthaber abfinden.

7.

Bei den Mandingos und Buzies.

— Benjamin Anderson*) —

Am 14. Februar waren wir von Monrovia in Liberia aufgebrochen, aber erst am 10. Mai langten wir in Boporu, der Residenz des Königs Momoru, an.

Die Bevölkerung von Boporu ist sehr gemischt, wie dies Krieg, Handel und Sklavenarbeit mit sich bringen, man hört hier verschiedene Sprachen, je nach den Stämmen, denen die Bewohner angehören. Die Stadt an sich hat an 3000 Seelen, mit den dazu gehörigen Ortschaften kann man 10000 annehmen. Viele Mandingos, die hier wohnen, besitzen Dörfer mit Sklaven in der Nähe, wie es der Bedarf der Landwirtschaft mit sich bringt. Den größten Einfluß haben die Mandigos und man unternimmt nichts, ohne ihre Priester zu Rat zu ziehen, deren Gebete, Segenssprüche und andre rituelle Handlungen nach dem Volksglauben für alles, was Krieg oder Frieden bedeutet, unerläßlich sind. Sie sind Mohammedaner. Aber da die roheren Stämme sich nicht in die Auffassung

*) Mr. B. Anderson ist ein junger Neger (Mohammedaner) aus Liberia, der mit sehr geringen Mitteln die Reise zu den Mandingos und Buzies aus wissenschaftlichen Interessen unternommen hat.

der intelligenteren hineindenken können, so mußte der Islam dem örtlichen Bedürfnis angepaßt, d. i. mit dem Fetischdienst verquickt werden. Die Moschee zu Boporu wird von den anderen Stämmen nicht besucht, diese ziehen es vor, nach Bedarf Amulette, Halsbänder und Gürtel mit eingenähten Koranzetteln zu kaufen und diese als Schutz gegen Kriegsgefahr, Krankheit und Unglück im Handel und in der Liebe am Leib zu tragen. Die Mandingos nehmen es mit ihrem Gottesdienst sehr genau. Dreimal im Tage halten sie regelmäßig ihr Gebet, um 5 Uhr morgens, um 3 Uhr nachmittags und um 7 Uhr abends. Besonders angeregt fühlte ich mich durch die Weise, wie sie den Hauptartikel ihres Glaubens sangen, und an manchem Morgen wurde ich selbst an meine Pflicht gemahnt, wenn ich die feierlichen Stimmen erklingen hörte.



Die Mandingos in der Landschaft Boatswain besitzen viele Sklaven. Man schätzt die Zahl derselben auf das dreifache der freien Bewohner. Die meisten sind aus dem Bessy- und Buziesstamm gekauft, viele sind Kriegsgefangene. Ihre Hauptarbeit besteht im Lasttragen, hier vornehmlich Salz und Kleider auf dem Handelswege zwischen Boporu und Vannsweh. Unfüglichkeiten und Ruhestörungen sind bei diesem Verhältnis nicht selten. Auf ihre Zahl und Kraft pochend, versuchen die Sklaven zuweilen den Kampf für ihre Freiheit. So geschah's, als nach dem Tode Torhus, des Onkels des jetzigen Königs, die Notwendigkeit eintrat, des Verstorbenen Nachlassenschaft zu ordnen.

Seine Verwandten, durch Forderungen gedrängt, wollten sich durch Verkauf von Sklaven helfen. Diese aber leisteten Widerstand und warfen sich in die Stadt Musadalla, südwestlich von Boporu. Es kam zu Thätlichkeiten, wobei Blut floß und der Aufruhr brach los. Alle Sklaven in der Stadt waren entschlossen, sich aufs äußerste zu verteidigen. Sie nahmen förmlich Besitz von der Stadt, errichteten Barrikaden, versahen sich mit Waffen und trafen alle Vorbereitungen, um sich ihrer Herren zu entledigen. Offenbar war die Empörung lange vorbereitet und der Tod Torsus, sowie der Versuch, sie zu verkaufen, diente zum günstigen Vorwand für die Ausführung ihres Beschlusses.

Als der Aufruhr erfolgte, ließ König Momoru ihnen bedeuten, sie möchten zu ihrer Pflicht zurückkehren und bot ihnen für diesen Fall Amnestie an.

Allein während über die Antwort des Königs beraten wurde, erklärte sich eines ihrer Weiber in offener Rede gegen jeden Vorschlag zur Versöhnung, da König Momoru nur die Unterwerfung wolle, um sie desto sicherer zu strafen; und wenn sie nicht den Mut hätten, daran zu gehen, so sollten sie die Speere lieber in die Hand der Weiber legen.

Diese Rede hatte die Folge, daß sie fest bei ihrem Beschluß blieben. Jede Vermittlung verweigernd, bewarben sie sich um den Beistand des Bundeestammes, der eben mit dem Volk von Boporu auf feindseligem Fuße stand. Aber die von Boporu und Bundeer verstanden sich miteinander. Der Heerführer der letzteren ließ sich von beiden Parteien zahlen und in Zeit von zwei Wochen büßten die armen Sklaven ihren Heldenmut mit ihren Köpfen.

Mit bewaffneter Macht erschien der Verräter vor Musadalla und ward von den arglosen Opfern in die Stadt gelassen. Nachdem er dort einige Tage mit den Seinigen von ihrer Gastfreundschaft gezehrt hatte, schlug er eine Musterung ihrer Zahl und Waffen vor und machte ihnen begreiflich, daß sie ihm und den Seinigen ihre Waffen überlassen müßten, um deren Wirkung zu studieren und ihnen desto erfolgreicher beistehen zu können. Die armen leichtgläubigen Teufel gingen in die Falle. Auf ein gegebenes Zeichen zogen die Bundeer ihre Schwerter und bemächtigten sich der Waffen, die die Sklaven auf den Boden gelegt hatten.

So entwaffnet wurden die zu Sklaven Gewordenen gefesselt und vor das Stadtthor getrieben, der Verräter aber ließ an Momoru berichten, daß die „Sklavenhunde" gefangen seien. Sein Lohn — ob er sich selbst ihn gab, weiß ich nicht — bestand darin, daß er die Weiber und Kinder alle behalten durfte, aber die Männer mit jenem heldenmütigen Weibe, dessen Rede so begeisternd gewirkt hatte, an Momoru ablieferte. Im Rate ward beschlossen, daß die Sklaven mit dem Tode bestraft werden sollten.

Am Tage der Exekution wurden sie aufgefordert, die Anstifter der Empörung zu nennen. Die armen Geschöpfe hatten wenig zu sagen. Vor dem östlichen Thore, etwa 200 m entfernt, steht ein großer Baumwollenstrauch. Dorthin führte man sie in einzelnen Reihen, die Hände auf den Rücken gebunden.

Als der erste auf dem Platz ankam, ergriff ihn der Henker mit

einem blitzenden Messer und verstümmelte ihn mit ausgesuchter Grausamkeit, und nachdem er eine Zeitlang blutend und wimmernd dagelegen hatte, hing man ihn mit dem Fuß auf den Baum, schlug ihm den Kopf ab, und warf diesen in eine nahe Lache, während der zuckende Rumpf den Fischen zum Fraß vorgeworfen wurde.

Mit dem Weib insbesondere verfuhr man auf eine Weise, die aller Menschlichkeit und allem Anstand Hohn sprach; allen Weibern in Boporu war geboten hinauszugehen und den Vorgang mit anzusehen.

Der Anstifter des Aufstandes wurde lebendig begraben, die Füße nach oben, den Kopf unten, dann durchbohrte man ihn mit einem spitzigen Pfahl, der 2—3 m in die Erde getrieben wurde. Über das Grab setzte man einen Baum. Die Schädel der Hingerichteten bildeten eine schauerliche Zierde des östlichen Stadtthores, und ich habe manche hingehen sehen, um ihre Bekannten zu erkennen.

Wir hielten uns in Boporu nicht lange auf, sondern zogen weiter und gelangten endlich nach vielen Verdrießlichkeiten nach Bokkasah im Lande der Buzies. Hierher kam mir von seiten des grausamen Häuptlings Dowilnyah, Königs der Wymar-Buzies, eine Einladung. Seine Sendlinge waren große schwarze Männer, mit roten, unstäten Augen, tättowierten Zähnen, ungeheuren Lanzen und Bogen. Ich zeigte keine Neigung Folge zu leisten. Als eine Woche darauf die Einladung wiederholt wurde, entschloß ich mich zu gehen. Meine Freunde waren untröstlich darüber. Er habe, erzählten sie, die Treue einer seiner Frauen in Zweifel gezogen, und sie deshalb genötigt, ihr Kind in einem Mörser zu zermalmen; ein andermal habe er auf eine seiner Frauen aus Übermut einen Schuß abgedrückt und dabei bemerkt, er schieße nur auf einen Hund; seine Kriegsgefangenen hätten die größten Grausamkeiten zu erdulden, sogar seine eignen Kinder behandle er grausam; eines davon habe er den Waldameisen zugeworfen, die ihm bald ein Händchen abfraßen.

Ich verließ dessenungeachtet Bokkasah am 2. November und machte Halt in Stubbewahs Stadt, wo der Häuptling gleiches Namens residierte. Wir wurden ihm vorgeführt. Es war ein alter Mann, hoch von Gestalt, mager und kränklichen Aussehens. Kaum war es möglich, ihn aus seiner Lethargie aufzurütteln. Erst als ich einen Revolver gegen die Wände seiner Wohnung abschoß, erwachte er zur geziemenden Beachtung unsrer Würde, worauf wir gut verpflegt, einquartiert und mit Komfort ausgestattet wurden.

Bald darauf erreichten wir Boe, eine bedeutende Stadt der

Wymar-Buzies. Diese Stadt wurde von den Domar-Buzies bedroht. König Dowilnyah eilte sogleich herbei, von seiner Residenz Gubbe-Wallah Truppen entbietend, welche die Domars zurückschlugen. Während seines Aufenthalts in Boe stellte er durch seine Macht bald die andern Königshäupter in Schatten. Durch die hierauf entstandene allgemeine Unzufriedenheit wurde er veranlaßt, sich von dort in einen nahen Weiler Ukbaw-Warvolo zurückzuziehen, indem er zugleich alles mit sich schleppte, was die Stadt anziehend und bedeutsam machte. In seinem Dorf hielt er Hof, gab den unteren Heerführern Audienz und bewilligte Gnaden. Der kleine Ort belebte sich durch die Häuptlinge anderer Städte, und Boten gingen ab und zu. Krieger, schöne Frauen u. s. w. wechselten miteinander ab.

Bei unsrer Annäherung wurden wir ersucht, unsre Gewehre abzufeuern, um den König auf unsre Ankunft aufmerksam zu machen. Nach dieser Vorbereitung empfing uns der König auf einer Matte sitzend, in buntem Kleide, mit einer großen rotblauen Mütze, über und über mit Vogelklauen besäet. An seiner Seite saß sein erster Rat Jebbue, ein stämmiger Mann, milden und freundlichen Aussehens. Den König umgaben Leute seines Stammes in allerlei Kleidung. Mit drohender Miene, die er trotz des Bestrebens friedlich zu erscheinen, nicht verbergen konnte, blickte er um sich. Es war eines der schrecklichsten und schwärzesten Gesichter, die ich je gesehen. Er bewillkommnete mich und hieß mich auf einer Matte Platz nehmen. Plötzlich erschollen Hörner und Trommeln und man sah von allen Seiten Krieger hervorkommen, die nach ihrer wilden Weise Bewegungen ausführten. Nach einer Pause trat der König hervor und schwenkte die Rechte nach allen Richtungen als Symbol seiner unumschränkten Macht. Nach wiederholter Bewillkommnung wurden wir in unsre Quartiere geleitet. Am 6. November erschien ich wieder bei dem König. Nachdem ich erklärt hatte, es sei mein Wunsch, seine und seines Volkes Bekanntschaft zu machen, überreichte ich ihm mehrere Geschenke. Er nahm sie freundlich an und erklärte, daß mein Besuch mich nicht gereuen solle, es möge kommen, wer da wolle, ich würde stets in seiner Achtung den ersten Platz einnehmen. Er wisse, daß man mir Hindernisse bereitet habe und werde zeigen, daß mein Vertrauen nicht grundlos sei. Er war neugierig, meine Revolver zu sehen. Ich zeigte sie und erklärte ihren Gebrauch. Bei dem Anblick meiner astronomischen Instrumente erstaunte er höchlich. Er bat mich, ihm eine Arznei gegen Vergiftung zu geben. Ich antwortete, daß mir keine solche zu Gebote stehe, allein Vorsicht beim



Abb. 22. Brücke der Buzies über den St. Paul-Fluß (S. 113).

Essen und Trinken werde ihn dagegen schützen. Auf sein Begehren feuerte ich ein Gewehr mit Zündhütchen ab, worauf er die Bruchstücke der geborstenen Zündhütchen sammeln und aufbewahren ließ. Mein Besuch wurde durch einen kriegerischen Tanz gefeiert, wobei er aber statt Blut Palmwein trank. Nach beendigter Festlichkeit zog er sich vom Tanzplatz in seine Residenz zurück, mit großen Schritten einhergehend und in der rechten Hand eine Lanze haltend. Eine Kriegshaube von Leopardfell, mit Pferdehaaren behangen, bedeckte sein Haupt. Er war bis an die Hüfte nackt und trug eine Art türkischer Beinkleider. Mitten unter dem Zuruf des Volks und dem Schalle der Trommeln zog er durch die Stadt schrecklichen Angesichts und unter leidenschaftlichen Bewegungen. Zum Schluß ließ er seine Frauen vortreten. Die Damen des Wymar-Gebietes lieben den Tanz. Sie sind zwar nicht mit den zierlichen Bewegungen ihrer Schwestern zu Monrovia bekannt, aber was keckes, fest auftretendes Tanzen anbetrifft, können sie kaum übertroffen werden. Sie sind kräftig, schön geformt, und tragen die heiterste Miene von der Welt zur Schau.

Man muß sich übrigens in die Lage der afrikanischen Herrscher hineindenken. Sie mögen oft tyrannisch und blutdürstig erscheinen, dieses Auftreten ist aber meistens nötig, um Achtung zu erzwingen, sie würden sonst ihr Ansehen keine Stunde aufrecht erhalten können. Von Verschwörungen umgeben und von Nebenbuhlern bedrängt, sind sie gezwungen, zu jedem Mittel zu greifen, das geeignet ist, ihre Autorität zu retten und ihr Leben zu schützen.

Der König machte sich am 10. November mit großem Gefolge auf den Weg nach Ziggah Porrah Zue, seiner ersten Residenz. Wir verließen den Weiler mit einer Musketensalve als Signal des Aufbruchs. Nachmittags erreichten wir die Stadt. Vor dem Einzug mußten wir uns alle festlich ankleiden, auch ich wurde ersucht, meine Uniform anzulegen. Unter Flintenknall und Musik betraten wir die Stadt, inmitten allgemeinen Zurufs. Wir passierten mehrere Thore, da die Stadt aus drei konzentrisch gebauten, durch Umwallungen getrennten Städten besteht. Die innern Einfriedigungen waren sehr verfallen, die äußerste dagegen gut erhalten. In dem Centralteile angelangt, wurden wir durch den Oheim des Königs, den alten Beherrscher der Stadt, mit einer Anrede begrüßt. Zum Schluß der Scene stießen 40 Musiker in die Trompete, auch eine Bande, mit Hörnern von Holz und Elfenbein versehener Stadtmusiker, ließ sich hören. Obwohl die Aufführung einfach war, so muß sie doch effekt-

voll genannt werden. Es folgten noch andere Anreden, auf welche stets die Musik erschallte. Hierauf kamen kriegerische Tänze. Wir bezogen alsbald unsre Wohnungen. Durch die ganze Zeit unseres Hierseins gab es Festlichkeiten und Unterhaltungen. Eine Hauptrolle spielte der Hofnarr, der in phantastischer Tracht herumtanzte und allerlei Possen trieb.

Während hier die Männer dem Vergnügen und dem Kriege nachgehen, widmen sich die Frauen eifrig häuslichen Beschäftigungen, insbesondere der Baumwollenspinnerei und erlauben sich nur an Markttagen Erholung.

Der Marktplatz von Ziggah Porrah Zue liegt am St. Paulflusse und ist durch große Baumwoll- und Akazienbäume beschattet. Man findet allda Kleidungsstücke, Baumwollenzeuge, rohe Baumwolle, Eisen, Seife, Palmbutter, Nüsse, Reis, Bananen, getrocknete Fische, Erbsen, Bohnen, Tabak, Salz, irdnes Geschirr, Wasserkrüge, eine große Anzahl Sklaven und Rinder. Palmwein darf nicht zu Markte gebracht werden. Die Ordnung und Ruhe wird durch eigens aufgestellte Personen gehandhabt, welche auf- und abgehen und den Stab in der Hand das Volk zum friedlichen Verkehr ermahnen. Der Markt wird gewöhnlich von 6—7000 Menschen besucht. Es giebt außerdem noch ansehnliche Märkte im Wymargebiete. Jener in Komas Stadt ist noch größer. Der tägliche Markt wird im Mittelpunkt der Stadt abgehalten. Die Brücke über den Fluß ist der ganzen Länge nach von Passanten angefüllt, nur das Hornvieh schwimmt durch den Fluß. Der Bau der Brücke ist ein sehr einfacher. Der mittlere Teil besteht aus zwei gekreuzten Baumstämmen.

Der Fluß St. Paul entspringt am Fuß der Hügel des Mandingolandes und bildet wegen der bedeutenden Fallneigung eine Reihe von Wasserfällen.

Jeden Nachmittag machen gewöhnlich die königlichen Truppen ihre Übungen. Sie führen Trommeln, deren eine von einem Kranz menschlicher Kinnbacken eingefaßt ist und sind mit englischen Gewehren bewaffnet. Nebenbei tragen sie schwere Säbel einheimischer Fabrikation. Die Kleidung besteht aus Leopardhäuten.

Dowilnyah sagte mir nun seinen mächtigen Schutz für die Weiterreise nach Musardu zu und gab mir seinen eigenen Neffen als Begleiter mit, so daß ich wohlbehalten dort anlangte.

8.

In Kumase beim Könige der Ashanti.

— Adolf Mohr —

Wir zogen lansam von Dorf zu Dorf, bis wir um 12 Uhr bei einigen Hütten am Osubeng Halt machten und etwas genossen. Nachdem wir uns umgekleidet, ging's durch den morastigen Osubeng, der sich, einem schmutzigen Gürtel gleich, um die Hauptstadt der Ashanti herumwindet.

„Hast Du Kumase gesehen?" Das ist so viel bei uns als: „Hast Du Europa gesehen?" sagten die Begoroer, als sie nach einer glücklichen Rückkehr mich plagten, ihnen von dieser Stadt zu erzählen! In dem bloßen Namen Kumase liegt für unsere Leute der Inbegriff alles Mächtigen, Großartigen, Schrecklichen! Gab es doch eine Zeit — und diese ist noch nicht vergessen — wo der „tumkoo" in Kumase Herr über Leben und Tod der Akemer war. Das Beste, was sie an Menschen, Hab und Gut hatten, wanderte nach Kumase.

In der Vorstadt Dade-so-aba hatten wir unter einem mächtigen Schattenbaume zu warten, bis der Hof und die großen und kleinen Häuptlinge nach Rang und Ordnung auf dem großen Marktplatz sich gesetzt hatten. Volle fünf Stunden mußten wir uns angaffen lassen. Zu sehen bekamen wir einige Aufzüge von Leidtragenden, die von einem Fetisch-Priester oder -Priesterin geführt, dem Totenhain entgegenzogen.

Endlich um 4³/₄ Uhr geht eine Bewegung durch die Stadt. Wir erheben uns von unseren Kisten und schauen die ungeheure breite Straße, welche in die Stadt hineinführt, hinab. Von weitem sehen wir eine Truppe rasch herabkommen. „Er kommt," der Herold des Königs nämlich, und nicht lange, so steht er vor uns. Ehe wir ihm folgen, sehen wir uns den kleinen Mann vorher an. In seinem verschossenen violetten Sammetkäppchen stecken, einem Pfaurad ähnlich, Adlerfedern. Über der Schulter hängt eine durch Gelenke verbundene massive Goldschärpe, an welcher eine Menge goldener Schädel, Kinnladen, Tierköpfe u. s. w. befestigt sind. Daraus erklärt sich auch sein schweißtriefendes Gesicht. Er meldet uns, daß der König sich gesetzt habe und uns rufe. In ziemlich raschem Tempo bewegt sich der Zug durch die Stadt. Voran mit dem Herold etliche 20 Schwertträger unter ihrem Häuptling Nkwanta Bisa, mit dem wir nachher

nähere Bekanntschaft machten. Zur Seite des Zuges rennen sie hin und her und schießen unter die gaffende Menge. Man führt uns an dem Königssitz vorbei und die Bantamastraße hinauf. Dann biegen wir links ein gegen den großen Marktplatz Dwabirim und von weitem erblicken wir Dutzende von den bekannten Schirmen.

In 20 Minuten waren wir endlich dort angelangt. Der Begrüßungsumgang — von rechts nach links laufend — begann sofort.

In einem ungeheuren Halbkreis saßen Tausende nach ihren Dorfschaften gruppiert, ihre Häuptlinge und Ältesten in der Mitte. Von den mit uns gekommenen Schwertträgern geführt und von unseren Trägern mit den Kisten auf dem Kopf gefolgt — so will es die Sitte — machten wir die Runde. Den Häuptlingen mit Schirmen gaben wir die Hand oder vielmehr sie nahmen unsere Hand. Endlich ging es gegen die Mitte, wo auf erhöhtem Platz und auf seinem Thron sitzend König „Mensa Osee Bonsu“ uns erwartete. Als wir uns näherten, rafften Trommler und Pfeifer und Hornisten ihre ganze Kraft zusammen, um uns mit einem fürchterlichen Lärm zu empfangen, der als echter „Heidenlärm“ uns fast betäubte. Endlich hatten wir uns durch die Hofschreier, Scharfrichter, Schwertträger und die um den Thron stehenden Musikanten hindurch gearbeitet und wir stehen vor der Majestät, dem Könige der Ashanti. Nicht ohne Grund sieht man sich diesen Herrscher etwas näher an. Man weiß, dieser hat Gewalt über seine Leute. Im Ashantireich weiß man, daß ein Wille herrscht. Wir nehmen den Helm ab und grüßen mit aufgehobener Rechten. Lächelnd winkt er ein wenig mit dem Kopfe, der mit einem goldenen Diadem geschmückt ist. Wir gehen vollends rasch an der Königin-Mutter, der Leibgarde und anderen Häuptlingen vorbei und sind froh, aus dem Gewühl und Lärm herauszukommen. Unser Rundgang hat 25 Minuten gedauert. Man führte uns alsdann 10 Minuten weit Hügel ab und auf, an einen freien Platz, wo die Tausende nun an uns vorbeidefilieren sollten. Wir saßen nebeneinander. Zu unserer Rechten die mitgekommenen Schwertträger und Königsboten, zur Linken unsere Kistenträger, — einen recht bescheidenen Halbkreis bildend. Hinter uns hatte der Pöbel sich aufgestellt, um das Vorbeiziehen des Zuges zu sehen. Nicht lange dauerte es, daß man uns große Töpfe voll Palmwein brachte — den wir aber nicht trinken konnten. Nun ward es wieder lauter; in der Ferne erklangen die Hörner mit ihren schrillen Tönen, und das Wirbeln der Trommeln rückte dumpf immer näher und näher. Die Sonne ging unter und der Vollmond stieg am

etwas düsteren Himmel auf. Häuptling um Häuptling zog grüßend mit seinem Gefolge vorüber. Die „Hofdiener" drängten und stießen nach allen Seiten, um Platz zu machen, brachten aber mehr Unordnung hinein als Ordnung. Die Häuptlinge werden unter ihren Schirmen bis in unsere Nähe getragen, dann steigen sie aus ihren Tragkörben herab, schreiten unter auf- und abgeschwungenem Schirm auf uns zu, geben uns die Hand und ziehen ab. Der Dunkelheit wegen werden zahllose Holzfackeln angezündet und großartig ist's, den langen Zug vom Hügel herab unter Fackelschein sich herwälzen zu sehen. Nach 1½ Stunden erst kündet fürchterliches Trommeln das Nahen des Königs an. Unter hellem Fackelschein werden die Hauptfetische, Schmucksachen und goldbeschlagenen Thronschemel vorbeigetragen. Zwei ganz in feuerrotem Flanell steckende Zwerge machen ihre Possensprünge vor uns und ihnen folgt der „Uono" oder „Elefant", d. h. eine fast ganz nackte Riesengestalt, die wild fuchtelnd vor uns tanzt. Weiter grüßen die unheimlichen Gestalten der Scharfrichter mit ihren Leopardfellköpfen und endlich kommt die Truppe der Trommler und Hornbläser, die mit fieberhafter Aufregung auf ihre Trommeln einhauen und in die hohlen Elefantenzähne hineinstoßen! Jetzt hält der Zug. Der König steigt ab und schickt sich an, uns zu grüßen. Vorher formieren die Schwertträger Spalier zwischen uns und dem König, einen Gang freilassend. Wir erheben uns und schauen der goldbehangenen Majestät zu, die, etwa 6 Schritte von uns entfernt, nach dem Takte der Trommeln zum Tanz sich anschickt. Dieser besteht nicht etwa in allerlei Sprüngen und Verrenkungen des Körpers, sondern in äußerst graziösen Bewegungen der Hände und Füße und ist vielmehr ein taktmäßiges und langsames Hin- und Herbewegen des Körpers. Über ihm werden drei gewaltige Schirme auf- und abgeschwungen und vor ihm halten die Schwertträger ihre vergoldeten Schwertknöpfe beinahe auf den Boden, welcher mit niedergehaltenen Fackeln erleuchtet ist. Und als der König so vor uns tanzte, da erreichte die Begeisterung und Aufregung ihren höchsten Grad. Bei jeder seiner Bewegungen stoßen Tausende von Kehlen ein wildjubelndes: „Hui, Hui, Hui" aus. Und über all diesem Lärmen und Toben glänzte ein tropischer Vollmondhimmel, der sich aber bald umwölkte und die Stadt in Dunkel hüllte. Es war, als wäre mit dem Vorüberziehen des Königs alles weitere nur Nebensache. Auch die Königin-Mutter unter ihren zwei großen herzförmigen Fächern — ein Schirm ist nicht gestattet —, mit ihrem singenden Mädchengefolge konnte, nachdem ihr Herr Sohn vorbei-

gezogen war, keinen Effekt mehr machen. Schließlich fing es gar zu regnen an, und wir waren froh, als wir endlich aufstehen und unser Quartier uns zeigen lassen konnten. Ganz erschöpft und betäubt kamen wir an.

Am folgenden Morgen übergaben wir unserem Hauswirt, Nkwanta Bisa, unsere Geschenke für den König und seine Mutter. Er ließ uns sagen, daß er uns leider nicht empfangen könne, um unser Wort zu hören, da heute ein „böser Tag" sei. Und tags darauf starb jemand aus seiner Familie, so daß er deshalb wieder zwei weitere Tage keine Zeit fand, uns rufen zu lassen.

Wir ließen durch Nkwanta Bisa dem Könige sagen, wir würden regelmäßig jeden Tag auf den Straßen Kumases das Wort Gottes verkündigen. Merkwürdigerweise störte uns niemand daran; man ließ uns sagen, wir möchten thun, was wir wollten. Wir hatten auch stets eine zahlreiche Zuhörerschaft. An heimlichem Widerspruch fehlte es aber auch nicht. Man hörte hin und wieder sagen: „Was kümmert uns das! wenn ihr mit der Sklavenbefreiung kommt, willigen wir nie ein."

Den Tag über durchwanderten wir die Stadt. Auf dem Markte herrschte reges Leben, doch werden hauptsächlich nur Lebensmittel feilgeboten. Zeuge giebt es auch zu kaufen, ebenso die bekannten Kumase-Thonpfeifen. Hart am Marktplatz ist der Hain, in dessen Mitte jene Grube sein soll, in die, seit Kumase besteht, Tausende und aber Tausende von hingemordeten Menschen geworfen worden sind. Es ist einem unfaßlich, wie man eine solche Moderstätte mitten in der Stadt hat anlegen mögen! Und wenn man jetzt vorbeigeht, sieht das Ding so harmlos aus! Fast war mir's, als ob ich nicht auf dem blutgetränkten Boden Kumases wandle. Wir bekamen nichts, keinen einzigen Menschenschädel zu sehen und nichts zu riechen, was auf ein Menschenopfer hätte deuten können. Trotzdem ist es ein Traum, zu glauben, die Menschenopfer seien abgeschafft. Öffentlich und in dem Maße wie ehedem, geschieht's nicht mehr. Woher sollten die Opfer alle kommen? Die vielen Kriege lieferten eben in früheren Zeiten Gefangene als Schlachtware. Seitdem aber so viele Provinzen von Ashanti abgefallen sind und der Krieg im eigenen Lande viele Menschen hinweggerafft hat, können die Kumaseer nicht mehr thun wie früher. Auch der Mangel an Arbeitskräften zwingt sie, mit dem Schlachten der gekauften Sklaven etwas sparsamer zu sein. Aber bei Todesfällen, besonders von Häuptlingen, müssen manche ihr Leben lassen. Der Osabeng kann ja viele Leich-

weißblinkenden Dächern ihrer Magazine besetzte Strand von Klein-Povo, geradeaus aber die dunkelroten 10—13 m hohen Abstürze von Badji und Degbenu, wo aus dem Dickicht wahrer Waldungen von Kokospalmen die braunen Hütten der Eingebornen hervorlugen. Die Lagune windet sich, stets ungefähr dieselbe Breite behaltend, in solchem Bogen, daß, während man bei Hochwasser auf geradem Wege in 20 Minuten nach Gredji gelangen kann, wir dazu über 3/4 Stunden benötigten. Dabei wurden wir nicht selten durch jene, aus Stöcken und Reisig gefertigten, bloß an den Seiten mit schmalen Durchlässen für die Kanoes versehenen Zäune aufgehalten, welche, von der einen bis zur anderen Seite reichend, dem Fischfang dienen. Bei niedrigem Wasser hält es sehr schwer, mit breitem Boote durch diese schmalen Durchlässe hindurch zu gelangen, und mehrfach mußten wir vermittelst der Stangen den Kiel unsers Bootes von jenen Schleppnetzen befreien, in die er sich verwickelt hatte. Der Fischfang bildet hier zu Lande einen der hauptsächlichsten Nahrungszweige der Bevölkerung und ist mit der Einschränkung, daß jedes angrenzende Dorf einen Teil der Lagune für sich beansprucht und durch Fischzäune absperrt, völlig frei. Man treibt die Fische vermittelst selbstgefertigter großer Netze gegen jene Zäune, in deren Gewirr sie sich dann verfangen, und es nimmt sich gar seltsam aus, zu sehen, wie kurz darauf bis zur Brust im Wasser stehende Männer ganze Körbe voller Fische herausheben. Dazu kommt, daß die Lagune nicht bloß viele, sondern auch sehr gute Fische hat, die man allgemein den Seefischen vorzieht.

Bei Ague zweigt sich, während wir auf unserer Entdeckungsfahrt nordwestliche Richtung einschlagen, der nach Ague führende Arm der Lagune ab. Das rechte Ufer bleibt fortan im allgemeinen höher als das linke, obwohl auch auf letzterem Bodenwellen von 15—25 m Höhe sichtbar sind. Diese endlos sich hinziehenden Bodenwellen, bis zu 60 oder 70 m hoch, sind dem Togolande eigentümlich; nirgendwo habe ich dort vereinzelte Berge oder Hügel gesehen. Auch die Lagune wird, und zwar in dem Teile, den ich augenblicklich dem Leser schildere, ohne alle vorgelagerten Sümpfe oder Moräste, allenthalben von parallel ziehenden, ab und zu in kleinen Vorsprüngen und Vorgebirgen auslaufenden Höhenzügen eingeschlossen.

Der Pflanzenwuchs besteht aus Riedgras, Buschwerk und den Riesenstämmen des Affenbrotfruchtbaumes oder auch, wo Dörfer in der Nähe sind, aus Kokospalmen, Ölpalmen und Bananen. Dabei folgen sich die zum Teil sehr großen Dörfer so schnell, daß man un-

willkürlich den Eindruck erhält, ein ziemlich dicht bevölkertes Land vor sich zu haben.

Nachdem wir bei Sallivi Avemme an dem nordwärts nach dem großen Buschmarkte Wo abzweigenden Arme der Lagune vorüber gefahren sind, gelangen wir hinter Agoda, kurz vor der von Bgum Koffi her bei Keta Baffi die Lagune kreuzenden Grenze des deutschen Schutzgebietes an die Reste eines ehemaligen Zollzaunes. Diese Zollzäune, deren es auf der Lagune von Togo und Povo jetzt nur noch zwei (bei Abanage und bei Groß-Povo) giebt, sind eine Art Wegelagerei und erinnern an die schlimmsten Zeiten unsres Mittelalters, als man im ähnlichen Sinne, wenn auch mit Ketten anstatt wie hier mit Zäunen, den Rhein abzusperren pflegte. Die an diesen Zäunen beliebte Erhebung von Abgaben unterlag der Willkür dessen, der dort gerade die größte Macht hat; an die Stelle von Recht und Gesetz treten bei solchen Verhältnissen Unterhandlung (palaver) oder List und Gewalt. Übrigens sind diese Zollzäune im deutschen Schutzgebiete völlig verschwunden, auch war früher anderwärts ihre Zahl viel größer als heute.

Nach dreistündiger Fahrt erblickten wir vor uns die 13—16 m hohen roterdigen Abstürze, auf und unter denen jene 5 Dörfer liegen, welche zusammen die (allerdings bloß von Schwarzen bewohnte) Hauptstadt Togo des deutschen Schutzgebietes bilden. Ganze Waldungen von Kokospalmen, dazu wildwachsendes Buschwerk, wildwachsender Indigo und gutgehaltene Kassada-Felder verleihen durch ihr freundliches Grün dieser langestreckten Reihe von Dörfern ein liebliches Aussehen.

Da das Fahrwasser sich schon bei Togo selbst stark zu erbreitern begann, so beschlossen wir, einstweilen in nordwestlicher Richtung längs dieser Küste weiterzufahren. Dazu kam, daß laut der oben erwähnten englischen Seekarte die Avon-Lagune von den Eingebornen Hacco-Lagune genannt wurde, und die Togoleute von einem nordwestlich liegenden Gewässer wissen wollten, dessen Name Haho oder Hacho sei. Diese Togoleute nannten ein Dorf Namens Gbome als den Ort, von wo aus das Haho-Gewässer am leichtesten erreicht werden könne, und so nahmen wir, nach ihren Angaben uns richtend, Kurs auf Gbome.

Die Lagune hatte sich inzwischen zu einem wirklichen und wahrhaftigen, allerwärts von niedrigen Höhen eingeschlossenen See erbreitert, dessen Ausdehnung ich in nordsüdlicher Richtung (ohne die später zu erwähnende flußartige Ausbauchung) auf etwa 10 km, in



Abb. 24. Fischreusen der Neger (S. 120).

ostwestlicher Richtung auf 10 bis 11 km berechnete. Zwar waren die Ufer ringsherum sichtbar, aber doch zu entfernt, als daß man ohne Fernglas Einzelheiten, wie Bäume oder Häuser, hätte entdecken können. Von Süden her wehte eine, nicht unbedeutende Dünung erzeugend und mehrfach tüchtige Spritzen über unser Boot hinüber entsendend, erfrischende Seebrise. Sobald wir uns nur ein wenig dem Lande näherten, zeigten sich stets die gewöhnlichen Bewohner der Lagune, nämlich Habichte, Reiher und Krähen; auch wurde die Scenerie durch über ein Dutzend halsbrecherischer Kanoes belebt, die, mit Waren vollgepfropft, vom heute abgehaltenen Markte von Gbome herkommend, nach allen Richtungen hin den See durchfurchten. Schon hier wurde es mir beinahe zur Gewißheit, daß jene seeartige Erbreiterung der Lagune, in der wir uns befanden, selbst die gesuchte Avon-Lagune sein müsse.

Etwa drei Stunden nach der Abfahrt von Togo näherten wir uns einem geradeaus vor uns mit der Lagune parallel laufenden und mit Bäumen bestandenen Bergzuge von 25 bis 35 m Höhe. Ehe wir aber an Land gelangen konnten, mußten wir uns noch durch ein $1^1/_2$ bis 2 km breites Dickicht von Schilfrohr und Wasserpflanzen, zwischen dem bloß eine wenige Fuß breite und vielfach sich krümmende Fahrstraße entlang führte, hindurchwinden. Nachdem wir uns von den Schwarzen ans Land hatten tragen lassen, marschierten wir, das Boot der Obhut des Bedienten und der Ruderer überlassend, aufwärts zum Dorfe. Der Häuptling, der uns dort empfing, hatte sich nach einem längeren Aufenthalte an der Küste den Namen Bruce zugelegt, sprach auch einige Worte englisch und erzählte uns, daß, als er vor etwa 20 Jahren ein Kind gewesen, von Porto Seguro her einmal eine Gesellschaft Franzosen nach Gbome gekommen sei, daß aber seitdem nie wieder Weiße dort gewesen wären. Übrigens sei das kleine Dorf, wo wir uns befänden, bloß der Marktflecken von Gbome, während die größere Ortschaft noch eine halbe Stunde weiter nördlich liege.

Es tauchte nun die Frage auf, ob wir der Einladung Bruces folgend, in dessen lehmerbauten Hause oder aber in unserm komfortabel eingerichteten, wenn auch etwas sehr schmalen Boote übernachten sollten. Bruce erinnerte uns an die Moskiten, die Stechfliegen und das Insektengewirr jenes Schilfdickichts, zwischen dem unser Boot lag, wurde aber dabei so lästig und zudringlich, daß wir unwillkürlich Verdacht zu schöpfen begannen. War auch bei der uns bekannten Natur der hiesigen Schwarzen ein Angriff auf drei

bis an die Zähne bewaffnete Weiße völlig ausgeschlossen, so lag doch, sobald man uns entfernt hatte, eine nächtliche Beraubung des Bootes nicht außerhalb des Bereiches der Möglichkeit. Unentschlossen, was wir thun sollten, spazierten wir wieder zur Lagune hinunter, jenem tausendfältigen Summen und Quaken lauschend, das jetzt nach dem völligen Eintritt der Dunkelheit die Lagune zu beleben begann. Wir fanden unsere Leute in großer Aufregung und halb furchtsam, halb neugierig auf eine Stelle wenige Schritte hinter unserem Boote hindeutend, wo sich eine langgestreckte dunkle Masse aus dem schlammigen Wasser emporhob. Fast gleichzeitig mit dem Ausrufe „ein Krokodil" waren die Gewehre schußbereit und es prasselte eine Salve, welche das Tier — ob tot, verwundet oder bloß erschreckt, weiß ich nicht — unter die Wasserfläche verschwinden ließ. An Alligatoren hatten wir nun allerdings bei der Überlegung wegen unseres Nachtquartieres nicht gedacht. Der Bootsrand lag so niedrig über der Wasserfläche, daß ein Krokodil, ebensogut wie es steil abfallende Ufergehänge von einigen Fuß Höhe hinansteigt, auch hier einmal seinen Rachen hätte zeigen können. Wahrscheinlich war das allerdings nicht, aber es war doch immerhin ein Beweggrund mehr, Bruces Anerbieten anzunehmen und auch unseren Schwarzen das Schlafen in dem nunmehr halb aufs Land gezogenen Boote zu untersagen. Wollten wir aber an Land schlafen, so mußten wir auch, falls derselbe nicht gestohlen werden sollte, den sämtlichen Inhalt des Bootes mit uns hinaufnehmen. Es gehört diese Umständlichkeit, dieser gewaltige Apparat an lebender und lebloser Reise-Ausrüstung zu den größten Schattenseiten des Reisens in Afrika. Was unseren Fall anbelangt, so mußten wenigstens 40—50 Kisten und vereinzelte Gepäckstücke aus dem Boote an Land und ins Dorf geschafft werden; damit aber nichts davon gestohlen würde, hielten wir es für zweckmäßig, daß, während einer von uns beim Boote Wache hielt, je einer von den übrigen mit geladenem Winchester-Gewehr die abmarschierenden Trupps der Träger begleite. Übrigens wird die Gefahr des Bestohlenwerdens sehr stark vermindert, wenn man Vorsorge trägt, sich vorher mit dem ersten Häuptling der betreffenden Ortschaft bekannt zu machen. Ein so großer Spitzbube dieser Häuptling auch sein mag, so wird er doch, namentlich, wenn man bei ihm wohnt und wenn er ein Geschenk erwartet, eine Ehre darin suchen, daß nichts gestohlen werde, er wird die ihm anvertrauten oder wenigstens scheinbar unter seiner Obhut stehenden Sachen ebensogut oder besser bewachen, als ob es seine eignen wären. Allerdings bleibt

es immer empfehlenswert, die sämtlichen Sachen in dem Raume oder an dem Orte, wo man schlafen wird, zusammentragen zu lassen, denn sonst möchte doch wohl während der langen Nacht die Versuchung sich stärker erweisen als der gute Wille.

Allerwärts in den Negerdörfern des Innern, namentlich in solchen, wo noch nie vorher Weiße gewesen, habe ich beobachtet, daß die Häuptlinge sich die Beherbergung einer Anzahl von Weißen zur großen Ehre rechnen und gegenüber ihren Stammesgenossen Kapital daraus schlagen. Auch Bruce wies uns von den drei Räumlichkeiten seines Hauses die größte mittlere an und brachte sogar — woher mag der Himmel wissen — zwei arg durchlöcherte und deshalb ihrem Zwecke nur schlecht entsprechende Moskitonetze herbei. Während wir aber die von Lagunenwasser durchnäßte Matratze des Bootes nebst mehreren von Bruce gelieferten Strohmatten als Lagerstätten auf dem Boden ausbreiteten und Anstalten zur Bereitung eines einfachen Abendessens trafen, füllte sich der zu beiden Seiten offne Raum dermaßen mit schwarzen Zuschauern, daß wir uns kaum zwischen denselben herumzudrehen vermochten. Abgesehen davon, daß es der Grundsatz der Kaufleute ist, wenn irgend möglich, mit den Eingebornen gut Freund zu bleiben, würde Gewalt in diesem Falle nur wenig nützen. Am besten kommt man mit Geduld und gelegentlichen Scherzen zurecht, so z. B. indem man die Kinder, die nebst den Alten und den neugierigen Mädchen die große Mehrzahl der Zuschauer bilden, durch ein ihnen unbekanntes Ding, z. B. einen Stiefelknecht, erschreckt und in schleunige Flucht jagt. Dieses Ausreißen der schwarzen Jugend zieht dann auch stets einige alte und junge Weiber mit hinaus. Schon etwas zäher sind die aus kurzen holländischen Thonpfeifen Tabak rauchenden und ab und zu mit geschicktem Zielen durch die Thüröffnungen spuckenden Weisen des Orts, jenes Korps, das man bei uns als beigeordnete Bürgermeister, Stadtverordnete u. s. w. bezeichnen würde. Aber auch bei ihnen hilft doch zuguterletzt, namentlich wenn einige Flaschen Gin hinzukommen, ein vernünftiges Wort, so z. B., daß man müde sei und sich niederzulegen wünsche.

Kaum aber hatten wir uns der allzuzahlreichen Gesellschaft entledigt und mit einigen Flaschen Hamburger Bieres den ersten glühendsten Durst gelöscht, als der atemlos herbeieilende Diener die Nachricht überbrachte, daß sich zwei Krokodile sage und schreibe „in unser Boot hinein“ gelegt hätten. Lachend griffen wir zu den Gewehren und eilten, von Grillen und Moskiten umsummt, zur Lagune hinunter. Thatsächlich lagen zwei Krokodile, ein großes und ein sehr

kleines, wenn auch nicht im Boote, so doch dicht daneben, und zwar unter der Oberfläche, aber dennoch durch die dunkle Farbe ihrer massigen Körper deutlich im Mondlichte sichtbar. Soweit als möglich auf dem sumpfigen Strande hinauswatend, zielten wir bedächtig und feuerten beinahe gleichzeitig. Als das aufspritzende Wasser sich wieder zu glätten begann, waren die schwarzen Riesenleiber verschwunden, und zwar, soweit wir zu beurteilen vermochten, unverletzt. Es war eine herrliche Mondnacht, und wäre nicht die unerträgliche Plage der Moskiten gewesen, so hätte uns der Blick über das eintönige und doch stilvolle Schilfdickicht, in dem es fortdauernd quackte, summte und zirpte, so hätte uns auch das Treiben unsrer Schwarzen entzücken müssen, welche ein wenig aufwärts am Strande, um ein flackerndes Feuer gelagert, ein Schwein brieten und uns grinsend „very fine beef, Masser, fine too much“ (sehr gutes Fleisch, Herr, viel und gut) zuriefen.

Im Dorfe selbst war es jetzt für uns bedeutend gemütlicher geworden, da die Leute sich in ihre eignen Wohnungen verfügt hatten und, am Eingang der ihre Höfe umgebenden Zäune stehend, uns freundlich zulächelten. Allenthalben wurde zwischen ihnen und uns, die wir, um uns die Zeit zu vertreiben, nichts Besseres zu thun wußten, die übliche Begrüßung ausgetauscht: Hometale (wie geht's zu Hause), Deviado (wie geht's den Leuten), Slongale (wie geht's deiner Frau), Wîewale (wie geht's deinen Kindern) u. s. w. Dabei giebt es stets genug zu lachen, teils weil die Schwarzen nur ungern eine Gelegenheit zum Scherzen vorübergehen lassen, teils weil der Europäer ihre Sprache, von der er nur wenige Worte kennt, beinahe grundsätzlich falsch ausspricht. Als ich einer jungen Frau auf alle ihre Fragen mit dem üblichen „es geht gut, ich danke dir“, geantwortet hatte, fragte ich nun meinerseits: „Wie geht es dir?“ Antwort: „Es geht gut, ich danke dir,“ wobei der Oberkörper bis beinahe auf die Kniee gebeugt und bei freundlichem Grinsen mit den Händen geklatscht wird. Weitere Frage: „Wie geht es deinem Manne?“ Antwort: „Es geht ihm gut, ich danke dir.“ Dritte Frage, die der Dolmetscher mir aber übersetzen muß: „Wo ist denn dein Mann?“ Statt jeder Antwort deutet die Frau auf mich. Man denke sich die Heiterkeit der Schwarzen, die, wie keine andere Rasse, für Scherz und Humor beanlagt sind.

Wahrhaft entsetzlich war wegen der unerträglichen Moskitoplage die nachfolgende Nacht. Nachdem wir uns schlaflos auf der von Lagunenwasser durchtränkten Matratze herumgewälzt hatten, ver-

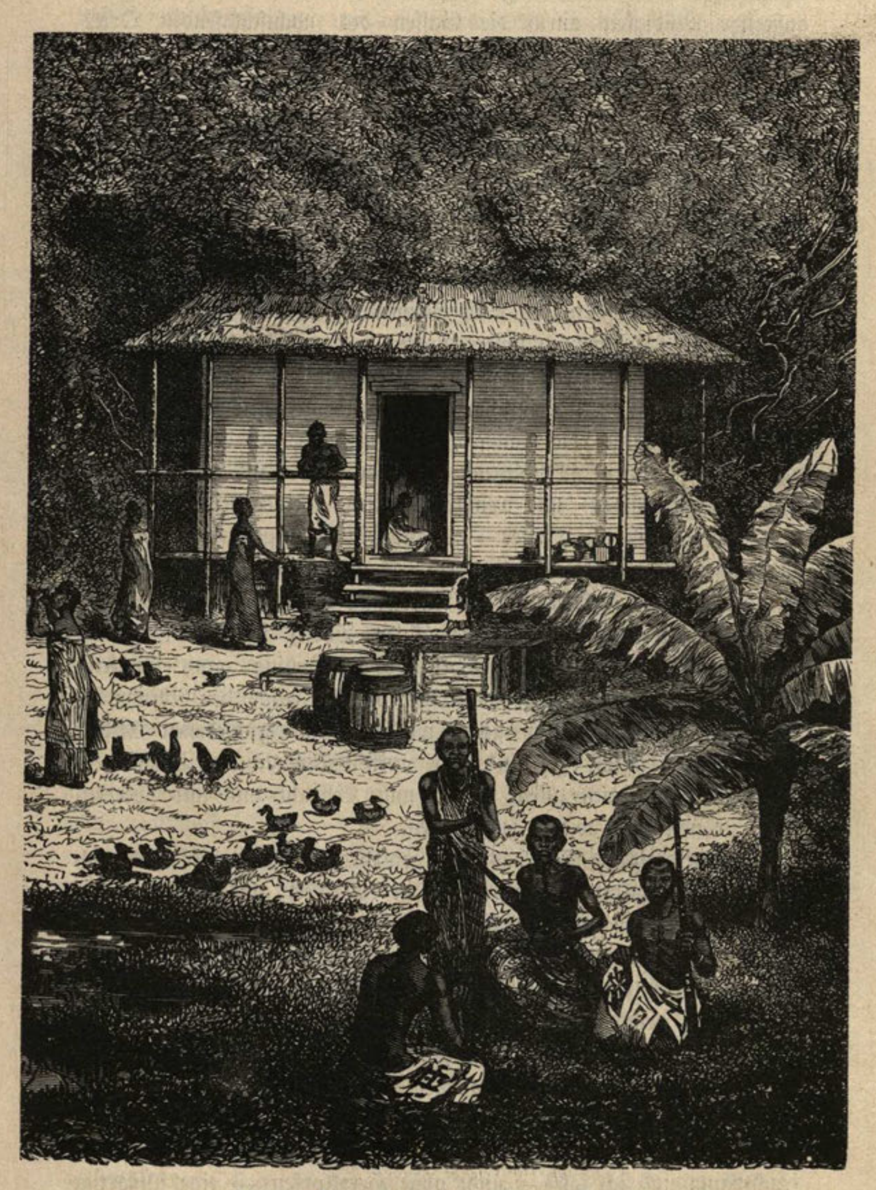


Abb. 25. Negerwohnung in einer Faktorei (S. 120).

brachten wir die noch übrig bleibenden Stunden, indem wir trotz äußerster Müdigkeit durch die Gassen des nachtschlafenden Ortes spazierend, uns Schnurren erzählten.

Wegen des früher erwähnten umfangreichen Reise-Apparats hält es sehr schwer, morgens so frühzeitig aufzubrechen, als dies sonst wohl der nachfolgenden Hitze wegen erwünscht wäre. Der Europäer fühlt sich nach halbdurchwachter Nacht allzu erschöpft, als daß er des stärkenden Morgenkaffees entbehren könnte, zudem müssen die Sachen gepackt und muß für die Schwarzen „chop“ (Essen) besorgt werden, was häufig recht umständlich ist. So vergehen trotz bester Vorsätze doch fast stets 1½ Stunden nach Sonnenaufgang, bis man zum Aufbruche gelangt. Während unsere Bedienten das Gepäck und die Verköstigung der Schwarzen besorgten, vertrieben wir uns die Zeit damit, durch den äußerst reinlichen Ort wandernd, jene kleinen wilden Tauben (sogenannte rote Tauben, im Gegensatze zu den noch besser schmeckenden grünen) zu schießen, die hier so überaus zahlreich sind. Bei jedem Schusse — und wenigstens seitens meiner beiden Begleiter war jeder Schuß ein Treffer — folgte ein Jubelgeheul der uns begleitenden Kinderschar. Reinlichere Orte als diese Dörfer des Innern vermag man sich namentlich in Anbetracht des höchst ursprünglichen Baumaterials (roter, Swish genannter Thon) kaum vorzustellen. Die Straßen sind sauberer gekehrt als in Berlin; ganz eigenartig aber ist hier die bei uns soviel besprochene Frage der Abfuhr beziehentlich der Kanalisation gelöst worden. An verschiedenen Stellen gräbt man nämlich tiefe und sehr weite Löcher in den Thonboden. Diese Löcher nehmen allen Staub und Kehricht auf und werden, wenn sie voll sind, wieder zugeworfen.

Als Bezahlung für das uns gewährte Nachtquartier erbat sich Bruce einen halben Dollar (2 Mark), erhielt aber außerdem ein hübsches, in Gin und Tabak bestehendes Geschenk. Ehe wir weggingen, erschien er noch mit den andern Häuptlingen, fragend, ob es wahr sei, daß Togo unter deutschen Schutz gestellt sei, und bittend, daß, wenn dem so sei, das Gleiche auch für Gbome gelten möge. Das Land nämlich gehöre zu Togo, das Volk aber sei „vom Busche her“ (aus dem Innern) eingewandert und gehöre insofern nicht zu den Togo-Leuten. Meine Begleiter besprachen die Sache des näheren, ich aber kletterte mit Fernrohr und Kompaß auf einen Affenbrotfruchtbaum und ich sah — nicht ohne Herzklopfen — eine flußartige Wasserstraße sich weit hinein und nordwärts dahinziehen. Sollte das die Wasserquelle dieser Lagune, die bisher noch unbekannte Flußader dieses Landes sein, deren Entdeckung uns vorbehalten wäre?

Etwa eine Stunde lang mochten wir uns auf der zwischen 30 und 50 m breiten und vielfach gekrümmten Wasserstraße nordwärts gewunden haben, als der Weg nach und nach immer schmäler zu werden begann und schließlich ganz zwischen Rohr und Wasserpflanzen verschwinden zu wollen schien. Nicht ohne Mühe gelang es, die Männer mit den Bambusstangen, die beständig Gin erbaten, bei der Arbeit zu halten. Die Geschwindigkeit, mit der wir uns bewegten, wurde immer geringer, und während betäubende Miasmen uns nötigten, zeitweilig die Nase zuzuhalten, während dicht hinter dem Boote dunkle Massen unter der Wasserfläche auf ebensoviele uns langsam verfolgende Krokodile schließen ließen, mußte das Boot zu verschiedenen Malen förmlich über Reisig und Rohr hinweggeschoben werden. Immer noch hoffte ich, wieder in offnes Wasser zu gelangen, und versprach den Leuten, wenn wir das Ziel erreichten, eine tüchtige Portion Gin. Aber es sollte nicht so sein. Wir gelangten vor eine Barriere von Wasserpflanzen und herrlich blühenden riesengroßen Wasserblumen, die zu durchbrechen auch ich für unmöglich hielt. Entsagend stieg ich, um einen freieren Ausblick zu gewinnen, auf die gegen Regen und Sonnenbrand schützende Überdachung des Bootes, und begann das Gelände vor uns, dessen Betreten mir versagt sein sollte, mit dem Fernrohre zu durchmustern. In ein bis 1½ km geradeaus vor uns lag festes Land und noch einige Kilometer dahinter türmte sich, von rechts und links her zusammentreffend, einer der mehrfach beschriebenen Höhenzüge auf, der in diesem Falle die Möglichkeit, daß sich die Lagune noch weiter nordwärts (wir mochten in gerader Linie etwa 20 km von der Küste entfernt sein) erstrecke, völlig ausschloß.

Die Schwierigkeit der Rückfahrt will ich hier nicht näher beschreiben. Nach 1½ Stunden, während deren ich längs dieser Lagune zum erstenmal vereinzelte Mangrovebüsche zu Gesicht bekam, befanden wir uns vor Seva, das auf den vorhandenen Karten als eine Insel dargestellt wird, aber in Wahrheit am Fuße des rechtsseitigen Höhenzuges liegt und selbst beim allerhöchsten Wasserstande niemals eine Insel darstellen kann. Der Ort, der noch niemals vorher von weißen Menschen besucht worden war, besteht aus drei Dörfern, nämlich Seva Koffi, Klein-Seva und dem ½ km landeinwärts gelegenen Groß-Seva.

Will man beim Reisen in Afrika nach Möglichkeit alle Weiterungen und Unannehmlichkeiten vermeiden, so thut man gut daran, so lästig dies auch bisweilen sein mag, in jedem Orte dem Häuptling

einen Besuch abzustatten. Die Formen, die sich dabei abspielen, sind so ziemlich allerwärts die gleichen. Während eine Wache beim Boot zurückgelassen wird, erkundigt sich ein Dolmetscher nach der Wohnung des Ortsvorstandes, in die man dann, gefolgt von den die Gewehre tragenden Dienern, in stattlichem Aufmarsche und sozusagen im Triumphzuge, begleitet wird. Meistens muß der „old man“, wie man im Neger-Englisch den Häuptling nennt, erst gerufen werden, aber noch ehe er erschienen ist, schleppen andere dienstfertige Geister die niedrigen und sehr seltsam geformten Stühle heraus, auf denen man vor irgend einem schattenspendenden Gebäude, sei es die Wohnung des Häuptlings oder das Gerichtsgebäude, Platz zu nehmen pflegt. Sobald der meistens schon von andern Ortsältesten und besser gestellten Leuten begleitete „Chief“ erscheint, beginnt zunächst die Begrüßung und dann das unvermeidliche Palaver.

Der Häuptling eilt auf denjenigen unter den Weißen zu, den er seinem Äußeren nach für den angesehensten hält, ergreift dessen Hand, legt seinen Mittelfinger gegen den Mittelfinger des Weißen und läßt dann durch Aufschnellen des Mittelfingers auf die innere Fläche der Hand zweimal ein knipsendes Geräusch erschallen. Bei großer Eile begnügt man sich allerdings auch mit einmaligem Knipsen, aber das gilt doch nicht für recht herzlich und anständig. Diese Begrüßung wird solange fortgesetzt, bis jeder der Weißen mit allen angesehensten Männern und zuweilen auch einigen der angesehensten Frauen die Hand geschüttelt und in der beschriebenen Weise zweimal mit dem Mittelfinger geknipst hat. Alsdann befiehlt man dem Dolmetscher, dem „old man“ die Komplimente der Weißen und deren Hoffnung auszudrücken, daß es ihm wohl ergehe. Beginnt alsdann der Häuptling mit den landesüblichen Fragen, wie es der Frau, den Kindern, dem Hause u. s. w. gehe, so läßt man ihm durch den Mund des Dolmetschers kurzweg mit der Phrase das Wort abschneiden, daß es allerseits gut gehe. Solches Kurzangebundensein ist aber bloß dem Europäer erlaubt, während sich der Dolmetscher und die sonstigen schwarzen Begleiter den landesüblichen Fragen keinesfalls entziehen können. Da hört man denn in dutzendweiser Wiederholung: Wie bist du aufgewacht? Wie geht's zu Hause? Wie geht's den Leuten? Wie geht's der Frau? Wie geht's den Kindern? Wie geht's den Schweinen? Wie geht's den Hühnern? und was dergleichen mehr ist. Auf jede dieser Fragen folgt wieder eine besondere Dankesformel und zum Schlusse, sozusagen als Generaldank, beugt sich der Ausgefragte mit dem Oberkörper bis beinahe auf die Kniee,

um freundlich lachend dazu in die Hände zu klatschen. An manchen Orten, aber nicht überall, wird auch in ausgehöhlten Kürbisschalen Wasser herbeigeholt, von dem der Häuptling, bevor er es dem Weißen anbietet, zuerst trinkt, um zu zeigen, daß kein Gift darin sei. Falls es etwas Geschäftliches zu verhandeln giebt, so beginnt man damit so schnell als möglich, andernfalls aber kann man es kaum vermeiden, den Austausch leerer Höflichkeitsphrasen noch eine Zeitlang fortzusetzen.

Da es unmöglich gewesen war, zu Wasser das dicht vor uns liegende Nordende der Lagune zu erreichen, so beabsichtigte ich zu Lande den Versuch zu erneuern, und damit auch festzustellen, ob ein Fluß dort münde oder nicht. Wir ließen uns daher von Seva aus Führer mitgeben und traten bei glühendem Sonnenbrand einen der anstrengendsten Märsche an, die ich bisher in Westafrika zurückgelegt habe. Die Sache verlief aber nicht ganz nach Wunsch. Statt, daß man uns einen Führer gab, mußten wir gleich vier mitnehmen, was niemals sehr zweckentsprechend ist. Und anstatt uns geradeswegs in nordwestlicher Richtung zur Lagune zu führen, ließen die Führer uns zunächst einen gewaltigen Umweg machen, der, in nordöstlicher Richtung beginnend, über die Hälfte eines Bogens beschrieb. Der Grund, weshalb sie das thaten, ist entweder in der Hoffnung auf ein höheres Trinkgeld oder aber darin zu sehen, daß es wohl in nordwestlicher Richtung keine Wege gab.

In Westafrika wirkt nämlich außer andern Dingen besonders der Umstand hemmend auf die Erforschung des Landes, daß es ganz unmöglich ist, abseits der alt ausgetretenen Pfade größere Märsche auszuführen. Dies gilt ganz besonders für die nähere, mit undurchdringlichem Schilfrohr bestandene Umgebung der Lagune. Vielleicht thaten daher unsre Führer ganz wohl daran, wenn sie uns zunächst in nordöstlicher Richtung zu dem früher erwähnten Höhenzug und dann diesem folgend, wieder näher an die Lagune heranführten. Wäre es Abend oder Morgen gewesen, so hätte dieser Marsch ganz interessant sein können, denn wir sahen allerhand Anzeichen von Fleiß und Ordnungssinn, wie sie mir gleich ausgeprägt noch nicht im Togo-Land vorgekommen waren. Die $^1/_4$ oder $^1/_2$ Morgen großen, regelrecht mit Kaktushecken umzäunten Mais- und Kassafelder waren besser bearbeitet, als ich sie irgendwo vorher an dieser Küste gesehen. Auch trugen die etwas abseits vom Wege stehenden, sehr großen Götterbilder, die wir mehrfach aufnahmen, mit äußerster Sorgfalt ausgemeißelte menschliche Gesichtszüge und hätten ohne Übertreibung an Kunst-

wert mit den besser bekannten peruanischen Götzen verglichen werden können.

Das von uns durchwanderte Land war namentlich auf höher gelegenem Boden mit Buschwerk und jenen riesigen, über 4 m im Durchmesser haltenden Affenbrotfruchtbäumen bestanden, die für die Scenerie einer großen Strecke des Togo-Gebietes ebenso bezeichnend sind, wie die Kokospalmen für den salzhaltigen Boden der Küste. Die Figur eines solchen Affenbrotfruchtbaumes, wie sie sich allenthalben vom Horizont abheben, ist imposant, aber wegen der häßlichgrauen Farbe der Rinde, des beinahe gänzlichen Mangels an Blättern und der eintönig herunterbaumelnden Früchte nichts weniger als anmutig. Fast ebenso einförmig sind die häufig inmitten der Felder stehenden Pawpawbäume, die kerzengerade aufgeschossen und vielfach ohne Blätter mit ihren kugelrunden Früchten gerade so aussehen, als ob man an der Spitze eines Billard-Queues ein Dutzend Billardkugeln befestigt hätte.

Der von den Eingebornen betriebene Ackerbau reicht, trotzdem ich vorhin von gutgepflegten Ackerfeldern gesprochen habe, dennoch kaum aus, die allernotwendigsten Bedürfnisse zu befriedigen, geschweige denn noch Nahrungsmittel zu verkaufen. Hier und dort hat man, obgleich allerwärts die gleiche, scheinbar recht fruchtbare dunkelrote Erde zu finden ist, das Buschwerk durch Abbrennen und Niederhauen gelichtet, man hat dann auf Strecken, die stellenweise bis zu 5 Morgen groß sein mögen, mit einem Stocke die Erde aufgewühlt und Pflänzlinge hineingesteckt. Aber Hacke oder gar Pflug sieht man ebensowenig wie größere zusammenhängende Flächen von Ackerfeldern. Jedenfalls werden 90 bis 95 Prozent des von mir durchzogenen Landes weder von Ackerland, noch von Urwald, sondern von Buschwerk und Riedgras eingenommen. Daß aber die übrigbleibenden 5 oder 10 Prozent für die Ernährung einer ziemlich dichten Bevölkerung annähernd ausreichen, dürfte für die Fruchtbarkeit des Landes der beste Beweis sein.

Eine gleichmäßigere Beschaffenheit des Bodens, als ich sie im Togo-Lande gesehen habe, findet sich kaum irgendwo auf der Erde, selbst nicht in den endlosen Savannen Südamerikas. Alle Proben jener mehrfach erwähnten dunkelroten Erde, die ich von Be, von Aguewe, von Abobbo, von Seva, von Wo und von andern weitentlegenen Orten mit heimgebracht habe, sind in keiner Weise voneinander zu unterscheiden. Die Bodenbeschaffenheit ändert sich erst — aber auch dann mit solcher Regelmäßigkeit, daß man sie ganz ge-

nau vorausbestimmen kann, sobald man vom höher gelegenen Lande zur nähern Umgebung der Lagune heruntersteigt. Ebenso wie im niemals überschwemmten Lande der rote, stellenweis sandige Thon, so herrscht hier unumschränkt eine hellgrau, bisweilen fettige, bisweilen äußerst harte Thonerde.



Abb. 26. Ein Negerdorf (S. 134).

Als mir die Unmöglichkeit klar geworden war, mit erschöpften Kräften auf dem einen Bogen beschreibenden Höhenzuge das Nordende der Lagune zu erreichen, befahl ich unsern von Seva mitgenommenen Führern, den nächsten von Westen her einmündenden Fußpfad einzuschlagen.

Wir gelangten denn auch bald durch regelrecht in Reihe stehende Ölpalmenpflanzungen hindurch in das Gebiet der grauen Thonerde, und nach $1^{1}/_{2}$ stündigem Marsche zu jenem hohen Riedgrase, welches

den besten Beweis für die Nähe der Lagune lieferte. Aber die allerseitige Erschöpfung war derart, daß wir, um nicht einen Sonnenstich davonzutragen, so nahe am Ziele umzukehren beschlossen. Zu diesem Entschlusse trug außerdem die Unmöglichkeit bei, von den Eingebornen irgendwie genauere Aufschlüsse zu erhalten.

Wer in Westafrika reist, wird allerwärts die Erfahrung bestätigt finden, daß der Neger kaum über die Zäune seines Dorfes hinaus Bescheid weiß. An Intelligenz fehlt es den Leuten viel weniger, als man wohl bei uns anzunehmen geneigt ist, aber es fehlt ihnen der Trieb, sich zu unterrichten, und selbst über Dinge, die sie wissen, geben sie aus bauernhaftem Mißtrauen nur ungern frei von der Leber weg Aufschluß.

Auf der Rückreise besuchten wir wieder die aus fünf Dörfern bestehende Hauptstadt Togo, welche mit ihren 2500 bis 3000 Einwohnern der größte Ort des Landes sein dürfte.

Togo liegt Porto Seguro gegenüber (die beiden Orte sind jedoch einer vorspringenden Landzunge wegen einander nicht sichtbar) an der Nordseite der Lagune und zwar gerade dort, wo die Lagune sich zu dem großen Wasserbecken des oben erwähnten Sees (dem wir später den Namen Togo-See beilegten), zu erbreitern beginnt. Hinter flachem, von den zeitweise nicht unbedeutenden Wellen dieses Sees bespülten und mit großen Stücken Knolleneisenstein — den einzigen wirklichen Steinen, die ich in diesem Lande gesehen — übersäeten Strande erheben sich beinahe senkrecht aufsteigend 12—15 m hohe Klippen von hartem, dunkelrotem Thon, in welchem ebenfalls zahlreiche Stücke jenes knollenartigen Eisensteins eingelagert sind. Ab und zu findet man Stellen, wo durch die Gewalt der Regenwässer tiefe Rinnen in diese Klippen eingeschnitten worden sind. Über die fünf Dörfer, die sich etwa 2½ km weit längs dem hier konvex gekrümmten Strande hinziehen, brauche ich nicht viel zu sagen. Wer eins dieser Negerdörfer im Innern gesehen hat, der kennt sie alle. Von dem Seestrande bei Porto Seguro gelangt man in 20—30 Minuten zum Südufer der Lagune und von hier in Boot oder Kanoe in 40 Minuten nach Togo, aber trotz dieser sehr geringen Entfernung ist der Unterschied zwischen Porto Seguro und Togo der denkbar größte. Porto Seguro ist unter allen schmutzigen Orten der Küste des Schutzgebietes der schmutzigste, während Togo an Sauberkeit kaum hinter den übrigen Orten des Innern zurücksteht. Dicht hinter Togo zieht sich ein bis 30 oder 40 m ansteigender Höhenzug rings herum; unter dem diese friedlichen Dörfer umwuchernden

Pflanzenwuchs treten Kokospalmen, Bananen, Bambu, wildwachsende Baumwolle und wild wachsender Indigo ganz besonders hervor.

Wenn auch Togo die Hauptstadt des deutschen Schutzgebietes ist, so giebt es doch einen kleineren Platz im Innern, dessen Name weit häufiger genannt wird. Es ist das der Buschmarkt Wo, an welchem jeden fünften Tag mehrere Tausend und oft bis zu 6000 Menschen zusammenströmen. Nur sehr wenig Leute, die nicht ganz in der Nähe wohnen, würden anzugeben vermögen, in welcher Richtung Togo liegt, alle aber kennen die Straße nach Wo. Aber obgleich in Wo bisweilen an einem Marktage bis zu 3000 Gallonen Palmöl umgesetzt werden, machen Weiße dort nie Einkäufe, erstens, um sich nicht mit den Marktweibern, welche den Zwischenhandel als ihr Vorrecht betrachten, zu verfeinden, zweitens, weil es für einen Europäer fast unmöglich ist, selbst auf solchem Buschmarkte Öl zu kaufen. Von der Schwierigkeit der Verständigung mit den aus den verschiedensten Orten des Innern kommenden Leuten ganz abgesehen, bewegt sich der Handelsverkehr auf solchen Märkten in Kleinlichkeiten, deren Bewältigung für den Europäer allzu zeitraubend und kostspielig sein würde. Die Leute, die weiter her aus dem Innern kommen, bringen Öl von sehr verschiedener Beschaffenheit und in sehr verschieden geformten Gefäßen, handeln auch eine endlose Zeit, ehe sie zuschlagen. Mit solchem Geschäft können sich natürlich nur die Marktweiber abgeben. Da auch an der Küste sehr häufig von Wo gesprochen wird, haben vor mir vielleicht schon ein halbes Dutzend Europäer den Ort besucht, sind aber mit Boot und Kanoe und nicht wie meine Begleiter und ich über Land dorthin gelangt.

Wir zogen es vor, unser Boot auf dem Lagunenwege nach Wo zu entsenden, während wir selbst unter der Führung dreier Togo-Leute den Marsch über Land antraten. Nirgendwo fanden wir Urwald, nur halbverwilderte, bis zu einem Hektar große Ackerfelder — die man hier Plantagen nennt — oder stachliges, über mannshohes, von trostlosen bis zu 3 und 4 m im Durchschnitt haltenden Affenbrotfruchtbäumen überragtes Buschdickicht, durch welches in vielfachen Windungen die schmalen Negerpfade hindurchführten. Vierfüßiges Wild sahen wir nicht ein einziges Mal, wohl aber ungeheuer viel Vögel: Habichte, Reiher, Krähen, eine Art Elstern, kleine rote Tauben, Schlangenhalsvögel u. s. w.

Nach einstündigem strammen Gehen in nordöstlicher Richtung verrieten die immer häufiger sich zeigenden cylinderförmigen und höchst sauber zusammengestellten Maisschober, daß wir uns einem Orte

näherten. Die ersten Leute, die wir trafen, sagten, es sei Agbevina, und es sei vor uns noch nie ein Weißer hier gewesen. Nach weiteren 35 Minuten, während deren es schon bei glühender Hitze ziemlich steil bergan ging, gelangten wir zu dem volkreichen Orte Oba, in dem, als man uns gewahrte, die Palaverglocken geläutet wurden. Wir würden schwerlich dort Halt gemacht haben, wenn nicht der Anblick üppiger, mit Orangen überladener Bäume unsern Gaumen gereizt hätte. Schon binnen wenig Minuten zählte die uns begleitende, aber sich scheu in gebührender Entfernung haltende Negermenge nach Hunderten. Vor dem schönen Gerichtsgebäude machten wir Halt, setzten uns auf die etwa ½ m hohe Vordermauer und ließen durch den Dolmetscher nach dem Häuptling fragen. Nachdem wir weidlich Höflichkeitsfragen ausgetauscht und für wenige Pence ganze Körbe voll Orangen erhalten hatten, rückte endlich der Häuptling mit einer Frage heraus, die er, obwohl sie ihm gewiß schon lange auf der Seele gelastet, aus Höflichkeit nicht früher hatte stellen wollen. Er fragte gerade heraus, obwohl freundlich, was wir denn eigentlich im Lande wollten, und schien höchst befriedigt zu sein, als er den friedlichen Zweck dieser Reise erfuhr.

Von Oba aus ging es steil abwärts zu einer flußartigen, schilfbestandenen, aber wasserlosen Thalniederung herunter. Schon aus der Entfernung sahen wir zahlreiche Frauen und Mädchen, die mit Kalebassen — das Wort Kalebasse bedeutet in der Eingebornensprache ein Thon- oder Kürbisgefäß — dort herumhantierten. Näher kommend entdeckten wir Dutzende von höchst seltsam geformten Brunnen, die bis zur Tiefe von 25 m — das Maß nahm ich vermittelst der vor meinen Augen gebrauchten Stricke am Gewehrlauf — in den fetten, grauen und sehr klebrigen Lehmboden eingegraben waren. Die Stricke, an denen die Wasserkübel hingen, hatten tiefe Rinnen in die Ränder eingeschnitten, so daß die Oberfläche eines solchen Brunnens aussah, wie das Durchschnittsprofil eines gotischen Kirchenpfeilers. Das Wasser war durch den beigemengten Thon grau gefärbt, schmeckte aber gar nicht schlecht. Lange stand ich hier sinnend, ob diese beiderseits von Höhenzügen eingeschlossene, im oberen Teil mit Buschwerk, im mittleren mit Rohr und Schilf, im unteren mit Gras bestandene Thalniederung etwa zur Regenzeit ein Fluß sein könne. Ich bin mir darüber nicht klar geworden, halte aber auch die Möglichkeit eines unterirdischen Zuflusses nach einer hier nur bis 1—2 km entfernten Ausbuchtung der Lagune für nicht ausgeschlossen.

Sofort hinter der Senkung steigt das Land wieder an, bis man

den Rücken eines breiten, buschbestandenen Höhenzuges erreicht hat. Alsdann geht es abermals abwärts in ein zweites, auch zu Brunnenanlagen benutztes Thal. Jenseit desselben auf dem Höhenzug an der andern Seite liegt Wo. Der Ort selbst ist klein und enthält bloß wenige Einwohner, aber ein gewaltiger, ganz mit Palmkernen übersäeter Platz vor dem Dorfe zeugt von dem Umfang des sich hier an Markttagen entwickelnden Verkehrs. Die Gaffer erwiesen sich hier in Wo zudringlicher, als wir sie sonst irgendwo gefunden. Als wir, der endlich gefundenen Unterkunft uns freuend, die frechen Kinder mit Scherz und Gewalt verjagten, schrieen dieselben weglaufend: Bedé (wildes Tier).

Wo gehört übrigens noch zum Togo-Gebiet, soll doch nicht sehr weit östlich davon die Grenze von Klein-Povo sein. Während wir noch in der ersten Etage des einzigen zweistöckigen Hauses von Wo beim Mittagsmahl saßen, erschien „Kaffetopf" mit der Meldung, daß unser Boot wegen allzureicher Fischzäune nicht bis Wo habe vordringen können und eine gute Stunde abseits liege. Wir marschierten demnach zu dem 20 Minuten südwärts an der vorhin erwähnten Ausbuchtung der Lagune gelegenen Dorfe Weda und ließen alsdann uns und unsre Sachen in zwei halsbrecherischen Kähnen aus ausgehöhlten Baumstämmen weiter südwärts befördern. Unterwegs sahen wir große, bis zu 30 Stück in einem Knäuel zusammensitzende Scharen von schneeweißen Reihern, durften aber wegen der Gebrechlichkeit unseres mit Mühe und Not im Gleichgewicht bleibenden Fahrzeugs nicht wagen zu schießen. Bei Sakkade Kopé (Kopé oder Koffi) fanden wir unser Boot und durchstreiften, während dasselbe zur Abfahrt fertig gemacht wurde, ohne alle Waffen den ebenfalls noch zum Togo-Gebiete gehörigen Ort. Als wir in das Boot stiegen, war der Strand dicht gedrängt voll von Leuten, und als wir unseren Schwarzen befahlen, das Boot ins Wasser zu schieben, sahen wir mit Erstaunen, wie dieselben von den Eingebornen daran verhindert wurden. Als aber binnen wenigen Sekunden fünf Gewehrläufe zum Boote hinauslugten, war es ein Spaß, zu sehen, in welch fabelhaft kurzer Zeit der Strand völlig leer war; den letzten der raublustigen Gesellen sah ich mit ziegenbockähnlichem Sprung über einen Zaun setzen. Wir passierten Soholo, welches zur Hälfte zu Togo, zur Hälfte zu Klein-Povo gehört, und lenkten 1¾ Stunden nach der Abfahrt von Weda wieder in den parallel mit dem Meere verlaufenden Hauptarm der Lagune ein.

10.

Die Ruinen von Groß=Friedrichsburg.

— Kapitän Stubenrauch —

Der Häuptling des Dorfes, bei dem wir gelandet waren, machte sich selbst auf, um uns den Weg zu den Ruinen des alten kurbrandenburgischen Forts zu zeigen. Sofort nach dem Verlassen des Dorfes führte der Weg den Hügel der Halbinsel hinauf. Zwischen Bananengebüsch, Maisstauden und Palmen hindurch ging es an Steintrümmern vorbei, bis wir nach etwa zehn Minuten vor einer Öffnung in den verfallenen Mauern des Forts ankamen. Die Mauerreste zu beiden Seiten, sowie eine Art Thorweg ließen hier den Eingang vermuten. Gleich rechts von demselben scheint das Wachtlokal gewesen zu sein; die Wände desselben ließen sich noch deutlich verfolgen. Die Neger führten uns zuerst auf die Umfassungsmauern rechts vom Eingange, dann auf denselben längs über Steingeröll durch dichte Schlingpflanzen hindurch bis zu einem erhöhten Punkte der Mauer, wo der Häuptling mich auf eine viereckige, 1, 2 m in letztere hineinreichende Vertiefung aufmerksam machte und behauptete, hier sei die Flaggenstation gewesen. Dicht daneben wuchs ein großer Baum aus der Mauer. Bei näherer Untersuchung fand ich diese Angabe bestätigt. Wir standen auf der Spitze des Wachtturmes, von wo aus man einen prachtvollen Blick über das zu unseren Füßen zwischen dem Meere und einer schmalen Lagune liegende Dorf und das sich dahinter erstreckende flache, hübsch bewaldete Land hatte. Die Übersicht über die Halbinsel, auf der das Fort lag, wurde durch den Urwald, der dasselbe überwucherte, verhindert.

Der Turm lag über 11 m über dem erhöhten Terrain der Halbinsel, nach der anderen Seite zu führten die Trümmer einer Steintreppe in das Turmzimmer. Dasselbe war recht gut, ich möchte behaupten, noch am besten von sämtlichen Baulichkeiten erhalten. Ein kleinerer Verschlag scheint die Schlafkammer von dem Turmzimmer abgetrennt zu haben; zwei Schießscharten gaben zugleich die Fenster ab. Durch eine niedrige Thür begaben wir uns in das Innere des Forts zurück, um zunächst den Wallgang zu ersteigen. Die Neger gingen voran, bogen uns die Zweige bei Seite und hieben uns einen Weg durch das mitunter nur auf Händen und Füßen zu durchkriechende Gestrüpp. — Soweit es nun unter den obwaltenden Verhältnissen möglich war, gelang es zu konstatieren, daß der Grundriß

des Forts ein quadratischer, mit eingezogener Kehle und rechtwinkeligen Eckbastionen war. Die Länge der Fortsfront beträgt 40, die der beiden Flanken je 35 m, die der Bastion 16 m bei einer Tiefe von 7 m. Die äußere Mauer ist 0,9 m stark, aus groben Granitquadern aufgeführt. Sie erhebt sich 5,2 m über dem Erdboden, liegt dabei etwa 15 m über dem Meeresspiegel. Nach innen ist das Fort 3,4 m tief. Der zur Aufstellung der Geschütze dienende Wallgang ist 3 m breit, die Brustwehr 1 m hoch; die Scharten liegen 3 m auseinander und erstrecken sich über die Front und beide Flanken, von dem Wachtturm bis zum Beobachtungsturm. Auffällig ist es, daß die zur Unterbringung der Besatzung dienende zweistöckige Kasematte die Krone der Brustwehr um 3,6 m überragt. In der Südbastion entdeckten wir unter Schutt vergraben und von Schlingpflanzen überwuchert noch sechs alte Geschützrohre. Es gelang mir, eines derselben einzutauschen und mit an Bord zu nehmen.



Abb. 27. Ansicht der Ruinen von Groß-Friedrichsburg. (S. 138.)

Bis zu dem an der Südflanke gelegenen Beobachtungsturm war die Umfassungsmauer gut erhalten. Die Dimensionen dieses Turmes

zu bestimmen war unmöglich, da derselbe oberhalb des Wallganges abgebrochen war; der wahrscheinlich durch Baumwurzeln abgesprengte Teil lag quer über dem letzteren und versperrte denselben. Von dieser Stelle an hörte die Kontinuität des Wallganges auf, wir trafen von da ab auf durcheinander gefallene größere Steinmassen, aus deren Lage und Gestalt sich der weitere Verlauf der Linien des Forts nur ungefähr feststellen ließ. Wir kletterten nun an einer Stechpalme in das Innere des Forts hinunter. Dicht neben dem Turm fand ich die Reste eines nach Süden gehenden, unter dem Wallgang hindurchführenden Ausfallthores. Dem Anscheine nach war dasselbe durch drei, in einer Entfernung von etwa 4 m auseinander liegende Thüren verschließbar gewesen. Es führte unmittelbar auf den Strand hinunter.

Von den inneren Räumlichkeiten ist die bereits oben erwähnte, sich an der Innenseite und der südlichen Flanke hinziehenden Kasematte noch recht gut erhalten. Das Dach fehlt, doch sind die bogenförmigen Fenster, die Thüröffnungen, sowie die Zwischenwände, durch welche die einzelnen Zimmer gebildet werden, noch erhalten.

Unter der Südostbastion lag ein Hohlraum, zu dem von dem Eckzimmer der Wohnräume aus eine Thür führte. Die schon vorgeschrittene Dämmerung erlaubte keine nähere Untersuchung des Raumes, doch möchte ich annehmen, daß hier die Munition gelagert hat, da eine in der Decke befindliche Öffnung auf den Wallgang führte und das Ausgabeluk für die Munition gewesen sein kann. — Das Terrain im Forthof war uneben, mit größeren und kleineren Mauerstücken angefüllt und von üppig wuchernden Schmarotzerpflanzen bedeckt. Das ganze Fort war überhaupt unter einer üppigen Vegetation fast vergraben. Vom See aus ist nur der Wachtturm und ein Teil der Front zu sehen; vom Lande aus ist nichts zu entdecken, und vermutet niemand unter diesen hohen Bäumen, diesen starken Bananenstauden und diesem dichten Kaktus-Gestrüpp noch die ziemlich gut erhaltenen Trümmer eines alten Forts.

Verschiedene kompakte Mauerreste außerhalb des letzteren haben mich auf die Vermutung gebracht, daß dasselbe nach der Landseite hin zur Gewehr-Verteidigung noch mit einer krenelierten niedrigen Mauer umgeben war. Die Lage des Forts ist für die Verteidigung nach Land sowohl wie nach See zu eine sehr günstige. Die vorspringende Halbinsel gestattet von den Flanken aus eine sichere, ausreichende Bestreichung des Strandes. Die erhöhte Lage macht den Angriff von Land sehr schwierig. Einer Beschießung von See aus würde es

aber, und besonders heutigen Waffen gegenüber, wohl kaum längere Zeit haben widerstehen können, da die Geschützaufstellung eine ziemlich ungedeckte war und die Wohnräume u. s. w. nicht bombensicher eingedeckt gewesen zu sein scheinen. Auch in Bezug auf den Küstenstrich scheint mir die Wahl eine glückliche gewesen zu sein. Die Gegend ist reich bewaldet, etwas hügelig und macht einen fruchtbaren Eindruck. Die Halbinsel springt gegen den sich zu beiden Seiten in fast geraden Linien hinziehenden Strand etwa 700 m vor. Die Brandung ist nicht so bedeutend wie an den westlich und östlich gelegenen Küstengebieten, so daß ein Landen mit Schiffsbooten jederzeit möglich sein wird, während die vor der Halbinsel liegenden Steine und Riffe eine nächtliche Landung erschweren würden. Außerdem bietet die Reede für Kriegsschiffe einen guten Ankerplatz in nicht zu weiter Entfernung vom Strande.

Nach oberflächlicher Schätzung möchte ich annehmen, daß etwa 300—400 Menschen für den Kriegsfall im Fort untergebracht werden können. Die Reste einer Cisterne deuten darauf hin, daß das letztere mit Wasser versehen wird.

Nach etwa zweistündigem Aufenthalt zwang mich die Dunkelheit zur Umkehr. Ich ließ mich an die Landungsstelle zurückführen und kehrte an Bord unseres Schiffes zurück.

11.

Fort Medina am Senegal.

— Oskar Lenz —

Am folgenden Morgen brachen wir zeitig auf. Gegen Mittag kamen uns einige Leute entgegen mit einem großen Sack, sowie mit Briefen für einen europäischen christlichen Reisenden in Kuniakari oder in Nioro! Die Freude war natürlich eine große; der Mann kam vom Militärposten Medina, und der Brief enthielt folgende Zeilen: „De la part des officiers du poste de Médîne au voyageur annoncé dans les environs, en attendant qu'ils aient le plaisir de le voir au poste.“ Der Sack aber hatte einen köstlichen Inhalt. Da kamen zunächst einige Faschen Wein, roter und weißer, zum Vorschein, und einige Flaschen Bier aus Marseille, ferner frisches Weizenbrot, ein lange entbehrter Genuß, Konserven aller Art in Blechbüchsen,

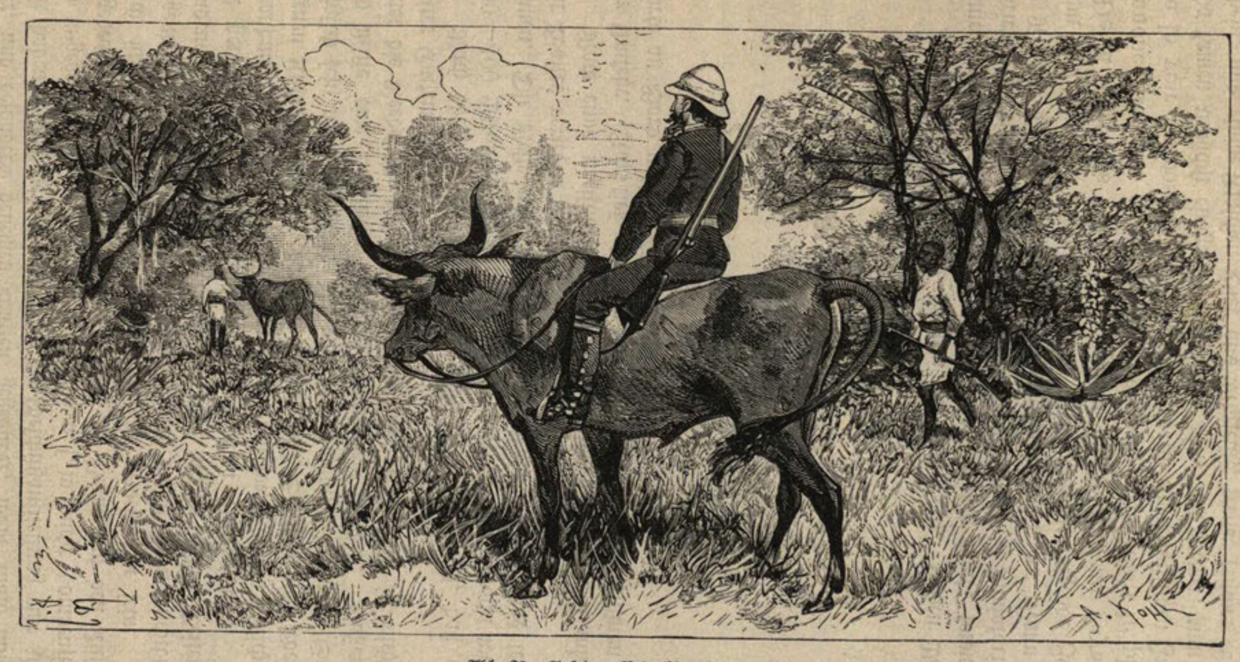


Abb. 28. Auf dem Reitochsen (S. 143).

eingemachte Früchte in Gläsern u. s. w. u. s. w., so daß selbst Hadsch Ali, mein Begleiter, seine Freude nicht unterdrücken konnte.

Sobald sich ein geeigneter Punkt fand, wurde Halt gemacht, wir verzichteten, heute noch nach Medina zu kommen, sondern wandten unser ganzes Interesse der liebenswürdigen Sendung der französischen Offiziere zu. Wir schlugen die Zelte auf, das letzte Mal, denn morgen sind wir in dem Posten und werden in Betten schlafen; ich selbst aber entledigte mich vor allem meiner arabischen Kleidung; sie war dürftig genug und bestand nur aus Hemd und Beinkleidern von Leinwand und einer weißen wollenen marokkanischen Dschellaba, Lederpantoffeln und einem um den Kopf geschlungenen weißen Tuch. Ich suchte den mitgeführten europäischen Anzug hervor, befand mich aber in den engen Stiefeln und den eng anliegenden Kleidern im höchsten Grade unbehaglich; die Marokkaner und die Neger waren ganz außerordentlich überrascht, als sie mich in dieser Weise sahen, und mein Erscheinen erregte laute Heiterkeit.

Wir verlebten hier einen angenehmen Abend.

In der folgenden Nacht um 3 Uhr brachen wir bereits auf und marschierten rüstig durch das stark bewaldete Flußthal. Mein Esel aus Timbuktu, der mich bisher täglich getragen, konnte heute nicht mehr weiter, und ich mußte mich noch am letzten Tage entschließen, meinen Ochsen zu reiten.

Morgens gegen acht Uhr erblickten wir zum erstenmal das mit Ziegeln gedeckte Dach der Festung Medina; meine Begleitung kam freudestrahlend herbei und zeigte mir das auf einer Anhöhe gelegene, über das Dorf hervorragende Haus am jenseitigen Ufer des Flusses. Wir alle atmeten erleichtert auf, dankbar einem freundlichen Geschick, das uns vor so vielen Gefahren bewahrt hatte. Bald erreichten wir die hohen Ufer des Flusses, der etwas weiter oberhalb Medina einen schäumenden Wasserfall bildet, so daß die Dampfer nur bis hierher kommen können. Vom jenseitigen Ufer stießen jetzt einige breite Barken ab, und wir erkannten einen Europäer; es war der Marinearzt auf der Station Medina, Roussin, der uns aufs freundlichste bewillkommnete und im Namen des etwas erkrankten Platzkommandanten einlud, in dem französischen Fort abzusteigen, was ich natürlich mit Vergnügen annahm.

Wir ließen uns mit dem Fulbe, der uns von Kamedigo aus begleitet hat, über den ziemlich breiten Fluß setzen. Der Fulbe fand im Dorfe Unterkunft, uns aber wurden Wohnräume in dem weitläufigen Festungsgebäude selbst eingerichtet, wo ich in Gesellschaft



Abb. 29. Fort und Dorf Medina (S. 146).

zweier liebenswürdiger Offiziere, sowie des Arztes, einige angenehme Tage verbrachte.

Die Aufnahme und die Gastfreundschaft, die ich in Medina fand, war eine überaus herzliche und liebenswürdige; die gute Ernährung, das ruhige Leben und das Fehlen jener beständigen Aufregung, die während der Reise infolge der von verschiedenen Seiten drohenden Gefahren ein Wohlbefinden absolut ausschlossen, bewirkten, daß wir uns sichtlich erholten. Freilich mußten wir sehen, sobald als möglich zur Meeresküste zu kommen, denn diese Forts längs des linken Senegalufers sind alle sehr ungesund gelegen und ein großer Teil der weißen Mannschaft ist stets fieberkrank. Es sind deshalb verhältnismäßig nur wenige europäische Soldaten in den verschiedenen Garnisonen, dagegen eine größere Zahl schwarzer Tirailleurs sowie auch algerischer Spahis. Während meiner Anwesenheit hatte Medina nur zwanzig weiße Soldaten, und davon waren viele krank.

In den schwarzen Tirailleurs haben sich die Franzosen eine für dort sehr nützliche, geradezu unentbehrliche Truppe geschaffen; es sind zum großen Teil frühere Sklaven, die von ihren Herren den Franzosen überlassen wurden. Der Vorgang beim Aufnehmen der Söldlinge ist folgender. Irgend ein Fulbe, Araber, Futa oder wer immer braucht Geld und will sich einiger seiner Sklaven entledigen. Er geht mit diesen zu den nächstgelegenen Posten; sobald der Sklave das linke französische Ufer des Senegal betritt, ist er natürlich von selbst schon ein freier Mann. Hier werden die angebotenen Leute untersucht und, wenn tauglich befunden, als Tirailleurs angeworben, und zwar auf sechs Jahre. Während dieser Zeit erhalten sie Sold, Verpflegung, eine sehr kleidsame Uniform, werden überhaupt als französische Soldaten betrachtet, außerdem wird bei der Werbung ein Handgeld von einigen hundert Francs ausgezahlt. Dieses Handgeld bekommt nun freilich der ehemalige Sklave nie zu sehen, das nimmt einfach sein Herr mit fort. Übrigens ist die Einrichtung eine sehr gute. Die Franzosen ziehen auf diese Weise eine Menge brauchbarer und nützlicher Menschen heran, die, sobald ihre Dienstzeit vorüber ist, infolge ihrer Sprach- und anderen Kenntnisse imstande sind, sich auf ordentliche Weise fortzubringen. Auch der Fulbe, welcher uns von Kamedigo an bis Medina begleitet hatte, übergab einige Sklaven den Franzosen und ließ sie anwerben; das Handgeld behielt er für sich. Ich hatte diesen Mann engagiert, mit mir zu gehen und mir Lastochsen zu vermieten, ohne ihn aber bezahlen zu können; in Medina erhielt ich nun auf Kredit die nötigen Stücke Zeug; außerdem schenkte ich dem Manne,

der uns nicht unwesentliche Dienste geleistet hatte, eine Menge Kleinigkeiten von den Reiseutensilien, worüber er sehr erfreut war, so daß wir als gute Freunde schieden.

Medina besteht aus einem auf dem hohen Steilufer des Senegal gelegenen, stark befestigten, steinernen Hause, das von Mauern umgeben ist; in dem so eingeschlossenen Raume befinden sich eine Anzahl Nebengebäude, Krankenbaracken, Munitions- und Provisionsräume u. s. w. Das Haus ist ein Stockwerk hoch, hat einen luftigen Säulengang rundherum und sonst nur fünf oder sechs kleine Räume für die Offiziere und den Arzt. Die hohe Lage des Forts beherrscht einen ziemlich weiten Kreis, und mit Hilfe der zahlreichen Kanonen läßt sich das Haus für längere Zeit gegen Angriffe von Seiten der Neger verteidigen. Unten am Fuß ist der Ort Medina, ursprünglich von Kassankenegern bewohnt, denen sich aber jetzt auch Neger anderer Stämme aus der Umgebung zugesellt haben. Die Bewohner des Ortes stehen mit den Franzosen auf gutem Fuße und finden die letzteren in ihnen Bundesgenossen gegen die stets unruhige, den Franzosen feindlich gesinnte Futabevölkerung.

Leider stand während meines Aufenthaltes in Medina kein Dampfer zur Verfügung, da alle Schlepper zum Transport der Militärkolonnen verwendet wurden. Ich mußte demnach mit einem kleinen Boot bis zur nächsten Station flußabwärts, dem ziemlich großen Fort Bakel, fahren. Nach einem freundschaftlichen Abschied von unsern liebenswürdigen Wirten verließen wir Medina in einer kleinen Schaluppe mit vier Ruderern, wohlversehen mit Proviant aller Art. Wir waren freilich nicht sehr bequem installiert; aber das Gefühl, daß es nun dem Meere zugeht, daß wir uns in der Nähe europäischer Ansiedlungen befinden, ließ mich der kleinen Beschwerden der Bootfahrt nicht achten, und in der besten Stimmung ging es vorwärts.

12.

Gorée.

— Hugo Zöller —

Am fünften Tage nach der Abfahrt von Madeira tauchten jene mittelhohen, mit einer dünnen Pflanzenschicht überzogenen Hügel vor uns auf, welche, überragt von riesigem Leuchtturm, einer Schöpfung des tüchtigen Faidherbe, dem landschaftlich sonst ganz unbedeutenden Sand-

und Feldgestade des grünen Vorgebirges ein charakteristisches Gepräge geben. Noch eine Stunde, dann sahen wir geradeaus vor uns ankernde Dampfschiffe und in großer Anzahl Leichterschiffe, Kutter und Kanoes, links sahen wir die ihrer Vollendung entgegen gehenden Steinmolen des Zukunftshafens von Dakar und etwa in der Mitte der halbkreisförmigen, von Sanddünen und einigen Hügeln vulkanischen Ursprungs eingeschlossenen Bucht zeigte sich eine kleine, längliche, bloß 800 bis 900 m breite Insel, deren dem Meere zugewandter Teil bis zu 100 m ansteigt und über schwarzen, senkrecht emporragenden Basaltsäulen altertümliche, von hohen Bäumen überschattete Festungswerke trägt. Der dem Festland zugewandte, niedrigere Teil der Insel wird von der Stadt Gorée eingenommen, die mit ihren weißen Häusern und ihren roten, teils flachen, teils schrägen Dächern, ihren von langen Reihen regelmäßiger, hoher Bogen getragenen Veranden von weitem einer orientalischen Stadt gleicht, etwa einem der kleineren Orte an Algeriens Küste. Erst beim Umherwandern in der Stadt selbst merkt man, daß der allergrößte Teil dieser sich von weitem recht stattlich ausnehmenden Häuser von Schwarzen bewohnt wird, in deren patriarchalischen, übel duftenden Haushalt man durch die offenstehenden Thüren interessante Einblicke erhält.

Als ich vor drei Jahren diese Gestade besuchte, da war Senegambien das erste von Negern bewohnte Land, das ich bis dahin betreten. Seitdem aber ist mir Gelegenheit geworden, die Negerrasse in Brasilien, in Panama, auf Jamaika, Hayti u. s. w. zu studieren, und nach meinen dort gesammelten Erfahrungen möchte ich behaupten, daß der in Senegambien wohnende Negerstamm der Wolofs zwar zu den kräftigsten und muskulösesten, aber auch in Bezug auf die Bildung des Gesichts zu den häßlicheren, affenähnlicheren Vertretern der Rasse gehört. Man braucht gar nicht viel Zeit, um herauszufinden, daß diese Leute für ihren patriarchalischen Haushalt doch ziemlich ebenso viele Bedürfnisse haben, wie etwa ärmere deutsche Bauern; auch liefert ihr Benehmen den Beweis, daß ihre Geistesanlagen gar nicht schlecht entwickelt sind, ja, man würde kaum irgend eine Seite unseres Geistes-, Gemüts- und Phantasielebens herausfinden, die nicht, wenn auch in geringerem Grade, bei den Negern zu finden wäre. Aber dennoch und trotz alledem überrascht jedesmal wieder, wenn man sie nach längerer Zeit zum erstenmal sieht, jene Affenähnlichkeit, deren peinlicher Eindruck sich später verwischt, ohne ganz geleugnet werden zu können. Sähe man dieselben Neger unter tropisch üppiger Vegetation, wie sie weiter südwärts sich finden soll, so würde der erste

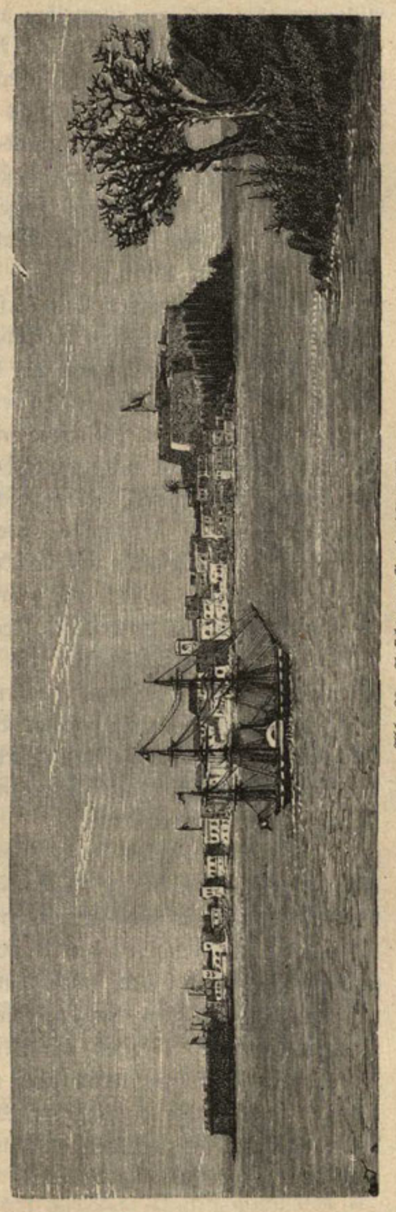
Eindruck vielleicht weniger unangenehm sein. Zu der Affenähnlichkeit kommt noch die Trostlosigkeit der umgebenden Scenerie, da Französisch-Senegambien wohl im Innern endlose Strecken fruchtbarsten Waldbodens enthält, an der Küste aber zu den wenigst anziehenden Gegenden von Westafrika gehört. Während weiter südlich ein sumpfiger und ungesunder, aber von üppigem Pflanzenwuchs bekleideter Küstengürtel die weiter landeinwärts sich erhebenden gesunderen Anhöhen umsäumt, ist es hier ein ebenso ungesunder, viele Meilen breiter und bloß mit verhältnismäßig dürftiger Vegetation bestandener Sand- und Felsengürtel.

Da am grünen Vorgebirge europäischer Einfluß seit vier Jahrhunderten auf die Eingebornen einwirkt, so sind alle Erwachsenen bekleidet, wenn auch nicht gerade in unserem Sinne. Der lange hemdartige, bald schwarze, bald blaue, bald schmutzig-weiße „Bubu", den Männer wie Weiber tragen, läßt zwar den meist tadellosen Wuchs recht vorteilhaft hervortreten, verhüllt aber auch nicht die wie bei allen nichtkaukasischen Völkern nur schlecht entwickelten Waden. Unter den Weibern findet man viele kräftige, bisweilen üppige Gestalten, deren glänzendes Schwarz nicht unschön gegen die Farbe ihrer bisweilen grellbunten, meist aber blau und weiß gemusterten Baumwollkleider absticht. Unter diesen Weibern hatten die meisten ihr kohlschwarzes Haar in Hunderte von straffen, wurmartig herunterbaumelnden Flechten eingezwängt, während die Männer teils, soweit sie Christen oder Heiden waren, dem Krauskopfe sein natürliches Aussehen ließen, teils auch, soweit sie dem Islam huldigen, mit Ausnahme des Hinterhauptes und eines kurzen Haarbüschels den ganzen Kopf rasieren. Die meisten Weiber trugen auf dem Kopfe einen turmartigen Aufbau von weiß und blauem Kattun; dazu hatten einige, weil es Sonntag war, um Staat zu machen und ihren Wohlstand zu zeigen, wohl acht bis neun Bubus, einer noch greller als der andere, angezogen — und das bei 32 bis 35 Grad Celsius im Schatten.

In allen südlichen Ländern sind die Formen des gewöhnlichen Lebens verzweifelt ungeniert: als wir am Sonntag Nachmittag durch Gorée spazierten (ein Vergnügen, mit dem man sehr schnell zu Ende ist), lagen am Marktplatz die Männer auf dem Bauche und schrieen oder erzählten sich endlose Geschichten, oder plärrten näselnde Gesangsweisen. Die Weiber und Mädchen aber saßen in allen denkbaren und undenkbaren Stellungen vor ihren Häusern, aus denen ab und zu der Klang des Tamtam hervorscholl. Höchst patriarchalisch nahmen sich in diesem mehr bunten und phantastischen, als anziehenden Treiben

die weißbärtigen, mit Stöcken einherwankenden Alten aus. Am hübschesten aber waren unzweifelhaft die großäugigen, mit Schmucksachen, Leinwandpaketchen behaubten, sonst ganz splitternackten Kinder, die halb furchtsam, halb neugierig lächelnd ihre kleinen Händchen uns entgegenstreckten.

Unter einer Halle am Marktplatze wurden allerlei unappetitlich aussehende Lebensmittel feilgeboten, Fleisch, großköpfige Rochen und andere Seefische, Mais (das hauptsächlichste Nahrungsmittel der Eingebornen), ölhaltige Araschiden (der bedeutendste und außer Gummi-Arabicum beinahe der einzige Ausfuhrartikel des Landes) und einige wenige Früchte.


Abb. 30. Ansicht von Gorée (S. 147).

Hatten wir in Gorée bloß Schwarze gesehen, was gar nicht auffällig ist, da dort unter etwa 3000 Eingebornen bloß ein halbes Hundert weiße Civilisten (Beamte und Kaufleute) und etwa 200 weiße Soldaten leben, so war es uns um so auffälliger, als wir einen ganzen Trupp europäischer Mädchen und Damen in europäischer Kleidung — mit Einschluß der auf die Rückseite beschränkten Krinoline — sich nach der katholischen Kirche hin bewegen sahen. Diese Mulatinnen, unter denen es hellgelbe und braunschwarze gab, unterhielten sich in demselben Wolof-Idiom, dessen sich auch das niedere Negervolk bedient; ihr

Auftreten aber und vor allem ihre aufgedonnerte Pariser Tracht verrieten den Anspruch auf europäische Abkunft und ein dem entsprechendes aristokratisches Übergewicht über die große Masse des Volkes. Unter den jungen waren einige nicht übel, aber die Alten! Der geneigte Leser erlasse mir eine eingehende Beschreibung. Es genüge, daß sie Schmachtlocken trugen und daß riesige Brillen die schwarzen, schwammigen und faltenreichen Züge überschatteten. So etwa mag sich Shakespeare seine Hexen im Makbeth, die Verkörperung des Satanischen vorgestellt haben.

Erst als wir zwischen Kaktusgestrüpp und blühenden Oleandern hindurch, vorbei an einzelnen verkrüppelten Affenbrotbäumen (zwischen deren Zweigen giftige Spinnen ihre Netze weben) zu den rotfarbigen Wällen des von den Engländern erbauten Forts hinaufstiegen, begegneten uns die ersten Weißen unvermischten Blutes: französische Artillerie-Offiziere mit weißem indischem Sonnenhelm, blauem Waffenrock, weißen Linnenhosen, gelben Schuhen aus Segeltuch und einem Spazierstöckchen in der Hand, aber ohne Seitengewehr; ferner in schwarzem Talar Jesuiten mit breitkrempigen Filzhut und zu Boden geschlagenen Blicken; endlich auch bedauernswerte Nonnen mit gelbgrüner Grabesfarbe auf den verwelkten Zügen.

„Gorée," so erzählten mir die französischen Offiziere, „ist der langweiligste Ort, den man sich denken kann, und obwohl wir auf dem Fort verhältnismäßig gesunde Wohnungen haben, auch eine gute Küche führen und vorzüglichen Bordeaux trinken, so sehnt doch jeder das Ende jener zwei Jahre herbei, nach deren Ablauf er zum schönen Frankreich zurückkehren darf.

Ein Gasthaus giebt es in Gorée nicht und in der einzigen erbärmlichen Kantine, in der gleichzeitig alle denkbaren Waren verkauft werden, fanden wir bloß gemeine französische Soldaten, die in reinlichen, aber etwas schlotterigen Uniformen (Sonnenhelm, Waffenrock, weiße Hosen) Absinth oder einen kaum genießbaren Rotwein oder lauwarmes englisches Bier tranken. Recht auffällig tritt in Französisch-Senegambien der Überfluß an Militär- und Verwaltungsapparat hervor; ein ähnliches, wenn auch nicht ganz so schlimmes Mißverhältnis zwischen der Anzahl der Militärpersonen und der Civilbevölkerung findet sich aber doch auch in Niederländisch-Indien und allen englischen Kolonieen.

13.

Madeira: Süd und Nord.

— Annie Brassey —

Die Fahrt nach dem Lande, vorbei an dem befestigten Loorock, welches die ganze Reede von Funchal beherrscht, ging doch nicht ganz leicht von statten, ein heftiger Nordost=Monsun wehte und die See ging hoch. Dabei mußten wir auf halbem Wege in zwei der Inselboote übersteigen, um überhaupt durch die Brandung hindurchkommen zu können. Die Eingeborenen entwickeln eine erstaunliche Gewandtheit, wenn es gilt, die Schwierigkeiten der Brandung zu überwinden: sie drehen das Boot derart, daß der Bug sich nach außen kehrt, und halten es in dieser Lage, bis eine hohe Welle daherkommt, auf deren Kamm es dann, das Heck nach vorne gerichtet, ans Ufer schießt. Hier läuft es auf die bereitliegenden Walzen auf und hilfreiche Hände in Menge beeilen sich, es auf den steil ansteigenden Strand empor zu ziehen und sicher ins Trockene zu bringen, ehe eine andere Welle es zu überholen vermag. Einmal am Land, sahen wir uns auch sofort von einer Anzahl von Männern umringt, welche uns an der steinigen Bucht entlang zu einem der so merkwürdig aussehenden Büffelwagen führten. Diese Wagen, auf einer Art von Schlittenkufen stehend, sind die einzigen Fuhrwerke auf der ganzen Insel. Sobald wir in dem absonderlichen Gefährte Platz genommen, setzten sich auch die mächtig gehörnten, aus großen Augen so überaus geduldig dreinschauenden Büffel in Bewegung, zwei Männer schritten voraus mit in Öl getränkten Tüchern und Kaktusblättern beladen, welche sie unter die Läufer breiteten, um die Steine schlüpfriger zu machen, und so ging es vorwärts im Schatten der stattlichen Reihen alter Platanen hügelan der Praxa zu, dem großen freien Platze, auf welchem es stets von lustwandelnden, plaudernden, schwatzenden Menschenkindern wimmelt. Alles schien vollkommen unverändert, überall noch die alten, engen, steilen Straßen, wie wir sie gelegentlich unseres Besuches im Jahre 1876 gesehen hatten, überall noch die weiß getünchten Mauern, hinter welchen stark duftender Jasmin, Stephanotis, Hoya, köstliche Rosen, der großmächtige scharlachrote Hibiscus, die graue Bleiwurz und gelbe Allamandas ihre üppigen Blütenmassen hervordrängten, als wollten sie dem fremden Besucher doch einen schwachen Begriff geben von der Pracht und üppigen Fülle, welche die steinerne Umfassung neidisch vor seinen Blicken verbirgt.

Der Schlitten hielt. Wir traten ein in den Garten unseres Freundes. Welch eine wundervolle Blütenpracht bot sich uns dar! Welch eine Üppigkeit des Wuchses: da stand zwischen riesenhaften Aloestauden und 10 m hohen Kamelienbäumen die Kardinals Banane mit ihrer leuchtenden Scharlachfarbe und daneben die wunderbare Strelitzia reginae, deren purpur- und orangefarbene Blüten für mich stets eine so lächerliche Ähnlichkeit mit einer Schar von Haushühnern haben, die den Kopf eins über das andere emporstrecken. Hier trafen wir auch den schwarzen Til oder einheimischen Lorbeer, dessen hartes Holz einige Ähnlichkeit mit dem Ebenholz besitzt, und ebenso eine entzückende rote Lilienart, deren scharlachroten Blütenkelch eine goldfarbene Quaste fast ganz füllt; leider wird die sonst vollkommene Schönheit dieser Pflanze nur durch den vollständigen Mangel an Blättern einigermaßen beeinträchtigt. Unstreitig gebührt dagegen der Preis dem in makelloser Schöne prangenden Maiblumenbaum (Clethra arborea), dessen Blütenbüschel, fünf bis sechs Maiblumenstiele zusammenstehend, einen köstlichen Duft verbreiten.

Und nun im Gegensatz hierzu die Nordseite der schönen Insel!

Unser Ausflug an einem der nächsten Tage, ging nach dem Rabaxal. Von Calheta beizeiten aufbrechend, gelangten wir aus dem heißen Küstenstriche, in unsern Hängematten von rüstig trabenden Leuten getragen, höher, immer höher steigend, bald in kühlere Gebiete. Nach einem halbstündigen stetigen Marsch hügelaufwärts machten unsere Träger Halt, um zu ruhen.

Nachdem wir noch eine kleine Strecke bergan gestiegen, konnten wir die See nicht mehr erblicken, dafür gelangten wir in das Gebiet von Wolken, welche sich alsbald in Regen verwandelten und uns vollständig zu durchnässen drohten. Wir überschritten eine ausgedehnte Moorstrecke, deren Anblick uns ungemein an schottische Landschaften gemahnte, nur die in Massen hier umherkriechenden Tausendfüßler, sowie die Heuschrecken, welche beständig über unsere Füße sprangen, muteten uns fremdartig an. Eine Weile waren wir schon über diesen Moorboden hingeschritten, als plötzlich aus einer Umrahmung köstlich schöner Farnkräuter ein schwarzer Schlund, gleich der Öffnung einer Felshöhle uns angähnte. Dies war der Eingang zu dem Tunnel, welcher den in der Mitte der Insel sich hinziehenden Höhenzug durchschneidet und durch welchen vermittelst Levadas oder steinerner Rinnen das Wasser von der Nordseite der Insel, wo es fast immer regnet, nach der verhältnismäßig regenarmen Südhälfte geleitet wird. Durch diesen Tunnel nahmen wir jetzt unsern Weg — aber was für ein



Abb. 31. Auf der Reede von Funchal (Madeira). (S. 151.)

entzückender Weg war es! — Die entzückendsten Farne, welche den äußern Rand des Einganges umkleideten, streckten ihre mächtigen Wedel auch noch in das Innere hinein, dann aber verschwand dieser Schmuck und das nackte Gestein kam zum Vorschein. Jetzt hier, jetzt dort erglänzten die feuchtschimmernden Wände in dem unbestimmten Licht der Fackeln, um gleich darauf wieder in tiefer Dunkelheit zu verschwinden. Wie unterirdische Geister erschienen auch die Gestalten unserer Führer, wie sie, umflossen von dem rötlichen Schein ihrer Leuchten — Bündeln von Zweigen, mit einer harzigen Substanz getränkt —, vor uns herglitten, immer dicht am Rande der Levada entlang, in welcher die klaren Wassermassen eilenden Laufes dahinrauschten. So ging es vorwärts, immer vorwärts — endlich war der Ausgang erreicht! — Aber welch ein vollständig verändertes Bild bot sich hier unseren Blicken, wie mit einem Zauberschlage schien die ganze Landschaft verwandelt; Moorstrecken gleich denjenigen Schottlands hatten wir hinter uns gelassen und nun lag ein Ort halbtropischen Killarneys, dem selbst der Regen nicht fehlte, vor uns — wohin das Auge blickte, tiefe Abgründe, steile Bergwände, dicht mit Bäumen bestanden, und überall Farne und Moose in üppigster Fülle! Heidekraut (Erica) zeigte hier eine Höhe von 6—10 m und einen Umfang von 2—3 m, unzählig waren die Laurustinus, die portugiesischen Lorbeeren, Seidelbast, Til, Maiblumenbäume, alle von der Wurzel bis zum Gipfel umhüllt von einem duftigen Schleier zarter Farne. Über der entzückenden Lieblichkeit des Bildes vergaß man vollständig die Gefahr, vergaß man, daß jeder, auch der geringste Fehltritt den Sturz in die schwindelnde Tiefe bringen konnte. Der herabströmende Regen beeinträchtigte einigermaßen den Genuß, obschon er andererseits wieder die Großartigkeit des Schauspiels erhöhte. In den denkbar phantastischesten Formen und Gestalten ballten sich die Nebelmassen zusammen, jetzt mit dichten Massen die Gipfel der Berge verhüllend, dann wieder sie mit lustig wallenden Schleiern umflatternd — jeder Augenblick schuf ein neues Bild — ein jedes fesselnd in eigenartig zauberhaftem Reiz.

Überaus malerisch an und für sich war auch der am Rande der Levada hinführende Pfad, an der einen Seite die schroff ansteigende Bergwand, an der andern den steil abfallenden, über 100 m tiefen Abgrund, zog er sich auf einer Felskante hin, deren Breite, demjenigen eines Backsteins entsprechend, unseren Trägern kaum genügend Raum bot, festen Fuß zu fassen. An solchen Stellen, und es waren deren nicht wenige, an welchen der Weg an Felsvorsprüngen vorüber, eine

scharfe Wendung machte, schwebten unsere Hängematten oft in sehr bedenklicher Weise über der schwindelerregenden Tiefe, dabei war der Boden, infolge des anhaltenden Regens, so über die Maßen glatt und schlüpfrig, daß unsere Leute nur mit der allergrößten Vorsicht vorwärts zu schreiten vermochten.

An einzelnen Stellen war der Grund durch den anhaltenden Regen vollständig weggeschwemmt, und es ist mir ein wahres Rätsel, wie unsere Träger es fertig brachten, über diese Stellen hinweg zu gelangen, ohne uns in den Abgrund fallen zu lassen. An anderen Stellen mußten sie in der Levada selbst, deren Wasser ihnen bis zu den Knieen reichte, weiter wandern, die Hindernisse, die wir zu überwinden hatten, wollten gar kein Ende nehmen, aber wir dachten nicht an die Gefahr, in welcher wir uns dabei befanden — die wunderbar schöne Umgebung hielt unsere Aufmerksamkeit vollständig gefesselt.

Endlich waren die Fünfundzwanzig Quellen erreicht! — in mächtigem Guß rauschte die Wassermasse über die senkrecht abfallende Felswand herab! — Dazu diese unendliche Fülle gewaltiger Baum- und anderer Farne, zwischen welchen allenthalben kleine Quellen mit silbernem Strahle hervorbrechen. Ich zählte anstatt fünfundzwanzig bis zu dreißig solcher „Quellen“, ungerechnet all die kleinsten und allerkleinsten! — Man hätte glauben können, eine künstliche Schöpfung vor sich zu haben, in derart etwa, wie les grandes eaux in Versailles, wäre das Ganze nicht so überwältigend großartig, so wunderbar harmonisch, wie eben nur Mutter Natur zu schaffen versteht! — Wie von einem Zauber befangen fühlte ich mich beim Anblick des prächtigen Schauspiels — voll so berückender Schönheit, voll so märchenhaften Reizes war das Bild, daß ich jeden Augenblick erwartete, zarte Elfengeister zwischen dem üppigen Grün der Farne hervorschweben und auf den silberglitzernden Wellen im schwebenden Reigen sich wiegen zu sehen. Dicht dabei am Rand eines wie traumverloren in der grünen Einsamkeit daliegenden Bergwassers barg sich eine Grotte, wie geschaffen zu einem Ruheplatz für die Königin der Luftgeister selbst — der Eingang halb verhüllt von einem Vorhang aus zarten Farnen, Polystichum und anderen, die auch von der Wölbung der Decke herabhängend einen köstlichen Thronhimmel woben, während elastische Hymenophyllum und Trichomanes einen weichen Teppich über den Boden breiteten.

Eine kleine Weile rasteten wir hier, dann traten wir den Rückweg an. Auf einem anderen Weg und durch einen anderen Tunnel gelangten wir nach der Südhälfte der Insel zurück. Sobald wir

dort wieder ins Freie traten, empfing uns heller Sonnenschein und warme Lüfte umwehten uns. In fabelhafter Geschwindigkeit legten unsere Träger den Heimweg zurück.

Bei der Rückkehr von dem Berge bedienten wir uns eines Beförderungsmittels, welches in seiner Besonderheit gleichfalls eine berechtigte Eigentümlichkeit dieser Insel bildet — es ist dies der Carro oder Schlittenkorb. Aus starkem Weidengeflecht hergestellt und auf Schlittenkufen stehend, erfordert er zu seiner Leitung einen, manchmal auch zwei Männer, und in rasender Schnelligkeit geht es vorwärts. Mir war es vornehmlich darum zu thun, daß diejenigen unserer Gesellschaft, welche den Carro noch nicht kannten, ihre erste Fahrt in der Dunkelheit machten; denn für mich selbst giebt es keinen größeren Genuß, als so in der würzigen Abendluft den steilen Hügel hinabzugleiten. Die Geschwindigkeit ist ungeheuer, dabei vermag man weder Weg noch Richtung zu erkennen, sondern hat das Gefühl, als ob man in einen unermeßlichen Abgrund von Dunkelheit versänke. An einzelnen Stellen führt der Weg auf dermaßen überhängenden Felsen hin, daß man die Stadt vollständig aus dem Gesicht verliert, und man unter sich nur die glitzernden Wasser der Bucht und das Funkeln der Lichter von den dort vor Anker liegenden Schiffen erblickt — entzückend wie eine Carrofahrt immer ist, so übt doch eine Nachtfahrt einen unbeschreiblich fesselnden Reiz! — Es war spät, als wir unten ankamen.

14.
Auf dem Gipfel des Pico de Teyde (Teneriffa).

— Franz von Löher —

Endlich erreichten wir die Rambleta, eine geringe Hochebene, die wie eine schmale Ringfläche den Piton, den letzten Kegelauffsatz umzieht. Der ganze Berg hat sich aufgebaut zu seiner ungeheuren Höhe indem sich immerfort ein Kegel auf den andern setzte, jeder höhere stets mit kleinerem Durchmesser, denn jeder stieg als Auswurfskegel auf der Grundfläche des letzten Kraters empor. Der erste Krater über dem Meere war die Insel selbst, der zweite der sogenannte alte Krater mit einer Breite von ein paar Stunden, aus diesem hob sich in mehreren Absätzen der Berg immer höher, jeder Absatz bezeichnete einen neuen Vulkan, der sich kegelförmig aus den Auswürfen des

letztern bildete. So steht jetzt der Piton wie ein Kegel oder Spitzhut auf der Rambleta auf.

Wer zu Fuß auf den Vesuv gestiegen, wird sich der Mühsal erinnern, welche der Aschenkegel macht. Bei jedem Schritte in der lockeren tiefen Erde sinkt und rutscht man zurück. Davon war hier kaum eine Spur, fast überall konnte man den Fuß fest aufsetzen, dieser Kegel hatte seine Rinde fest gebacken. Auch war es nicht so sehr der steile Aufstieg, als die feine Luft, welche jeden Augenblick zum Ausruhen nötigte. Sonst habe ich nichts von alledem verspürt, was in den Reisebeschreibungen steht, daß nämlich im Kopfe man unerträglichen Druck und Schwindel fühle, daß das Blut sich aus den Augen dränge, daß man vor Durst umkomme. Nur die Lippen schmerzten etwas, weil das feine Oberhäutchen sich abzublättern anfing. Viel schlimmer waren die entsetzlichen Windstöße. Bei Sonnenaufgang hatte es den Anschein gehabt, als wollte sich die Luftströmung beruhigen; aber von Zeit zu Zeit kam es plötzlich mit tückischer Gewalt dahergefahren, daß wir uns niederwerfen und anklammern mußten, um nicht fortgewirbelt zu werden. Der verhältnismäßig kleine Piton, der kaum 350 m hoch, kostete uns fast eine Stunde Aufsteigens.

Etwa 6 — 7 m unter der Spitze war der Boden auf einmal gefärbt von Lehm und Ocker, und ganz warm, an verschiedenen Stellen kam Schwefeldampf hervor. Noch ein paar Schritte — und der entsetzte Blick fiel hinab in den bleichen Krater, in demselben Moment aber hing ich an einer Zacke, die ich mit beiden Armen umfaßte, denn wie ein Donnerwetter sauste der Sturm von der andern Seite her und zischte und heulte wie ein Untier, das sich an den Klippen und Kraterzacken rieb, die hoch und spitz in die blaue Luft emporstarrten.

Wir duckten uns hinter ihnen, krochen, wenn der Luftstrom nachließ, wieder hinauf und schauten in den Krater und darüber weg aufs Meer, und zogen uns säuberlich zurück, wenn die Windsbraut wieder daherfuhr. Es war ein Viertel vor acht Uhr, hellster Sonnenschein, der Himmel ein blaues Meer voll Licht und eine unermeßliche Fülle undurchdringlichen Glanzes. Alle Wolken lagen tief unten wie festgebannt, als wären sie von weißem Blei geformt. Befanden wir uns im Winde, so klapperten die Zähne vor Kälte: sonst war es recht wohl auszuhalten. Der Thermometer zeigte in der Sonne 15°; legte ich ihn auf den Boden, wo die Schwefeldämpfe quollen, so hatte ich 31°.

Allmählich wurden wir mit der Örtlichkeit etwas vertrauter

und mein Reisegefährte, der sich viel mit Geologie befaßte, wußte nicht, was er alles zum Andenken abhauen und mitnehmen sollte. Unmittelbar unter dem Kraterrande, an der Stelle, wo man auf dem gewöhnlichen Wege dorthin steigt, finden sich links und rechts Löcher, etwa 2—3 cm breit, aus denen ganz heiße Dämpfe hervorströmen, dabei liegen kleine Schwefelkrystalle. Man nennt sie die Naslöcher des Vulkans. Nicht weit davon zur Rechten sind die Blöcke und Spitzen, aus denen der Kraterrand sich aufbaut, am höchsten aufgetürmt.

Unser Führer brach mit leichter Mühe am Kraterrande Blöcke los, die den ganzen Piton hinunterfuhren, Staub aufwirbelnd, hoch aufspringend, ganze Lagen von Geröll mit sich reißend, bis sie unten in



Abb. 32. Der Pico de Teyde (Teneriffa). (S. 156.)

weiten Sätzen über die Schneefelder der Rambleta schossen. Verfolgte man sie mit den Blicken, und sah man dann wieder über die Insel weg, so kam ein Gefühl, als hinge man hoch in blauen Lüften.

Die Insel selbst lag tief unten wie ein langer, grauer Rücken zwischen weit verbreiteten weißen Wolkenballen. An beiden Rändern des Landes sah man wie über endlose Schneefelder weg, von Küsten war nichts zu erblicken. Vor uns, um uns, über uns hatten wir die ungeheure Leere, die in solcher Höhe keines Vogels Fittig mehr durchmißt. So etwa muß die Erde sich ausnehmen, wenn man von einem Luftballon hinabschaut.

Ganz anders, wenn wir über die Kraterränder weg nach der andern Seite blickten. Dort war ein freier, blauer Ocean und man sah wie in einen ausgedehnten Halbring hinein, dessen innere Fläche langsam wie in die Höhe zog. In halben Umrissen zeigten sich

daran hängend Palma und Gomera, die anderen Inseln fast gänzlich von leichtem Dunst verdeckt.

Der Krater des Pik schien mir keine 60 m tief. Auf seinem mit Geröll und Steinen bedeckten Boden, wie an seinen inneren Seiten, brechen hier und dort Schwefeldämpfe hervor. Gewiß läßt sich ohne alle Gefahr in diesen Krater hineinsteigen: wir konnten es nur des wütenden Sturmes wegen nicht bewerkstelligen. Es macht übrigens einen ganz unerwarteten grauenhaften Eindruck, wie so hoch über den Wolken dieser bleiche Höllenschlund gegen den Himmel aufgähnt. Ein Dichter könnte sich vorstellen, hier habe der fürchterliche Tod seinen ewigen und uneinnehmbaren Ursitz, und reite daraus zu Zeiten hervor auf seinem gespenstigen Roß, um wütend niederzufahren auf das blühende Leben da unten.

Mit noch mehr Interesse aber, als den jungen Krater hier oben, verfolgt das Auge den alten unten, der sich im weiten Klippenring um den Pik zieht. Ganz deutlich läßt er sich rings mit seinem scharfen, beißlustigen Gebiß überschauen, ein Krater, wie gesagt, von ein paar Wegstunden Durchmesser. Man denke sich die Somma am Vesuv ganz um den Vulkan herum fortgesetzt, diesen Bergring aber viel höher und schroffer, und den Boden zwischen ihm und dem Aschenkegel mit gelbem, rotem und grünem Geröll und mit kleinen runden Feuerspeiern besetzt, hin und wieder Lavafelder dazwischen; so wird ein ungefähres Bild dieses alten Teneriffa-Kraters entstehen.

Alles dies, was man hier oben sieht, ist voll tiefen schweren Ernstes, ist furchtbar und erhaben. Diese Bimssteinasche, der Staub von Jahrtausenden, — diese Lavaströme, welche des Berges bleiches Haupt wie Locken umdunkeln, — dieser Höllenrachen hoch in reiner Himmelsbläue mit seinem ewigen Sturmesgeheul, — und dieser alte Krater unten, der in tausendmal vergrößertem Maßstab rings den Berg umstarrt, gerade als hätte er ihn selbst im Rachen, — alles das ist so groß und gewaltig, fürchterlich, als wäre ein Stück Urnacht hier stehen geblieben und plötzlich vom jungen Tage erhellt, — ein Stück aus jenen finstern und geheimnisvollen Zeiten, wo ganz andere Naturmächte, als wir sie kennen, miteinander im schrecklichen, donnernden Kampfe lagen, und feurige Gase, Rauch und schwarze Massen im wilden Gemenge die Lichträume erfüllten, die jetzt wie unendliche Abgründe von heiterem Blau ringsum niedergehen.

Ein erhabenes Schauspiel aber auf dieser Höhe ist zugleich unsäglich schön. Wenn man dorthin blickt, sind all die gräßlichen und ungeheuren Bilder wie verjagt und verschwunden durch dieses eine

große, alles überwältigende Schauspiel des Oceans, diesen wunderbaren Anblick, der wie mit Frieden und Stärke und geheimer Sehnsucht die Seele übertauet.

Ich will versuchen, doch ungefähr ein Bild davon zu geben.

Keine andere Stelle giebt es auf Erden, von welcher man ein so weites Meergebiet überschauen kann. Doch ist es nicht diese ungeheure Größe der Wasserflut, was Sinn und Seele gefangen nimmt, daß man sich nicht wieder losreißen kann von solchem Anblick, sondern es ist die eigentümliche Gestalt des Oceans selbst. Ringsum steigt er ruhig, gleichmäßig in blauen Massen an, hoch an gegen den Horizont, den er mit scharfer Linie rings umschneidet. Man befindet sich wie auf dem Grund eines Kolosseums, gegen welches das römische eine winzige Nußschale ist. Jeder, der einmal an einer Küste gestanden, erinnert sich, wie die See vor seinen Blicken leise anstieg, so daß die Schiffer, was draußen vor dem Hafen liegt, die hohe See nennen. Besser noch, wer auf einer Küstenhöhe von 1000 m, z. B. von der Bocchetta vor Genua, aufs Meer blickt, wurde überrascht, als es vor ihm emporstieg und die weißen Segel auf dem blauen Grunde, wie Schafe an einer Bergkette, übereinander standen. Nun, auf dem Pik von Teneriffa steht man nicht 1000, sondern 3716 m hoch. Man überschaut nicht nur ein paar tausend Kilometer der See, sondern mehr als hunderttausend, so groß wie ein Viertel von ganz Spanien. Also um so mehr man auf dieser Montblanchöhe vom Ocean mit einem einzigen Blick umfassen kann, um so höher erhebt sich sein Spiegel gegen den Himmel. „Mehr und mehr packte mich diese unbeschreibliche Größe und Erhabenheit. Wohin im Kreise ich blickte, überall dieses gleichmäßige, sanfte Emporschwellen der tiefblauen Oceansfluten, ringsum zu gleicher Höhe im Lichtraum. Gerade als das Ungeheuer sich so ganz einfach, in so reiner und schöner Linie darstellt, das wirkt so. Auf dieser Erde giebt es nichts Erhabeneres.

Doch während wir da oben weilten, schritt die Zeit unerbittlich weiter; nur allzubald mußten wir, da es gegen halb zehn Uhr geworden, auf den Rückweg bedacht sein. —

III.

Der Nil.

1.

Durch Gosen nach Kairo.

— Karl Deisenhammer —

Nachdem wir in Ismaïlia von der uns liebgewonnenen Reisegesellschaft der „Trinacria“ Abschied genommen, traten wir unsere Reise durch die Wüste nach Kairo an. Mit der Genauigkeit des Eisenbahndienstes ist es im Lande Ägypten nicht am besten bestellt. Man macht sich wenig daraus, wenn ein Zug zwei bis drei Stunden verspätet ankommt. Mögen sich die Passagiere beschweren, wie sie wollen, man wird ihnen nie die Ursache der Verspätung mitteilen und sie höchstens auf Geduld verweisen. Das einzige Gute, das die ägyptischen Bahnen haben, ist, daß man sich ihnen insofern sorglos anvertrauen kann, als bei dem schwachen Verkehre und den langsamen Fahrten kein Entgleisen oder Zusammenstoßen der Züge zu befürchten ist.

Die Stationsgebäude von Ismaïlia sind ziemlich weit außerhalb der Stadt gelegen und befinden sich bereits innerhalb der Grenze der Wüste. Die Gebäude sind ungemein einfach und die Säle nicht danach eingerichtet, um in denselben das Warten angenehm zu machen. Sie stehen mit der Wüste in der besten Harmonie, denn sie sind wie diese wüste und leer. In der Restauration befanden sich wohl etliche Tische und Bänke, diese waren aber zolldick mit Staub bedeckt. Der italienische Wirt war ein Muster von Unreinlichkeit und Grobheit. Alles, was sein Büffet offerieren konnte, bestand in türkischem Kaffee, Limonade, Sodawasser, Brandy, Zwieback und steinhartem Ziegenkäse. Wir hatten Hunger, durften es aber nicht wagen, nach der Stadt zurückzukehren, ohne uns der Unannehmlichkeit auszusetzen, den Zug

zu versäumen. Nachdem wir den Hunger mit Kaffeesatz und den Durst mit Limonade gestillt und den Panzer der Geduld angezogen hatten, machten wir uns über die dort ausgelegten Zeitungen her. Der illustrierte Teil bestand nur aus etlichen unzusammenhängenden Blättern über die Wiener Weltausstellung und der politische aus einigen revolutionären Nummern aus den Zeiten der Pariser Kommune, von welcher der Wirt ein großer Verehrer zu sein schien. Dieser spielte den Philosophen, machte eine sehr ernste Miene und sprach sehr klug. Er spazierte beständig mit einer Hundepeitsche im Saale herum, um das Bettelvolk zu vertreiben, welches auf die unverschämteste Art durch Thüren und Fenstern hereindrang und um Bakschisch schrie.

Der Perron war mit Fellahs überfüllt, die auch, auf den Bahnzug wartend, sich untereinander lärmend und schreiend unterhielten. Endlich nach cirka dreistündigem Warten sah man zwischen den Sandhügeln schwarzen Rauch aufsteigen und bald darauf kam auch der Train zum Vorschein, der langsam, wie müde und erschöpft in die Station einfuhr. Die Reisenden hatten nichts Eiligeres zu thun, als ihre Plätze einzunehmen, denn es wurden nur die Lokomotive und der Tender gewechselt und hierauf die Fahrt nach Kairo fortgesetzt.

Wir haben nie etwas Traurigeres und Trostloseres gesehen, als die erste Strecke der Wüsteneisenbahn. Rings um uns her war keine Spur von animalischem und vegetabilischem Leben zu erspähen, nur glühender Sand und Sandhügel bedeckten die Erde und Sandwolken wirbelten gleich einem Schneegestöber in der Luft herum. Obgleich die Thüren und Fenster des Waggons hermetisch verschlossen waren, drang dennoch der feine Staub dermaßen in das Coupé hinein, daß wir bald ganz damit bedeckt waren, und da sich dieser mit dem Schweiße des Körpers verband, so bekamen die Hände und das Gesicht ein sandsteinartiges Aussehen. Bei mehreren Reisenden bemerkten wir die Köpfe mit dichten grünen Schleiern bedeckt; diese schützten zwar zum Teil gegen den Staub und das blendende Sonnenlicht, vergrößerten aber die Hitze. Wir zogen es vor, uns auf jeder Station Hände und Kopf mit frischem Wasser zu waschen.

Nifiche ist die Station, wo sich die Bahn und der Süßwasser-Kanal nach Sues abzweigt. Die etlichen Gebäude, die sich dort befinden, sehen wie unförmliche Steinhaufen aus und haben ebene Dächer und ungemein dicke Wände mit zahlreichen Luftlöchern, um die innere Temperatur erträglich zu machen. Ramses ist eine andere Station in der Wüste. Es ist ein historischer Ort mit mehreren auf Sand-

steinhügeln befindlichen Ruinen. Diese bildeten einst befestigte Magazine der Israeliten, die von dort aus den Auszug aus Ägypten angetreten haben sollen. Heutzutage haben sich daselbst, sowie auch in der Nähe der Station Fellahs niedergelassen, die in Armut geboren, in Armut aufgewachsen und in Armut ein kümmerliches Leben führen. Die Ursachen der Armut der Fellahs liegen wohl nur in dem gänzlichen Mangel an Schulbildung, im Mangel an persönlicher Freiheit und am Schutz des Eigentums; denn ein intelligenter, arbeitsamer und sparsamer Mann, der sich frei von einem Orte zum anderen bewegen, sein Berufsgeschäft nach Gutdünken wählen und über sein Eigentum schalten und walten darf und dabei von einer erleuchteten und wohlwollenden Regierung unterstützt und geschützt wird, kann unmöglich arm sein. Es wurde uns gesagt, daß in Ägypten die unteren Volksklassen sehr gutwillig und arbeitsam sind, aber nur dann, wenn sie für die Arbeit bezahlt werden.

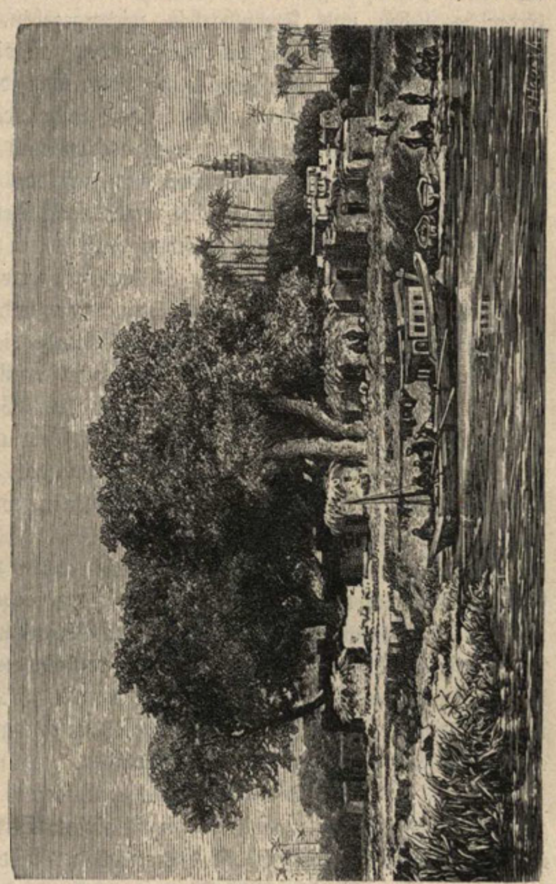


Abb. 33. Ein Dorf im Delta. (Nach Ebers „Ägypten".)

Masama ist eine an einem kleinen See gelegene Station. Dieser See existiert seit mehr denn 3000 Jahren und wurde schon durch den alten Süßwasser-Kanal mit Nilwasser gespeist.

Gegenwärtig durchzieht ein neuer, größerer und den Zeitbedürfnissen mehr entsprechender Süßwasser-Kanal den alten verwahrlosten Landstrich wieder. Dieser speist nicht nur alle Stationen der Eisenbahn und des maritimen Kanals und die Städte Sues, Ismaïlia und Port Said mit gutem Wasser, sondern hat auch dem anliegenden Erdreiche Leben und Fruchtbarkeit wiedergegeben. Die Eisenbahn hält sich von Masama an bis nach Zagazig an die nördliche Seite des Kanals. Mit welcher Freude gewahrt man daselbst den wohlthätigen Einfluß des Wassers. Ein grüner, mehr oder weniger breiter Gürtel zieht sich über die Wüste dahin, auf welchem Palmen, Akazien, Sykomoren, Weizen, Reis, Baumwolle 2c. auf das üppigste gedeihen und dem Ausfuhrhandel des Landes einen mächtigen Impuls geben. Welch große Veränderungen sind schon auf diesem kleinen Erdstriche vor sich gegangen! Früher war es das gesegnete Land Gosen der Israeliten, später wurde es wieder zur Wüste und heutzutage sehen wir es wieder vom Tode erweckt und durch die Intelligenz des Menschen mit freudigem Leben und Thätigkeit erfüllt. Es fiel uns sehr in die Augen, wie ökonomisch dort mit dem Wasser umgegangen und auf welche sinnvolle Art von demselben Gebrauch gemacht wird. Zahlreiche Schöpfbrunnen sind errichtet, um das kostbare Element höher zu heben und in Rinnen dorthin zu leiten, wo die Erde belebt und befruchtet werden soll.

Wir betrachten den bis jetzt für die Kultur wiedergewonnenen schmalen Erdstrich durch das Land Gosen als eine gute Vorbedeutung und als die Operationsbasis zur weiteren Befruchtung der arabischen Wüste, die wohl nur langsam, aber sicher von statten gehen und eines der größten von Menschenhänden vollbrachten Kulturwerke werden wird. Vielleicht ist Ägypten von der Vorsehung bestimmt, noch einmal die Kornkammer Europas zu werden.

Welch ein Kontrast tritt uns entgegen, wenn wir unsere Blicke gegen Norden wenden, wohin die wohlthätige Wirkung des Wassers noch nicht gedrungen ist. Es ist das Reich des Todes, das sich dort ausbreitet. Von Menschen und Tieren verlassen, von jeglichem Pflanzenleben entblößt und nur von glühenden Sandhügeln durchzogen, die, dem Spiele des Windes preisgegeben, beständig ihre Formen verändern, vermögen wir in weitem Umkreise keinen Anhaltspunkt zu erblicken, auf welchem das Auge mit Vergnügen verweilen möchte. Ein einziges Mal begegnete uns in jener trostlosen Einöde am Fuße einer Hügelkette ein großes, teilweise schon vom Sand verschüttetes Gebäude, das durch die Laune eines Paschas entstanden ist.

Wenden wir uns weg von diesem trostlosen Bilde und wieder einer Gegend zu, wo die Menschen ihre Thätigkeit entfalten. Bei oder vielmehr zwischen den Stationen Tel-el-Kibir und Zagazig, cirka 24 Meilen von Kairo entfernt, liegt das sogenannte Wady-Land, welches die Sues-Kanal-Gesellschaft nach ihrer Gründung von Said Pascha für 740 000 fl. ö. W. an sich gekauft hat. Nachdem sie im vollen Besitzrechte war, führte sie auf demselben europäische Kultur ein und ließ es mit allen zu Gebote stehenden modernen Hilfsmitteln bewirtschaften. Der Erfolg war ein so schneller und günstiger, daß schon nach etlichen Jahren die ägyptische Regierung den Wunsch aussprach, wieder in den Besitz des Landes zu gelangen und vier Millionen Gulden ö. W. dafür bezahlte.

Zagazig im fruchtbaren el Wady-Distrikte treibt bedeutenden Handel in Weizen, Mais und Baumwolle, welche Artikel meist nur für den Export bestimmt sind. Es ist eine sehr aufblühende Stadt, deren Einwohnerzahl im Verlaufe von einigen Jahren bereits auf 40 000 gestiegen ist. Von da aus hat die Sues-Kanal-Gesellschaft mit dem Ausgraben des Süßwasser-Kanals begonnen und sich an den vom Nile kommenden alten Kanal angeschlossen. Von nun an nähern wir uns rasch dem Nilthale. Wir sind aus der Wüste heraus. Ansiedelungen kommen immer mehr und mehr zum Vorscheine, sie stehen unter sich noch in keinem Zusammenhange und haben das Aussehen kleiner Oasen. Ein angenehmes Gefühl durchdringt uns in dem Bewußtsein, wieder in dem Bereiche menschlichen Lebens und Strebens angekommen zu sein. Bald nachdem man über die Station Belbeis hinausgekommen ist, öffnen sich den neugierigen Blicken die Pforten des gesegneten Nilthales mit seinen zahlreichen Dörfern und reichen Feldern. Vorerst ist es nur ein Silberband, das sich durch eine frische, grüne Landschaft schlängelt, aber bald wird am Saume der Libyschen Wüste auch die große Pyramide des Cheops sichtbar und schließlich liegt auch, wie ein wirrer Knäuel, die Kalifenstadt vor uns, aus welcher ganz besonders die Festung Mokkatam mit den schlanken Minarets der Moschee Mohammed Alis und die langen weißen Mauern der Kasernen hervorragen. Der Zug fährt nun langsam zwischen reizenden Landhäusern, Palmen-, Akazien- und Sykomorenhainen in den Bahnhof ein, vor welchem Wagen, Reitesel und Lastträger in großer Zahl die Reisenden schreiend erwarten.

2.
Kairo.

— Ewald Paul —

Von Alexandrien, der noch halb europäischen Seestadt, eilt der Zug — wir wollen nach Kairo — dahin durch farbenprächtige, üppige Saatfelder, ab und zu auch durch Palmenwälder, ringsum herrscht tiefster Friede, ein tiefblauer Himmel spannt sich über das Ganze, und vergebens sucht das Auge des Fremden eine Abwechselung da, wo der Himmel die Erde zu berühren scheint. Doch nicht ganz vergebens ist sein Bemühen — plötzlich tauchen, noch in weiter Ferne, auf lichtgelbem Untergrunde zwei scharfbegrenzte Dreiecke auf. Der ichtgelbe Untergrund ist der Wüstenschimmer, dem sich die Dreiecke, die Pyramiden, vorlagern. Wir kommen näher und näher, ein Pfiff ertönt, der Zug hält: wir sind in Kairo.

Das erste, was der Fremde thun soll, wenn er nach Kairo kommt, ist, sich auf die Citadelle zu begeben. Die Citadelle liegt auf einer unbedeutenden, aber auf dieser weiten Fläche wichtigen Bodenanschwellung und enthält außer einigen Regierungsgebäuden eine neue prächtige Moschee mit dem Grabmal Mehemed Alis. Die Aussicht, die man von dem Walle der Citadelle aus genießt, ist eine wirklich entzückende. Zu unseren Füßen breitet sich die ungeheure Stadt aus. Ein klares, von mattzarten Farben überhauchtes Häusermeer mit graugrünen Oasen, einem Walde von schlanken Minarettürmen neben stolzen Kuppeln taucht aus der Ebene, die der majestätisch dahinfließende Nil befruchtet. Masr-el-Kahira, die herrlichste Hauptstadt, so nennt der Araber stolz dieses Häusermeer, das in der That die Hauptstadt aller arabischen Länder, die vornehmste arabische Stadt unserer Zeit ist.

Zwischen dem Mokattengebirge und dem heiligen Nil, zwischen Wüste und Wüste gebaut, ist sie die würdige Nachfolgerin von Theben und Memphis, den ältesten und größten Königsstädten der Welt. Gehen wir in die Stadt hinein ins volle Menschenleben, und wo man's packt, da ist es interessant. Ein volles Menschenleben herrscht überall, wohin wir uns wenden. Überall Gedränge, Menschen und Tiere, Kopf an Kopf, überall Lärmen und Schreien in allen Tonarten, immer enger die Gassen, immer toller das Gewühl. Kamelzüge mit schweren Lasten und heiserschreienden Führern, Beduinen, echte Söhne der Wüste, zu Fuß und zu Pferde, im weißen Burnus,

die lange, aber zierliche Flinte auf dem Rücken, Packträger, ohne Barmherzigkeit um sich stoßend, ägyptische Fantasias mit schrillen Pfeifen und eintönigen Pauken, Herden von Ochsen und Büffeln, deren plumpe Köpfe neugierig ausschauen, unzählige Hunderte von Grautieren, deren leise Tritte man nicht vernimmt, wenn nicht die schreienden Jungen dabei wären, einige Hunderte und Tausende Araber, Fellachen, Kopten, Nubier, Berber in Fez und verschiedenfarbigen Turbans, etliche Hunderte blauhemdige Fellachenweiber, Mädchen und Kinder und endlich einige Hände voll Europäer aller Nationen, Griechen in Tressenjacken und Fez, Engländer mit indischen Sommerhelmen, Franzosen und Italiener in Fez und Strohhüten. — Alles das stößt und drängt im wirren Durcheinander hin und her. —

Das ist ein Bild des kairensischen Straßenlebens, wohl geeignet, den Kopf des Fremdlings zu verwirren und nicht selten bringt man anfangs Kopfschmerz von der Straße mit nach Hause. Da taucht ein nackter Kerl auf, mit allen Zeichen der Verrücktheit — es ist ein Heiliger des Landes, dem eine Masse Gesindel nachfolgt. Wir kommen auf einen freien Platz, auf dem nackte und halbnackte Personen aller Altersstufen und Hautfarben, schwarze und braune, Sklaven und Diener einen Gaukler umgeben, der sich als Schlangenbeschwörer produziert und allerlei Gewürm auf seiner Brust trägt. Schären spitzköpfiger herrenloser Hunde, die die Straßen von Abfällen und dergleichen reinigen, treiben sich dazwischen herum. Aus der Ferne kommt das entsetzliche Geheul der Klageweiber näher, die einen Toten zum Friedhof begleiten. Ich entfliehe diesem Skandal und komme in etwas stillere Gassen. Die nach der Straße führenden Fenster der Häuser sind eng vergittert, so daß man außen nicht hinein, wohl aber von innen nach außen sehen kann. Kleinere Gebäude sind ohne jedes Fenster — das Licht des oben offenen Hofraumes genügt vollauf. Meist haben die Häuser einen doppelten Hof und, wo dies der Fall, ist man bei dem Eintritt in den Vorhof gezwungen, sich durch Rufen bemerkbar zu machen, damit die im inneren Hofe, dem gewöhnlichen Aufenthaltsorte, befindlichen Frauen inzwischen Gelegenheit haben, sich zu verschleiern. Die Hausthüren sind durch Holzriegel geschlossen und werden auf Anschlagen des anhängenden Klopfringes geöffnet. An vielen sieht man einen Koranvers zum Schutz gegen den bösen Blick, vor dem schon die Italiener eine heilige Scheu haben, weit mehr aber noch ist dies bei dem abergläubischen ägyptischen Volke der Fall. In größeren Straßen reihen sich Trinklokale und Läden aneinander. Da ist die Zunft der Pfeifenmacher, da die der Sattler, Pantoffelmacher



Abb. 34. Kairo. (Nach Bernh. Fiedler.) (S. 166).

und Kleiderverfertiger. Jetzt kommt eine ganze Reihe von Läden mit Seidenstoffen, Teppichen und anderen schönen Sachen. Ihnen schließt sich die Abteilung der Eßwaren und Genußmittel an. Da sind ganze Pyramiden und Körbe voll Bananen, Orangen, Feigen, Datteln — da giebt es gebratene Fische und süßes, warmes Gebäck, das von Zucker und Fett strotzt. Jetzt kommen Kaffee- und Tabaksläden, Dinge von hohem Werte in einem Lande, wo Kaffee und Tabak über alles geht. Die Waffenbazars, die jetzt zu Gesicht kommen, sind prächtig und würden manches europäische Soldatenherz erfreuen. Schöne krumme Säbel, reich verzierte Flinten und Pistolen, darunter viele Erzeugnisse des Sudan und Abessiniens bieten sich den Augen des Beschauers. Da ist ein Wasserträger sichtbar, der ein großes zusammengenähtes Eselsfell voll Wasser auf dem Rücken trägt und jedem nach Bedarf aus dem garstigen unbearbeiteten Behälter eingießt. Ein anderer verabfolgt auf gleiche Weise kühles Lakritzenwasser, ein billiges und vortreffliches Mittel, den Durst zu löschen. Die Zahl der Wasserträger ist sehr groß, was erklärlich ist, wenn man bedenkt, daß ganz Kairo mit Vorliebe Nilwasser trinkt, da die Brunnen der Stadt nur schlechtes Wasser geben. Eingeborene und Fremde behaupten, das Nilwasser sei das beste und süßeste der Erde, und sagen, wie die Römer von ihrer Fontana Trevi, wer einmal aus dem Nil getrunken habe, den zöge es immer wieder nach Ägypten hin. Jetzt wenden wir uns dem Palastviertel zu. Wir treffen die herrlichsten Gebäude aus der Esbekieh zwischen prächtigen Bäumen echt afrikanischer Abstammung, es sind Bauten modernen und antiken Geschmackes, einförmige, europäische und klassisch-schöne orientalische Häuser. Wir kommen, weiter wandernd, an den Nil und zwar an die neue Brücke, ein stattliches Bauwerk, das an die große Rheinbrücke in Köln erinnert. Wir stehen auf der Brücke und schauen in den Nil hinab, in dessen stillem Wasser sich die ägyptischen Segelkähne und Barken alten Musters wiegen. An den Ufern reihen sich schlanke Akazien und Palmen aneinander und lassen sich von der Flut widerspiegeln. Wir pilgern nach der Schubra-Allee, die den Nil hinab nach Schubra führt und links und rechts von Sykomoren und Akazien, Villen und Kaffeehäusern umsäumt ist. Die Schubra-Allee ist der Sammelpunkt der eleganten Welt, das „Unter den Linden" Kairos, aber sehr im kleinen. Etliche Haremskutschen, einige Dutzend Droschken, Reiter zu Pferde und zu Esel, allerlei Volk zu Fuß — das ist das Treiben auf dem Korso der ägyptischen Hauptstadt. Auch eine Moschee suchen wir auf — es ist die vom Sultan Hassan erbaute, ein wahrer

Prachtbau, mit majestätischen Halbbogen, Zinnenmauern, mühsamen Holzschnitzereien und edlem Kuppelbau. Dann wenden wir uns heimwärts, gesättigt und von dem Treiben fast ermüdet.

3.

Ein Kleinstädter in Kairo.

— Theodor Schuchardt —

Die Esbekieh am Westende Kairos ist der Hauptplatz der Stadt. Über diesen Platz schritt ich langsam hin; da es noch früh war, begegneten mir nur wenig Menschen. Die Wasserträger waren beschäftigt, die Wege und Straßen zu sprengen, einzelne Kamele und Trupps von Eseln brachten Hühner, Feldfrüchte (Liebesäpfel, Kartoffeln ꝛc.) zur Stadt. Am meisten amüsierte mich die edle Zunft der Wasserträger, ein Institut, welches sich manche deutsche Stadt zum Muster nehmen könnte, um hierdurch eine Menge Taugenichtse und Tagediebe zu nützlicher Thätigkeit anzuhalten. Diese Leute, kurzhosige, bekittelte und beturbante Araber, tragen quer über den Rücken hinweg das an der Bauchseite fest zusammengenähte Fell eines ägyptischen wilden Schweines. Da dasselbe noch mit den Borsten versehen ist, so ist es sehr verzeihlich, wenn man neugierig näher tritt, um zu sehen, welche Art von wildem Tier die Leute auf dem Rücken tragen, denn ein solches mit Wasser angefülltes Reservoir sieht einem dem Europäer noch unbekannten wilden afrikanischen Tier täuschend ähnlich. Unter dem linken Arme, da, wo der Hals sitzen sollte, ist das Fell eng zusammengeschnürt. Ein Druck mit dem Finger läßt aus dem aufgeschnürten Ende nach Belieben Wasser herausfließen.

Am Ende der den Esbekiehplatz durchschneidenden Hauptstraße stehen zur Rechten und Linken zwei arabische Kaffeehäuser. Unmittelbar vor ihnen deutete auf einem der Gebäude ein Wappenschild mit dem sitzenden Adler die Wohnung des Repräsentanten der Grande-Nation an. In den beiden arabischen Kaffeehäusern begannen einige Schwarze die Wasserpfeifen, die am Abend vorher gebraucht waren, zu reinigen, wobei sie eine nicht gerade wohlklingende Melodie sangen, aber doch emsig arbeiteten. Drüben im Konsulatshotel schoben einige inländische dienstbare Geister die elegante Halbchaise, mit weißer Seide gefüttert, heraus. Der „importierte“ Herr Kutscher des „civilisatorischen“

Konsuls in eleganter, französischer Morgentoilette, seine Cigarette rauchend, gab Befehl, den Wagen zu waschen, und knüpfte sodann mit den im vollen Amtsgewand erscheinenden drei Kawassen (worunter ein ungewöhnlich schönes, kriegerisches Gesicht) ein Gespräch an, welches ich zu unterbrechen wagte, indem ich bescheiden fragte, welchen Weg ich einschlagen müsse, um nach dem Hotel der Pyramiden zu kommen. Der Herr Kutscher war zu sehr mit der Konstruktion einer neuen Cigarette beschäftigt, als daß er mir hätte Bescheid geben können. Der schöne Kawaß, ein Araber, in dunkelbrauner, reich mit schwarzen, seidenen Schnüren verzierter Jacke, dito Weste und faltigem Beinkleid, schneeweißem Kragen, goldener Uhrkette, rotseidener Schärpe, worin zwei Pistolen steckten, zeigte mir nicht nur den Weg, sondern begleitete mich bis zu einer Straßenecke, von wo man das Hotel sehen konnte. Dieser Kawaß sprach das Französisch so rein und geläufig und hatte überhaupt in seinem Gang, Manieren und Bewegungen etwas Gewähltes, wie ich dies weder vorher noch nachher bei irgend einem der vielen Konsulats-Gesandtschafts-Kawassen, mit denen ich verkehren mußte, bemerkt habe.

Das Hotel des Pyramides war bald erreicht, es ist das erste Haus der Musky, jener breitesten Straße des eigentlichen Kairos, in welcher die Verkaufsläden, Geschäftslokale der hier sich niedergelassen habenden europäischen Kaufleute und Handwerker sind. Das Hotel ist ein Haus mittlerer Größe, höchst günstig an einem kleinen Platze gelegen, welchen alles, was vom Bahnhof und Bulak nach der Stadt will, was von der Citadelle und der Stadt dieselbe in westlicher und nordwestlicher Richtung verlassen will, schlechterdings passieren muß. Meine Aufnahme war bald vermittelt. Nicht wissend, daß der liebenswürdige, sehr gefällige Besitzer ein Deutscher sei, radebrechte ich mit ihm italienisch über Wahl und Preis des Zimmers, Essen 2c. 2c., und erst, als seine wohlbeleibte Gattin — eine Triesterin — ihrem Ehegespons auf gut österreichisch zurief: „Ober mein Got, warum sol der Herre nit auf Nro. 11 ziehen?“ äußerte ich meine unmaßgebliche Meinung: ich fände es für uns beide weit vernünftiger, daß wir deutsch miteinander sprächen, welche sehr triftige Bemerkung ungeheure Heiterkeit erregte und mir den Besitz des allerdings hoch gelegenen, aber doch sehr freundlichen Zimmers Nro. 11 sicherte. Von dem großen Erkerfenster des Speisesaales aus, in welchem (nämlich im Erkerfenster) fünfzehn Personen auf den breiten Divans höchst bequem sitzen können, übersieht man nach der einen Richtung die nach der Esbekieh und dem Koptenviertel führende Straße, welche auf das

Hotel stößt, und nach der andern, der östlichen Richtung hin überschaut man einen Teil der Musky.

Ein solches Durch- und Nebeneinander, solches Drängen, Treiben, Stoßen, Schieben, Schubsen, Drücken von Menschen und Tieren war mir noch nie vorgekommen. Dabei war die Luft erfüllt mit ohrenzerreißendem Schreien, Rufen, Kommandieren, Heulen, Drohen, daß man sein eigenes Wort nicht hören konnte. Die zwei Straßen und der Platz sahen von oben aus, wie ein verworrener, verschlungener, endloser Knäuel von Tieren und Menschen, Fußgängern, Reitern, Fahrenden, Frauen und Männern aller Art. Und schien es auch, als wollte einmal etwas Raum entstehen, so drängten von den Seitenstraßen, kommend und gehend und treibend, wieder Unmassen Volks, bald langsam gehend, bald trabend, bald im schnellsten Galopp rennend, nach, und das Gewirre blieb dasselbe.

Gleichzeitig mit den vollständig und anständig bekleideten Menschen strömen im Volksgewühl auf und nieder die halbnackten Fellahs in ihrem hellschmutzigblauen, baumwollenen, luftigen Gewande, die Sudanesen in ihren kurzärmeligen, bis an die Kniee reichenden, ebenfalls blauen Hemden, mit nackten Armen, Beinen und Füßen, ferner durcheilen die Straßen die Nubier, Darfur- und Dongolaneger, Abessinier und Äthiopier, alle in sehr leichtem, manchmal gar zu luftigem Gewande, nur zu unterscheiden an dem verschiedenen Grad des Schwarz in ihren Gesichtern, meistens nicht eben schöne Menschen, mit langen, dürren Armen und noch längeren, dürreren, dünneren Beinen ohne jegliche Spur von Waden, mit aufgetriebenen Lippen, mehr oder minder schiefem Gesichtswinkel, aber durchweg schönen Zähnen. So ein kohlschwarzer Kerl in seinem blauen Hemde und grauer spitzer Mütze (aus Kamel- oder Ziegenhaar gefertigt) auf dem Höcker eines Kamels sitzend, mit einem langen Spieß in der Hand, machte auf mich einen sonderbaren Eindruck. Dieser Herr, mutmaßlich aus dem allerinnersten Flecken Afrikas stammend, schien ebenso, wie ich, zum erstenmal Kairo zu sehen, denn er hatte weniger acht auf seine aus einigen zwanzig mit Ballen beladenen Kamelen bestehende Karawane, als auf die sich in den Straßen bewegende Völkerflut. Neugierig stierte er, das blendende Weiße im Auge zeigend, mit offenem Mund, aus welchem ein wie Alabaster glänzendes, ebenso tadellos weißes Gebiß herausragte, die Menschen und Häuser an. Als ihm aber zwei Levantinerinnen, unverschleiert, im schwarzen, mit Blumen verzierten Magyarenhut und in Krinoline begegneten, da stieg sein Erstaunen aufs höchste und lange schaute er diesen für ihn fabelhaften Wesen nach. Man muß

unwillkürlich lachen, wenn man sich mitten unter solche Sorte Menschen, die alle nichts auf dem Leibe tragen als jenes unvermeidliche ehedem blaue Hemde, begiebt, angethan im schwarzen Frack, Pariser Hut und weißen Glacéhandschuhen, um irgend eine Visite zu machen. Was mögen die schwarzen Naturkinder über diese schwächenden Verfeinerungen unserer Kultur und Civilisation denken, wenn sie nämlich überhaupt denken können. Als ich einstmals nach dem österreichischen Konsulat ging, um dort meinen Besuch zu machen, fiel aus dem Strickennetze von einem beladenen Kamel ein Stück Kalk von der Größe eines Kinderkopfes so dicht neben mir zur Erde, daß mein schwarzes Visitengewand davon bestäubt wurde. Der Kameltreiber, ein dunkelbrauner Schlingel von etwa sechzehn Jahren, wollte sein Stück Kalk retten und schob mich, der ich mit Abstäuben meines Fracks beschäftigt war, so unsanft zur Seite, daß ich an einen mit schmutzigem Klee beladenen, neben mir zur andern Seite vorbeitrabenden Esel anprallte. Ich war hierüber so erbittert, daß ich a tempo nach beiden Seiten hin Puffe austeilte und zwar in Glacéhandschuh; aber ich that dies einmal und nicht wieder, denn die Hand, die den dunkelbraunen Kamelbengel getroffen hatte, trug nach glücklich appliziertem Knuff nicht mehr einen weißen Handschuh, sondern einen grau und braun gefleckten, und der weiße Handschuh, der mit dem Eseljüngling in Berührung gekommen war, trug Spuren des ägyptischen Brennmaterials im frischen Zustande, wovon ich mich durch den kräftigen Ammoniakgeruch sofort überzeugen konnte. Jedenfalls waren die beiden Afrikaner über den weißfingerigen Franken im hohen Grade erstaunt, was mich aber am meisten ärgerte, war ihr dämonisches Gelächter über die ruinierten Handschuhe, die ich sofort abzog. Nie bin ich später Visiten machen gegangen, sondern stets geritten, nie habe ich, auch wenn ich hoch zu Esel war, später die weißen Handschuhe eher als im Hause des zu Besuchenden angelegt.

4.

Die Pyramiden von Gizeh.

— Charles Martins —

Von der Citadelle von Kairo aus, wo Mehemet Ali die Mamelucken niedermetzeln ließ, genießt man eine der außerordentlichsten Aussichten, die es in der Welt giebt. Auf der einen Seite streckt sich die

Stadt bis in die Wüste von Sues hinein, wo die Gräber der Kalifen sich mitten im Sande erheben, und auf der andern dehnt sie sich an den Ufern des Nils inmitten der Bäume und des Grüns aus. Nirgends habe ich einen ähnlichen Kontrast erblickt. Zur Rechten die Wüste, nackt, grau, dürr, zur Linken der Nil, majestätisch zwischen Palmen, Akazien, Maulbeerfeigen und den üppigsten Kulturen dahinfließend, und jenseits die großen Pyramiden von Gizeh, gleich riesigen Grenzsteinen zwischen das Nilthal und die Wüste gestellt, die sich mit dem Horizont vermischt.

Ich hatte beschlossen, die Pyramiden bei Mondschein zu sehen. Da das Gestirn gerade voll war, so brach ich um 8 Uhr abends mit einem Führer Namens Achmet von Kairo auf. Wir ritten auf Eseln, denen ihre Treiber, zwei Knaben von 15 Jahren, folgten. Erst durchzogen wir eine Menge stiller Straßen, dann ein solche, die mit Menschen angefüllt und mit farbigen Papierlaternen erleuchtet war. Männer, auf Matten hockend, rauchten, plauderten, aßen und tranken; es war eine Hochzeit, welche die Verwandten im Freien feierten, während die Frauen sich im Harem ergötzten. Unsere Esel hatten Mühe, sich einen Weg durch die Gäste zu bahnen, welche die Straße versperrten. Aus der Stadt heraus, befanden wir uns auf der Straße, welche nach dem alten Kairo führt. Wir zogen durch die alte Hauptstadt Ägyptens, welche nur noch ein Vergnügungsdorf ist, und langten an den Ufern des Nil an. Eine kleine Flotte von Böten war dem Nilmesser gegenüber am Gestade angebunden, und die Schiffer schliefen neben Haufen von Wassermelonen, Kürbissen und Reis, welche sie ausgeladen hatten. Wir nahmen ein Boot, um über den Strom zu setzen und bei dem Dorfe Gizeh anzulegen, das wir am andern Ufer zwischen den Palmen bemerkten. Die Nacht war von bewunderungswürdiger Klarheit, die Gegenstände waren deutlich zu sehen, nur waren ihre Verhältnisse vergrößert. Nachdem wir den Lauf des Flusses aufwärts das Ufer entlang verfolgt hatten, durchschnitt ihn die Barke in schräger Richtung; seine Breite betrug 2 km. In sein weites, für ihn zu enges Bett gelagert, rechtfertigt der Nil seinen Namen des Vaters der Gewässer, den die Ägypter ihm gegeben haben.

Das Dorf Gizeh war still wie das alte Kairo; ich bewunderte die hohen Palmbäume, welche es beschatten. Wir verließen sie, um erst einen Kanal, dann Maisfelder zu durchschneiden; hierauf zogen wir des Weges weiter auf einem Damme; zu unsrer Linken dehnte sich ein See aus, von den Wassern des Nils gebildet, der noch nicht in sein Bett zurückgetreten war. Hier und da fanden wir Gruppen

eingeschlummerter Menschen, Kopf und Leib mit ihren Burnussen bedeckt, es waren Deichwächter oder Fischer, welche Fische auf dem Felde fingen, wo sie ein paar Monate später Getreide mähen oder Baumwolle bauen sollten. Ein andermal war es eine kleine Karawane, Menschen, Kamele und Hunde, alles schlief, nur zuweilen richtete sich ein Burnus einen Augenblick in die Höhe oder ein Hund schlug harmlos an. Der Damm, dem wir gezwungen waren zu folgen, nötigte uns zu endlosen Umwegen, bald näherten, bald entfernten wir uns von den Pyramiden, langsam stiegen sie höher und höher gen Himmel. Wir beschleunigten den Schritt unserer Esel, deren schneller Gang fast dem der Pferde gleichkommt. Die Treiber folgten

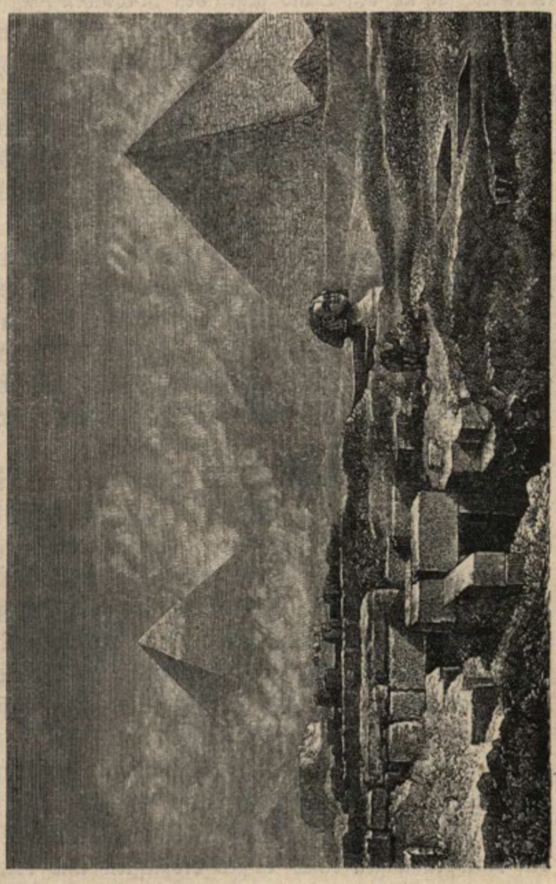


Abb. 35. Pyramiden und Sphinx. (Nach Bernh. Fiedler.) (S. 176.)

uns immer laufend und mit Achmet sprechend. Ich verwünschte dies beständige Schwatzen, das die Stille der Nacht störte, welche so gut zu dem großartigen Schauspiele stimmte, das ich vor Augen hatte, doch konnte ich nicht umhin, den Atem dieser Lungen und die Kniekehlen dieser unermüdlichen Glieder zu bewundern, denn diese Knaben, welche hinter mir herliefen, waren schon den ganzen Tag gelaufen und sollten am folgenden Tage wieder laufen, als ob sie die ganze Nacht geruht hätten.

Indes näherten wir uns. Eine Wasserlache trennte uns von den Pyramiden, ein kräftiger Araber nahm mich auf die Schultern, um mich hinüberzubringen, auf der andern Seite befand ich mich auf dem Sande der Wüste. Mit großen Schritten marschierte ich auf die Riesenbauten zu, die nur einen Kilometer entfernt waren; beim Näherkommen sah ich den Sand gegen den nördlichen Fuß der großen Pyramide aufgehäuft. Wir erklommen die Böschung, welche uns neben den Eingang des Denkmals führte, von diesem Punkte aus erkletterte ich mit dem Araber die mächtigen Steinschichten, woraus es besteht. Diese Schichten haben mehr als einen Meter Dicke und mit Mühe zieht man sich von einer zur andern hinauf. In der Mitte machten wir Halt, um Atem zu schöpfen, dann fuhren wir fort und gelangten auf die Spitze.

Wir befanden uns 146 m über dem Boden, 4 m höher als die Turmspitze des Straßburger Münsters. Der Gipfel der Pyramiden besteht aus einer kleinen Plattform, auf der ein paar vereinzelte dicke Steine liegen geblieben sind. Wie soll ich den phantastischen Anblick schildern, den ich allein genoß und den das stille Licht des Mondes hinlänglich erhellte, um die Gegenstände sichtbar werden zu lassen, ohne daß sie vollkommen deutlich gewesen wären. Im Norden die Wüste, deren Wellenlinien sich im Dunkel verloren, im Südwesten die andern Pyramiden, die zweite sehr nahe, zwischen beiden Gräber in Form von Dreiecken, eins neben dem andern in gerader Linie wie auf einem Kirchhofe, im Osten die Hügel, welche Kairo beherrschen, der Nil ausgetreten und die Palmen aus dem Schoße dieser regungslosen Wasserflächen emporragend. Auf der einen Seite die wunderbarste Fruchtbarkeit, auf der andern die vollkommenste Dürre, und die Pyramiden auf die Grenze beider Regionen gestellt. Das aber, was meine Blicke sozusagen anzog und fesselte, war jene riesige Sphinx, majestätisch am Fuße der Pyramide im Sande gelagert, nur Kruppe und Haupt waren sichtbar.

Ich erinnerte mich, daß sie die Spitze eines Tempels schmückte, den Nachgrabungen eines Tages bloßlegten und der folgenden Tages abermals von der Sandflut der Wüste überschwemmt war. Ich gedachte, daß diese Pyramiden das Werk ganzer Geschlechter und Völker sind, welche der Erbauung dieser wunderbaren Massen geopfert wurden.

Eine Stunde lang blieb ich auf der Höhe des Monuments, zermalmt sozusagen von der phantastischen Großartigkeit des Schauspiels und von den Gedanken, welche es hervorruft, dann stieg ich von Stufe

zu Stufe schnellend, herab, um Achmet wieder aufzusuchen, der mit den Eseltreibern am Fuße der Pyramide schlief. Doch wollte ich die Sphinx in der Nähe beschauen, ich lief mit meinem Araber dahin, als plötzlich zwei weiße Burnusse hervorkommen und auf mich losstürzen. Welche Inscenesetzung für einen Beduinenangriff! Die Oper hat keine schönere aufzuweisen. Doch beschränkte sich alles auf drohende Forderungen. Ich wies diese angeblichen Pyramidenhäuptlinge, welche stets auf der Lauer liegen, um von europäischen Besuchern den Tribut der Furcht oder der Freigebigkeit vorab zu erheben, an Achmet, den ich mit sämtlichen Ausgaben beauftragt hatte. Ich wußte, daß diese Araber unersättlich sind, ein Bakschisch reizt nur ihren Durst, statt ihn zu stillen. Indes verließen sie uns nicht und hofften uns durch Zudringlichkeit das Geld zu entreißen, das sie durch Überraschung nicht hatten erlangen können.

Zurückkehrend verfolgten wir denselben Weg. Ich ward nicht müde, diese zierlichen Palmen zu bewundern, deren cylindrische Stämme aus dem Wasser emporschießen. Auch sah ich in seinem ganzen Glanze ein Phänomen wieder, das mich schon auf den Meeren des Orients überrascht hatte; besser als alle Beschreibungen giebt es eine Vorstellung von der unglaublichen Durchsichtigkeit der Luft während jener schönen Nächte, die die arabischen Dichter gefeiert haben. Der Vollmond spiegelte sich in den Wasserflächen wieder, welche die Felder überschwemmten. Ein leuchtender Lichtstreif, funkelnd wie Silber ging sich verbreitend vom Zuschauer nach dem Horizont zu; nun war der zwischen dem Streifen und dem Gestirne befindliche Teil des Himmel statt der hellste der dunkelste. Es schien, als ob ein dichter Rauch von der Erde zum Himmel aufstiege, ein Dreieck bildend, dessen Basis die Breite des leuchtenden Streifens am Horizont, dessen Spitze der Mond selbst war, es war die Wirkung eines Farbenkontrastes. Der zwischen dem Streifen und dem Monde liegende Teil des Himmels schien dunkler zu sein, wegen des außerordentlichen Glanzes des Mondes und seines leuchtenden Wiederscheines in einem stillen Gewässer; so schien infolge dieses Kontrastes der hellste Teil des Himmels der dunkelste zu sein.

Allein, sobald die Bodenerhöhungen mir den Anblick des leuchtenden Streifens verbargen, ward dieser Teil des Himmels wieder, was er wirklich war, der am hellsten erleuchtete.

Von neuem zog ich den Damm entlang, doch mit weniger Ungeduld als beim Kommen; ich setzte über den Nil, an dem der erste Morgenschimmer die schwimmende Bevölkerung geweckt hatte, welche

ich am Abend zuvor schlafend gefunden. Bei Kairo anlangend, war die Sonne noch nicht aufgegangen, aber eine opalfarbige Morgenröte zog am Himmel herauf. Die Luft war von unerhörter Durchsichtigkeit und Klarheit, die Wipfel der Palmen schienen von einem hellen Strahlenkranze eingehüllt zu sein. Ich begriff, was die Reisenden über die Gaukeleien des Lichts in Westindien geschrieben haben; nichts vermag in der That die Zauberkünste dieser Fee zu ersetzen, welche der Wüste Reize verleiht und deren Abwesenheit die schönsten Landschaften entfärbt und verödet.

5.

Nilfahrt zum ersten Katarakt.

— Hans Meyer —

Nach einer greulichen Nachtfahrt in Staub und Sand ging ich in aller Frühe in Siut an Bord des ägyptischen Postdampfers, der den Nil bis zum ersten Katarakte befährt. Herrlich ging die Sonne auf, als die Schaufelräder im Wasser zu stampfen begannen. Zwischen den steil abstürzenden graubraunen Kalksteinfelsen des arabischen und des libyenseitigen Gebirgszuges, der ohne alle Vegetation in fast immer gleicher, unbedeutender Höhe Hunderte von Kilometern am Nilbett entlang läuft, fließen die lehmig-gelben Fluten des mächtigen ägyptischen Stroms ruhig dem Meere zu. Die Frühsonne zog langsam die Nebelschleier von den Ufern, und zögernd, wie beim Erwachen aus festem Morgenschlummer, kamen die von Palmen umhegten Fellahdörfer, die leise wogenden Zuckerrohr- und Maisfelder, die Taubenhäuser, Schöpfräder und Landungsflöße hervor. Auf den Sandbänken saßen in geschlossenen Reihen, bewegungslos wie paradierende Soldaten, rosafarbige Flamingos; weiterhin marschierte eine Kolonne dickbäuchiger Pelikane auf, während einige stelzbeinige, stahlblaue Reiher behutsam im seichten Uferwasser einem Morgenimbiß nachforschten. Nach und nach wurden auch die Menschen und ihre Haustiere munter. Gravitätisch stiegen die Fellahweiber, auf dem Kopf die wohlgeformten großen Wasserkrüge, nach dem Strom herab; die Männer gingen mit Eseln und Büffeln zur Feldarbeit, und von den Kindern machten sich die größeren an die Wasserschöpfer, die kleineren liefen unter lautem „Schisch — Schisch"- (d. h. Bakschisch-) Geschrei neben unserm Boot her und bildeten sich gewiß ein, wir

würden ihretwegen anhalten, um ihnen höflichst das Gewünschte zu überreichen. Die Sonne wärmte uns bald recht eindringlich. Mitunter schien das Strombett durch Sandbänke völlig abgesperrt; dann kauerte ein Araber vorn am Bugspriet nieder, fortwährend mit langer Stange Wasser und Grund sondierend. Der Fluß selbst war wenig belebt, nur einer „Dahabiye" (Segelboot mit Deck), einem halben Dutzend Nilbarken und einer Anzahl großer, seltsam aussehender Krügflösse, die, von Kene kommend, Tausende der porösen Thongefäße nach Kairo hinab brachten, begegneten wir während des ganzen Tages.

Die Nillandschaft wechselte im einzelnen stets. Bald traten die hohen Hügelrücken dicht an den Strom, bald dehnte sich das flache, frischgrüne Ufer ins Unendliche. Hier wurden in den Felswänden tief eingesprengte Grabkammern sichtbar, dort zogen große Geier weite Kreise über den näher zusammenliegenden elenden Fellahhütten, deren fensterlose, niedrige, aus Nilschlamm zusammengekleckste und jeder Verzierung bare Wände mehr zur Behausung von Vieh als zu Menschenwohnungen bestimmt scheinen; aber im großen und ganzen blieb das Bild das nämliche. Eintönigkeit, feierliche Größe und Ruhe sind der Charakter des Nils. Eins überraschte mich, das ist der absolute Mangel aller Flora im Nil. Kein Schilf, keine Binsen, keine Schlingpflanzen, nichts, gar nichts.

Hinter Belliane machen die zurücktretenden libyschen Berge dem Strome Platz zu weiter Verzweigung und Inselbildung. Das Wasser ist hier so seicht, daß weder ich noch jemand anders sich wunderte, als unser Kiel mit vernehmlichem Knirschen über eine Sandbank wegrutschte und uns alle für einige Minuten in eine höchst bedenklich schiefe Stellung brachte. Das gehört in dieser Gegend zu den regelmäßigen Vorkommnissen.

Die Inseln sind überaus malerisch mit kleinen Palmenhainen bedeckt und wimmeln von geschwätzigen Vogelscharen. Namentlich war es am Nachmittag ein langer Zug schnatternder wilder Gänse, der unser Interesse auf sich zog. Gegen Abend hielten wir in Kene an; Reisebücher und Reisende wissen nicht genug Rühmens von Kenes Topfindustrie und „Ghawazis" (Tänzerinnen) zu machen, so daß ich wirklich höchst neugierig nach dem Ort wandelte. In einem der vielen sogenannten Cafés ließen wir uns nieder, und unverlangt erschienen in kürzester Zeit acht leichtbeschwingte, zierliche Fellahmädchen, die unter der mehr takt- als kunstvollen Vokalbegleitung einer Vorsängerin, unter eigenhändigem Tamburingeklapper, wie Derwische sich drehend und dehnend, eine sonderbare „Fantasiya" zum Besten gaben.

Nach einer halben Stunde war unsrer Neugierde Genüge gethan. Von Kene nach Dendera überzusetzen, war jetzt nicht Zeit. Auf der Rückfahrt jedoch holte ich es nach und ritt in die Ebene hinaus nach dem Tempel von Dendera. Derselbe war der Hathor geweiht und ist der besterhaltene Tempel in ganz Ägypten. In seiner heutigen Gestalt wurde er von den letzten Ptolemäern und den ersten Kaisern genau nach dem Vorbild einer am selbigen Orte (dem Tentyra der Griechen) gewesenen Kultstätte errichtet, ist also noch relativ jung. Auch er steckt tief im Schutt, hat aber fast garnichts an Mauer oder Bildwerk eingebüßt. Sonderbar nehmen sich in den Wandskulpturen die Figuren des Augustus, Tiberius, Caligula, Claudius und Nero aus, die ganz nach ägyptischem Ritus angethan, der Hathor Weihgeschenke darbringen. Die um das Adytum herumliegenden Krypten sind als geheimnisvolle Kultgemächer des denderatischen Götterkreises stockfinster. Sie haben nur in der Mitte der Decke einen kleinen Luftschacht, vor dessen Tücke man beim Umherwandeln auf dem Tempeldach sehr auf der Hut sein muß, denn ein Beinbruch in dieser Gegend gehört schon zu den größeren Unannehmlichkeiten. So

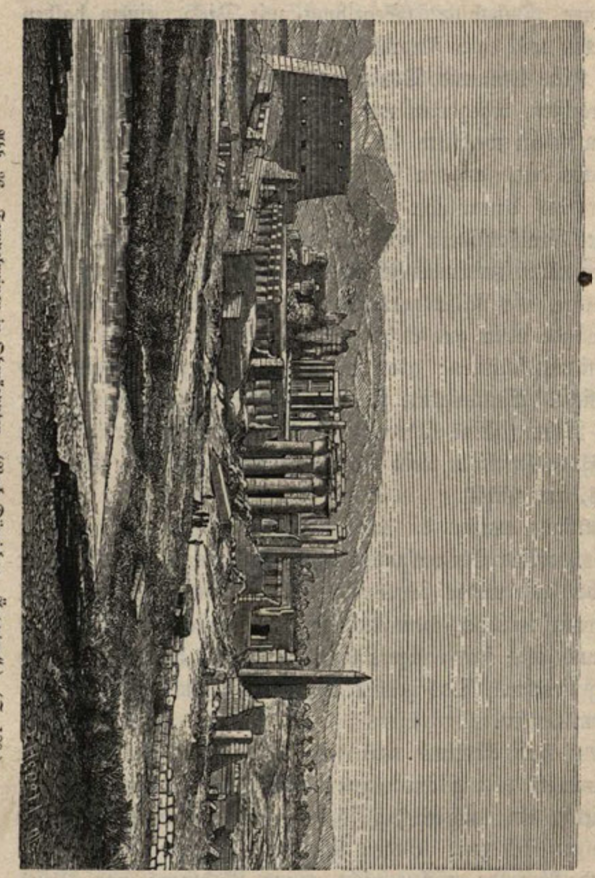


Abb. 36. Tempelruinen in Oberägypten. (Nach Dümichen, „Ägypten".) (S. 180.)

schön übrigens der Tempel ist, hat man doch anfänglich wenig Lust, sein Gebiet zu betreten. Millionen von Wespen und Bienen haben sich an seinen Mauern angesiedelt und summen in dichten Schwärmen um die Wände. Aber ihre Stachel behelligen den Eindringling nicht im geringsten, so daß man sich's gefallen läßt, wenn sie zu Dutzenden auf Rock und Hut promenieren.

Mittags waren wir in Luxor, das im Äußern, wie alle diese Nilstädte, bloß ein etwas breiter angelegtes Fellahdorf ist. Von den Tempeln Karnaks ist vom Fluß aus nichts zu sehen.

Der Tempel in Esne, das wir am Abend erreichten, ist der erste antike ägyptische Tempelbau, den ich sah. Nur eine Halle konnte aus dem Schutt gegraben werden, auf den andern hat sich ein Fellahdorf angesiedelt. Der Abstieg in die geheimnisvoll unter der Erdoberfläche gelegene Säulenhalle, das unsicher lodernde Licht der Strohfackeln, das sonderbare Bild solcher Unmengen von Skulpturen und Inschriften, das rätselhafte Quieken und Flattern der vielen Fledermäuse, der dumpfe Wiederhall des Kauderwelsches meiner Führer, alles das schmolz zu einem seltsamen Gesamteindruck ineinander, der mich lange Zeit nicht mehr losließ.

Edfu ist bekannt durch seinen selten gut erhaltenen Horustempel. Fern vom Nil aus sind seine beiden pyramidenartigen hohen Pylonen sichtbar. In glühender Sonne ritten wir vom Ufer durch mannshohe Durrafelder, wo Eingeborene mit der Einerntung der Brotfrucht beschäftigt waren, und standen nach einer halben Stunde vor dem Tempel auf dem Schutthaufen, der noch vor zehn Jahren den größten Teil des prächtigen Baues bedeckte. Pylonen, Vorhöfe, Hallen und Cella sind in so vortrefflichem Zustand, daß das ganze Heiligtum sehr wohl noch heutzutage als Gotteshaus dienen könnte, wäre seine Zeit nicht dahin. Zu seinen Füßen sind die pygmäischen Lehmhütten des Fleckens Edfu gelagert und lassen die aufstrebenden Tempelmauern noch viel höher und majestätischer erscheinen, als sie sich in andrer Umgebung ausnehmen würden. Die Aussicht von einem der Pylone auf Ebene, Strom, Berge und Wüste ist ohnegleichen; ich genoß sie in vollen Zügen.

Von Edfu bis Selsele nähern sich die libyschen Berge, die nun aus grobfelsigem, dunklem Gestein bestehen, wieder langsam dem Ufer, bis sie bei Selsele mit den niedrigen arabischen Höhenzügen den Strom so einengen, daß die Sage geht, einst sei hier der Fluß von Ufer zu Ufer mit riesigen Ketten gesperrt gewesen.

Oberhalb Selsele wird die Landschaft Wüste. Aus dem turm=

hoch aufgewehten gelben Flugsand hebt sich der dunkle Fels nur noch selten auf, unmittelbar am Strom läuft bloß ein ganz schmaler grüner Saum entlang. Die wenigen Dörfer liegen wie Oasen in dieser

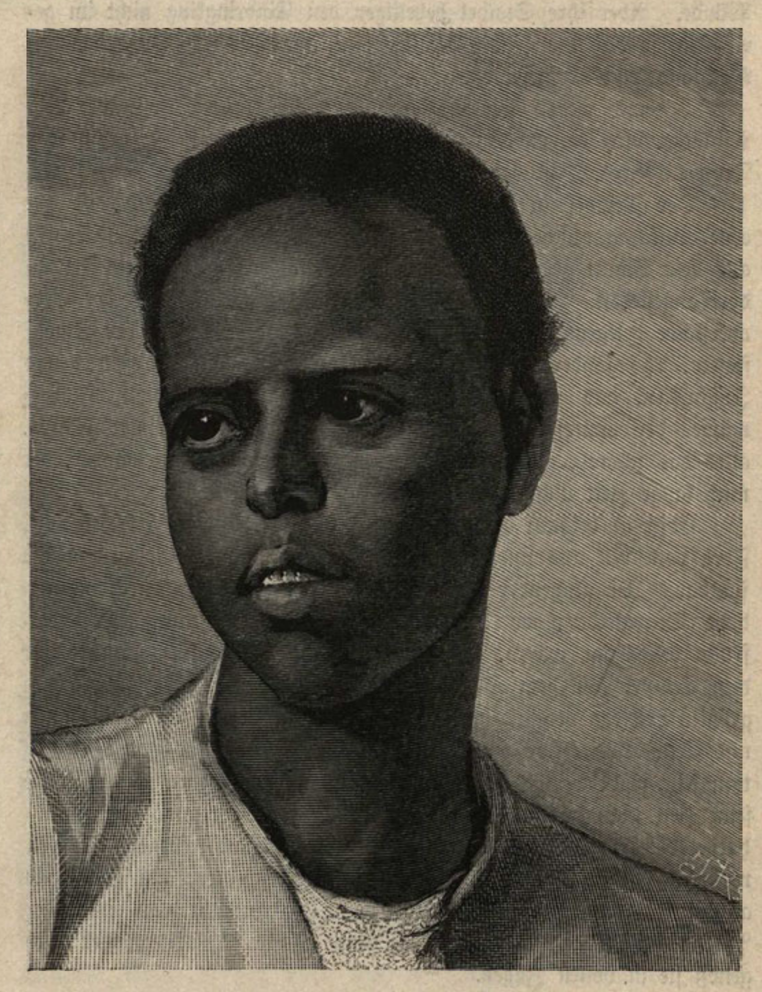


Abb. 37. Ein junger Nubier. (Nach Ebers „Ägypten".) (S. 185.)

Öde. Eins davon ist Kom Ombo. Es war vor Zeiten berühmt durch einen Sebaktempel. Heute stehen im Schutt noch einige Ruinen. Die vorderen Mauern liegen zusammengestürzt im Wasser. Der Strom auf der einen, der Wüstensand auf der anderen Seite

arbeiten unablässig am Untergang des Bauwerks, ein Bild der feindlichen Elemente. Kurz vor Assuan ändert sich das Bild. Breit und massig steigt der Granit wieder aus dem Sand und schließt sich in weitem Kessel zusammen, in welchem zwischen Klippen, Sandbänken und Inselchen die sonnenwarmen Wasser lautlos dahinfließen. Das palmendichte Tempeleiland Elefantine liegt in der Mitte, die wenigen Häuser von Assuan der ehemaligen Tempelfronte gegenüber auf dem arabischen Flußufer, fast ganz verborgen unter breitschattigen Platanen und Sykomoren. Die Tempelreste auf Elefantine sind in traurigem Zustand. Vieles vom alten Mauerwerk findet sich wieder als Baumaterial in den Hütten des heutigen Dorfes. Die Insassen des letztern tragen echt nubischen Typus.

Noch vor ihrem Untergang brannte die Sonne so sengend, daß ich mich zur Abkühlung in den Nil flüchtete und erst in dunkler Nacht nach Assuan zurückkehrte. Vor Krokodilen braucht man beim Baden in dieser Gegend nicht besorgt zu sein, sie haben sich bis weit hinter den zweiten Katarakt zurückgezogen und werden auch dort bald nur noch der Mythe angehören. Die mondhelle Nacht war wundersam mild. Bis nach Mitternacht saß ich am Ufer in einem Boot, hörte dem Plätschern der Wellen zu und sah hinüber nach der Insel, die still und tot vor mir lag.

Wie ein Märchengebilde steigt vor dem Wanderer, der nach zweistündigem Ritte durch Wüstensand von Assuan aus den Nil wieder erreicht, Philä aus dem Wasser auf. Ringsum Granitfelsen wie bei Assuan. Hochwipfelige Palmen umsäumen die Insel und werfen ihren langen schmalen Schatten über die Isistempel, deren Pylonen und Säulenhallen der glänzende glatte Strom in greifbarer Plastik wiederspiegelt. Frühzeitig waren wir auf muntern Eselchen von Assuan aufgebrochen und kamen noch verschont von der nubischen Sonne auf Philä an. Auf bequemen Stufen steigt man den hohen Uferbau hinan. Hüttenruinen ehemaliger Dörfer bedecken buchstäblich die ganze Insel; in und auf den Tempeln stehen die Überbleibsel des aus Nilschlamm und Sanderde aufgebauten Gemäuers. Bewohnt ist das Inselchen aber heute nicht mehr.

Man erkennt sofort, daß die Tempelanlage ohne einheitlichen Plan entstanden ist. Das Ganze ist eine Mehrheit von Pylonen, Hallen, Pavillons, Säulengängen u. s. w., kreuz und quer, neben- und ineinander gestellt. Selbst die herumführenden Bootsleute wissen mitunter weder ein noch aus. Die unter Tiberius zugefügten Neubauten und Dekorationen sind vielfach gar nicht vollendet worden.

Der Säulen mit unskulpierten Kapitälen und der Wände mit nur skizziertem Bildwerk giebt es viele. Einer der Pylonen steht auf einem kolossalen roten Granitblock, auf welchem hieroglyphisch eingeschnitten eine an die Isispriester gerichtete Schenkungsurkunde zu lesen ist. Koptische, in die Wände gemeißelte Kreuze verraten an manchen Stellen die spätere Benutzung der Räume als christliche Gotteshäuser, und im Mittelchor des ersten Pylon erzählt eine französische Inschrift der Nachwelt, daß am 13. ventôse de l'an 7 de la république Bonapartes General Desaix mit einer französischen Division die flüchtigen Mameluken bis hierher verfolgt hat. Der Aufstieg auf den Pylon ist ebenso bequem wie die Aussicht von oben lohnend.

Zurückgekehrt an die Ufertreppe, fanden wir unser Boot dicht besetzt von kräftigen Burschen, die uns zum Katarakt rudern sollten. Nach halbstündiger Fahrt befanden wir uns in den ersten Stromschnellen. Wir stiegen ans Land und hatten nun einen weitreichenden Überblick über die Tausende von Riffen und Klippen, über und zwischen welchen der Strom schäumend und tobend hinbraust. Das Wort „Katarakt" ist schlecht gewählt für diese Nilpartie; es sind Stromschnellen, keine Wasserfälle, aber der Schiffahrt verursachen sie doch ungeheure Schwierigkeiten. Wehe dem Boot, das in dieses Felsengewirr getrieben wird. Ich erschrak darum aufs heftigste, als mit lautem Aufschrei einer unsrer Bootsleute vom hohen Ufer mitten in die zischende Flut hineinsprang. Ich lief näher, um nach ihm zu sehen, da gellte hinter mir ein zweiter Schrei. Eins, zwei, drei, ein halbes Dutzend andrer Schwarzen sprangen dem erstern nach. Die Strömung trieb sie pfeilschnell abwärts. Oft verschwanden sie minutenlang unter dem schäumenden Wasser; tauchten sie auf, so brüllten sie „Allah". Es war eine schwere, gefährliche Schwimmproduktion. Schließlich warf sie der Strom eine Viertelstunde abwärts auf den Fels, und nun jagten sie um die Wette nach dem Bakschisch, der in Gestalt von zwei Piaster (42 Pf.) pro Mann sie so zufriedenstellte, daß sie sich daran machten, die Prozedur zu wiederholen, hätte ich sie nicht mit dem Stock zurückgetrieben.

Inzwischen hatte sich eine Menge neugieriger, Bakschisch ersehnender Bewohner des nahen nubischen Dorfes um uns gesammelt. Die Kinder waren ganz nackt, die Männer trugen eine kurze Pluderhose, und die Weiber einen ledernen, zottigen Schurz als einziges Bekleidungsstück. Silberne, plump gearbeitete Ringe in Ohren und Nase und gleichartige Spangen oder Spiralen um Oberarm und

Knöchel bildeten ihren Schmuck. Die gesträhnten Haare starrten von eingeschmiertem Hammelfett und dufteten lieblich auf 50 m im Umkreis. Aber die schwarzbraune Haut leuchtete so farbenhell, die Körper waren meist so tadellos gewachsen und die Gesichter fast alle so schön geschnitten, daß ich über der Augenweide gern die Beleidigung der Geruchsorgane unbeachtet ließ. Zu langem Freundschaftsabschluß mangelte uns jedoch die Zeit. Wir ruderten zurück, eine lange Strecke begleitet von mehreren schwimmenden Knaben, die, auf Baumstümpfen reitend, unermüdlich im Wasser fortplätscherten, bis wir sie mit einigen Brotrinden beglückten.

Sehr ermüdet langten wir in Assuan am Dampfer wieder an, das Schiff drehte sich langsam, und wir waren auf dem Rückweg.

6.

Werktagsleben in Oberägypten.

— Benjamin Klunzinger —

Einfach und gleichmäßig rinnt das Leben des gemeinen Stadtbürgers in Oberägypten hin. Vor Sonnenaufgang erhebt er sich von seinem Lager und verrichtet seine religiöse Morgenwaschung und sein Frühgebet, das Morgengebet nach Sonnenaufgang ist nach den Religionsgesetzen unstatthaft, und die Sonne über seinem schlafenden Haupte aufgehen zu lassen, wird allgemein als gesundheitsschädlich gehalten; dann trinkt er sein Täßchen Kaffee zur Pfeife, zu Hause oder im öffentlichen Kaffeehause. Sein Frühmahl, das er nach, zuweilen auch vor dem Kaffee einnimmt, besteht aus den Überbleibseln der Abendmahlzeit, oder aus Mehlfladen mit Milch, oder er holt sich für eine Kleinigkeit vom Markt, die immer bereite Nationalspeise Ful, d. i. gedämpfte Saubohnen. Dann geht er seinen Geschäften nach, kauft, verkauft, schreibt, schafft, wandelt, aber all das mit Gemächlichkeit, Muße und Ruhe des Gemüts. Was heute nicht ist, kann morgen noch werden, auf gut arabisch: „morgen, so Gott will“. Die dringendsten Geschäfte lassen immer noch ein Viertelstündchen frei, um mit Bekannten bei Kaffee und Tabak zu plaudern, sei es in der Kaufbude, der Werkstatt oder der Amtsstube. Und der Bekannten sind viele, der Viertelstündchen werden immer mehrere. Hier und da geht auch die Arbeit oder die Lust dazu aus und er

zieht selbst von einem Freund zum andern. Das tägliche Brot für sich und seine Familie wird sich schon finden, denn: „unser Herrgott ist gnädig und freigebig“, viel bedarf er ja nicht und im Notfall wird ihn sein weichherziger Nachbar nicht hungernd zu Bett gehen lassen. Schon vor dem Mittagsruf des Moscheentürmers hat er sich zur Stunde des Gebetes vorbereitet, geht nach Verrichtung dieses nach Hause und genießt sein sehr einfaches Mittagsbrot, meist nur Brot mit Früchten oder mit weißem Landkäse, Milch, gesalzenen Fischen, Zuckermelasse (sogenanntem schwarzen Honig).

Um sein Mittagsschläfchen läßt er sich nicht bringen, zumal an heißen, langen Sommertagen; er pflegt dessen im Hause oder in seiner Marktbude, im Café oder an irgend einem schattigen Plätzchen der freien Natur und es veröden um diese Zeit die Straßen und Märkte. Erst um die Vesperzeit rührt es sich wieder; er beginnt den zweiten Tagesabschnitt, wie den ersten, mit Abwaschung, Gebet und Kaffee, und befleißigt sich und tummelt sich den Rest des Tages für die vertrödelte und verträumte Zeit zu benutzen. Denn nur kurz ist dieser Rest und mit dem letzten Glimmer der untergehenden Sonne ruft der Türmer wieder, der Kaufmann schließt seinen Laden, der Arbeiter legt sein Handwerkszeug weg, der Schreiber und Gelehrte schlägt sein Buch zu.

Der Bauersmann freilich hat mit dem Bestellen der Felder weniger Muße zum süßen Nichtsthun; aber auch er überarbeitet sich nicht. Seine Arbeit ist bei der Gelindigkeit und der natürlichen Fruchtbarkeit des Bodens im Verhältnis zu der des nordischen Bauern eine ziemlich leichte und besteht größtenteils in künstlicher Bewässerung, welche meist von jungen Menschenkräften oder vom Vieh besorgt wird. Wo er kann, macht auch der Bauer sich ruhige Stündchen und schläft und plaudert und singt. Auch ihm pressiert es nicht.

Nach verrichtetem Abendgebet wandelt der Bürger seiner Behausung zu, wo ihn das schon bereitete Nachtmahl erwartet. Und dabei thut er sich gütlich, das Nachtessen ist meist seine Hauptmahlzeit; seine Frau bringt es ihm auf einem hölzernen runden Brett, das sich auf einigen Leisten oder kurzen Füßen erhebt (tablie), bei Reicheren auf einem schildartigen Metallteller (sanie). Die Basis ist das Brot aus Weizen- oder Hirsenmehl, oder ungesäuerte über Mistglut gebackene warme Fladen, von denen er unglaubliche Quantitäten verzehrt. Dann hat ihm seine Hausfrau einen Fisch mit Zwiebeln und Öl gekocht oder gebacken, oder es liegt ein junges

Täubchen oder gar ein Huhn im Topf, deren Brühe vortrefflich zu den eingetunkten Fladenstücken schmeckt. Bisweilen hat sich auch ein Stückchen Hammel-, Büffel-, Kamel- oder Ziegenfleisch auftreiben lassen, womit die gequollenen Bamien oder die zähschleimige spinatartige Moluchie gekocht sind. Doch das sind schon kostbarere Genüsse; für gewöhnlich genügen auch abends die nationalen Ful, oder Linsen, ohne Fleisch im Wasser gekocht, Ful mit Moluchie, ein dicker Mehlkleister, ein rauhes Gersten- und Weizenstampf, ein Schmalzfladen, eine Eierspeise, Obst, geröstete Kornfrüchte, Salz und Kümmel und namentlich rohe Zwiebeln. All das, außer den Ful, waren auch die gewöhnlichen Speisen der alten Ägypter, wozu noch Papyrus und Lotus kam. Wenn es nur immer angeht, müssen zwei oder drei Arten von Gerichten auf dem Tische sein, und der Bürger kostet an allen diesen zugleich herum, bald von diesem, bald von jenem einen Bissen fassend.

Nach dem Abendessen bleibt der ägyptische Spießbürger hübsch fein zu Hause, er lagert sich vor seinem Hause in den Staub der Straße ausgestreckt, oder hockt in einem Zirkel friedlicher Nachbarn, seltner sucht er wieder das Café oder einen Freund in dessen Hause oder Hofe auf, der es vermag und liebt, seine Freunde zu einer gemütlichen Abendgesellschaft um sich zu versammeln. Dabei genügt das Sternen- und Mondlicht, oder wenn man sich im Winter in die dunkle Kammer zurückziehen muß, der schwache Schein eines Öllämpchens. Von nächtlicher Kopf- oder Handarbeit weiß man hier zu Lande selbst bei Gelehrten nichts, und die zahllosen Blinden und Triefäugigen, die herumlaufen, haben ihr Leiden nicht von Überanstrengung der Augen geholt. So geht's heute, so geht's morgen, die erschreckendsten Ereignisse der großen Welt gehen bei den meisten eindruckslos vorüber. Denn nur sehr wenige halten sich eine Zeitung und noch weniger verstehen sie, teils weil deren Sprache eine gar zu feine und daher unpopuläre ist, teils weil den Leuten alle und jede Vorkenntnis dazu fehlt. Bei den alten Ägyptern war es den gemeinen Leuten, wie Handwerkern, bei strengster Strafe verboten, sich in Politik zu mischen. Nur die dringendste Notwendigkeit veranlaßt den Bürger eine Reise zu machen, und wenn er einmal eine macht, so pilgert er nach Mekka, oder geht höchstens in ein anderes Land, wo auch der Islam herrscht. Denn im Frankenlande würde er jeden Augenblick mit seinen Gewohnheiten und Begriffen in Kollision kommen; er müßte, wenn nicht Schweinefleisch, doch mit Schweinefett geschmälzte Speisen, er müßte Aas (d. h. ersticktes, nicht

unter Anrufung Gottes geschlachtetes Fleisch) essen, er hätte nicht die Bedingungen zur Abmachung seiner religiösen Pflichten, wie der Abwaschung, des fünfmaligen täglichen Gebetes, keine Moschee, keinen Turmrufer, und wenn einer je einmal in Europa gewesen ist, oder wenigstens in einer Stadt, wo fränkisches Leben vorherrscht, so kann er seinen Landsleuten nicht genug des Lächerlichen und Verkehrten erzählen, was er da gesehen hat, wie ja nicht minder in Vorurteil gegen Fremde und Fremdes die alten Ägypter befangen waren.

7.

Nachts auf dem Anstand.

— Karl Graf Krockow —

Die Menge von Raubtieren, die durch unser Lager auf der Jungfraueninsel im Takazze und durch die vielerlei Abfälle von Wild angelockt waren, veranlaßten mich, trotz des geringen Mondscheines, einen Versuch zu machen, ob ich wohl eines derselben erlegen könne. Einen gedeckten Platz hatte ich mir zum Anstand schon ausgesucht, dazu nahm ich einen Diener nebst mehreren geladenen Waffen mit. Über eine große Sandfläche schritten wir hinweg, nach sieben- bis achthundert Schritten waren wir auf der erwählten Stelle.

Die Sonne war eben untergegangen, das kurze Zwielicht zwischen Tag und Nacht ging schon in immer dichtere Dunkelheit über, als ich mit meinem Araber die kurze Strecke bis zu dem erwähnten Orte zurückgelegt und mich dort, so gut wie möglich, versteckt hatte. Die Außenlinien der nahen Berg- und Hügelzüge traten allgemach an dem Himmel im Glanze der Sterne, die nacheinander aus dem Äthermeere auftauchten, immer deutlicher hervor, während die darunter liegenden Gegenstände sich in tiefere Finsternis hüllten und bald nur undeutliche Massen bildeten.

Die Natur versank in ein atemloses Schweigen, in eine kurze, großartige Ruhe. Alles war still, kein Lufthauch bewegte die kahlen Zweige, nur die glänzenden Sterne flimmerten am Firmamente und blickten neugierig in mein Versteck.

Da, wie durch Zauberschlag ändert sich die Scene, Fledermäuse schwirren durch die kühle Nachtluft, ein gestörter Vogel sucht ängstlich schreiend einen sicheren Ruheplatz, und ein heiseres Gekreisch kündet den auf Raub ausgehenden Schakal an.

Die schauerliche, unheimliche Stille war gebrochen, in größeren oder kleineren Pausen erscholl aus verschiedenen Richtungen das bekannte Hyänengeheul, das dem Lachen so nahe kommt, oder auch die tiefen, hohl klingenden Stimmen von Löwen. Außerdem erhoben sich so manche, mir ganz neue und unbekannte Laute, ein Pfeifen, Krächzen, Grunzen, Heulen oder dumpfes Rasseln, und ich leugne nicht, daß ein Schauer mich überlief, als ich, durch ein nahes Geräusch aufmerksam gemacht, zwei große Tiere in dem trockenen Charbett unter mir vorbeikommen sah. Doch schnell gefaßt, erhob ich meine Büchse, als mein Araber, mit seiner Hand mich berührend, mir leise das Wort Amgriehn (Rhinozeros) zuflüsterte. Meine Büchse setzte ich sofort in Ruhe, da jeder unsichere Schuß mich und meinen Begleiter in unnötige Gefahr gebracht hätte; ich ließ also die nach dem Flußufer ziehenden, mächtigen Tiere vorbei und verlor sie dann bald aus meinen Augen. Mein Araber wurde etwas ängstlich und sprach die Meinung aus, daß die Zeit des Anstandes vorbei sei und wir uns wieder in das Lager zurückbegeben könnten. Ich wollte hiervon aber nichts wissen, sondern diese Nacht teilweise dem gefährlichen Unternehmen widmen, worauf mein Araber sich in sein Schicksal ergeben mußte. Sehr lange Zeit saß ich mit gespannter Aufmerksamkeit; nur mehrere heulende Hyänen vernahm ich nach dem Lager zu. Eine leichte Ermüdung überfiel mich, und als ich nach meinem Begleiter blickte, sah ich denselben auch bereits in tiefem Schlafe liegen.

Nun war ich allein, lauschte und spähte doppelt wachsam umher und vertrieb mir die Müdigkeit, so gut ich konnte. Schon ergab ich mich in den Gedanken, meinen Araber zu wecken, und den Rückweg zum Lager anzutreten, als ein leichtes Ästeknicken, nach der Waldseite zu, mich aufmerksam machte. Ich richtete meine Blicke in die Gebüsche und bemerkte dort ein paar leuchtende Punkte. Diese konnten nur einem größeren Raubtiere angehören, und da seine Nähe auf zwölf bis fünfzehn Schritt mir unbequem wurde, erhob ich meine Büchse, suchte unter die mattleuchtenden Flecke abzukommen, dann knallte der Schuß. Dieser prallte von den Bergen in vielfachem Echo zurück; im selben Moment stand mein Araber erschreckt und erstaunt aufgerichtet neben mir. Ich deutete darauf in den Busch, indem ich ihm leise die Worte Aszed (Löwe), Ninner (Leopard) sagte und ermahnte ihn, nun wachsam und aufmerksam zu sein.

Der Schuß hatte einige Tiere alarmiert, auch ein dumpfes Löwenbrüllen antwortete vom jenseitigen Flußufer, während eilige

Tritte in dem Busche anderes flüchtiges Wild verrieten. Meine Büchse lud ich so geräuschlos als möglich, und ließ, während ich die Sandfläche beobachtete, den Araber ein wachsames Auge und Ohr auf die dichten Gebüsche haben. Vergeblich saß ich wohl wieder eine halbe Stunde lang, ohne etwas zu erblicken und hatte fast die Hoffnung aufgegeben, als ein kleineres, noch nicht erkennbares Tier auf der Sandebene herankam. Ich nehme von meinem Araber das gespannte Doppelgewehr und gebe ihm meine Doppelbüchse. Die wenn auch fast lautlosen Bewegungen müssen das nahe Tier doch aufmerksam gemacht haben, es stutzt, der Schuß fällt. Ich sehe nichts mehr, höre aber ein Geräusch auf der unter mir liegenden Sandfläche. Das abgeschossene Gewehr hatte ich bald wieder geladen und wartete abermals eine Viertelstunde, um vielleicht noch einen Schuß anzubringen zu können. Eine schwer zu überwindende Müdigkeit überfiel mich wieder; da beschloß ich, meinen Versteck zu verlassen und nach dem Lager zurückzukehren. Mein Begleiter war sehr erfreut, den schon lange von ihm erwünschten Rückzug antreten zu dürfen. Nachdem wir den Ort verlassen hatten, suchten wir vereint auf der nackten Ebene nach dem Gegenstande meines zweiten Schusses. Nur wenige Minuten genügten, um uns einen dunkeln Körper finden zu lassen; als ich denselben vom Boden aufhob, erkannte ich in ihm einen der hier so häufig vorkommenden Schakale. Der Balg dieser Tiere ist schwarzgrau, von dem Kopfe geht ein dunkler Streifen über den Rücken, ebenso sind die vier Sprünge, d. h. die unteren Teile der Beine, schwarz; der Bauch ist aschgrau gezeichnet.

Die Hälfte des Weges hatten wir kaum zurückgelegt, als flüchtige, schwere Tritte das Nahen eines größeren Tieres verkündeten. Zugleich erschallte das unheimliche, gellende Geschrei einer großen gefleckten Hyäne, die von einem Fraß, vielleicht durch unsere Annäherung gestört, sich zum Angriff zu bereiten schien, jedoch bald darauf, ihr scharfes Lachen ausstoßend, entfloh. Je näher wir dem Lager kamen, desto mehr Raubtiere hörten wir in die Gebüsche zurückeilen. Endlich erreichten wir unsere Lagerumzäunung und ich hob den schließenden, großen Dornenbusch in die Höhe, schob ihn wieder in die Hecke ein und streckte mich bald nachher auf mein Lager hin, rauchte noch eine Pfeife lange entbehrten Tabaks und schlief dann sanft ein.

8.

Nach Sámara zur Audienz beim Negus Negest von Äthiopien.

— Gerhard Rohlfs —

Von Massaua aus hatten wir unsern Marsch in die abessinischen Gebirge zum Negus Negest begonnen. Ein Tagemarsch trennte uns jetzt nur noch von Samara, unserem Ziel.

Nach einer regnerischen Nacht — zugebracht am Bache Amus-Öënsen —, traten wir diesen unseren letzten Marsch an. Eine große Reise, das wußten wir, hatten wir zwar nicht mehr zu machen, und die Nähe der kaiserlichen Residenz berechtigt gewiß zu der Hoffnung, endlich auf bessere oder mindestens verbesserte Wege zu stoßen und wenigstens Brücken oder sonst irgend welche Mittel zum Übersetzen der Flüsse zu finden. Aber diese Hoffnung schlug fehl. Hatten wir bis dahin in ganz Abessinien noch nirgends eine Kunststraße oder einen künstlich hergestellten Flußübergang gefunden, so sollte in diesen trostlosen Zuständen auch die Nähe der neguslichen Residenz nicht das geringste ändern.

Fort ging's nun wieder im buntesten Wechsel über Berg und Thal. Wenn aber bezüglich der Wege nicht mehr als alles zu wünschen übrig blieb, so entfaltete die Natur nun desto größere Reize. Hinter uns im Norden lag jetzt der mächtige Melso-Stock, Schoa Amba und Menametakau, welche wir am Tage vorher überstiegen und dabei eine Höhe von 2699 m erreicht hatten. Vor uns lag Debra-Tabor und im Südosten davon der über 4000 m hohe Gune-Gebirgsstock, welcher so dominierend für diese Gegend ist, daß auch die Berge von Debra Tabor unmittelbar davon abhängen. Dicke Wolkenschichten entziehen den höchsten Gipfel fast immer den Blicken, und der stetige feuchte Niederschlag füllt denn auch nicht nur die ewig rauschenden Gießbäche, sondern er hat auch eine besonders üppige Vegetation hier hervorgebracht. Mannshohe Eriken, wilde Rosen und Jasmin erfreuten das Auge, und auf den fetten Wiesen blühten reizende Primeln und himmelblaue Lobelien. Manchmal kam man durch Wäldchen von Wacholderbäumen, welche man sonst nur in der Nähe von Kirchen findet, und wenn man in die Thäler hinuntersah, so fand man die Gehänge bedeckt mit dem für ganz Abessinien so charakteristischen Kandelaberbaum, während leise Lüfte

den zartriechenden Duft verschiedener Akazien herauftrugen, wo er sich mischte mit den Wohlgerüchen der Rosen und des Jasmin.

Gut angebaute Getreidefelder, einzelne Gehöfte, weidende Herden, arbeitende und ackernde Bauern, die Hügel gekrönt mit spitzdachigen Kirchen, vollendeten das Bild einer schönen, friedlich-ruhigen Landschaft!

Und doch hatte man trotzdem immer mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen, um vorwärts zu kommen. Wollte man die schöne, üppige Natur voll und ganz genießen, dann mußte man Halt machen, denn selbst beim Reiten war der Reisende gezwungen, seine ganze Aufmerksamkeit auf den Pfad, auf das Maultier, auf Busch- und Baumzweige zu richten. Stets hat man sich vor stachlichtem Gebüsch, hervorstehenden Ästen, herunterrollenden Steinen in acht zu nehmen. Und wie oft muß der Reisende absteigen, da selbst auf abessinischen Maultieren, welche fast Leitern zu erklimmen vermögen, das Reiten stellenweise halsbrecherisch sein würde. Zwei Stunden von Samara ließ ich Halt machen, und ein Zelt aufschlagen, um mich anzukleiden; denn da man mir mitgeteilt hatte, ich müsse direkt zum Negus Negest reiten, hielt ich es für angemessen, andere Kleidungsstücke anzuziehen als den halbzerrissenen Reiseanzug. Schon tags vorher hatten meine Diener, dreißig an der Zahl, im Amus-Oünsen eine große Kleiderreinigung gehalten, zu welcher sie Seife für die Leibwäsche und Endot bekommen hatten, eine Pflanze, deren Samen zerrieben als Seife für die größeren Gegenstände benutzt wird.

Als nun alles in Ordnung war, zogen wir wohlgemut von dannen, und da die Leute versicherten, es kämen jetzt keine steilen Schluchten und es wären keine gefährlichen Gewässer mehr zu passieren, so hoffte ich ohne Unfall, und namentlich ohne meinen neuen Anzug allzusehr zu gefährden, vor dem Selbstherrscher der Abessinier erscheinen zu können. Aber ich hatte die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Plötzlich standen wir vor einem tief eingeschnittenen Spalt, so tief und so breit, wie man sie eben nur in Abessinien findet. Und da unten donnerten und rauschten schäumende Gewässer. Was war zu machen? Das Wasser war der Schätzung nach mindestens einen Meter tief. Untiefen waren außerdem noch zu fürchten. Scharfkantige Trachyt- und Basaltblöcke zerschnitten, aus dem Schaum herausragend, die niederschießenden Gewässer. Sollte ich mich entkleiden? Der Negus erwartete mich, und man hatte mir gesagt, er hasse nichts mehr als Aufschub. So mußte denn auf alle Fälle ein Übergang gesucht werden. Die Pferde und Maultiere — letztere,

nachdem man ihnen die Ladungen abgenommen hatte — wurden zuerst hinübergetrieben und dann der Durchgang derartig versucht, daß ich mich auf die Schultern eines Abessiniers setzte. Ihn hielten zwei andere Leute, und diese wurden von je vier Mann gehalten, um ein Wegschwemmen zu verhüten. Und so kam ich wirklich gut getragen hinüber, nur mein Schuhzeug wurde vom Gischt etwas naß. Die übrigen Leute lotsten, eine Kette bildend, sich ebenfalls glücklich hindurch.



Abb. 38. Massaua am Roten Meer, vom Festlande aus gesehen (S. 191).

Jetzt waren aber auch wirklich alle Terrainschwierigkeiten besiegt! Bald darauf kamen wir an das große Lager des Kaisers, das, aus verschiedenen Abteilungen (Brigaden) bestehend, sich stundenweit um die Residenz Samara herumzieht. Daß unsere Karawane überall das größte Aufsehen erregte, braucht wohl kaum besonders hervorgehoben zu werden. Krieger, deren Frauen und Kinder, alles kam herbeigeströmt, um den Abgesandten des Kaisers von Preußen zu bewundern. Im Orient nämlich heißen seit der Wiedererrichtung des Deutschen Reiches die Deutschen Prussiani,

Deutschland selbst offiziell Germania, beim Volk aber auch Prussia. Der Ausdruck Nemsa, mit dem früher Gesamtdeutschland bezeichnet wurde, ist auf Österreich übergegangen.

Wir hielten einen Augenblick, um dem Negus Zeit zu geben, sich zu sammeln und in Parade zu setzen, und ritten dann langsam den Hügel Samara hinan, der vom Fuße bis zur Höhe mit Wohnungen bedeckt ist und dessen höchster Punkt von der Wohnung des Negus Negest selbst überragt wird. Ein ziemlich enger Pfad schlängelt sich durch die meist hofummauerten Wohnungen. Rechts und links duften Jasmin und Rosen, oft durch reizende Rankgewächse wie zu einem Ganzen vereint. Vor dem Thor, welches durch ein riesiges Vorhaus überdacht wird, stand eine Batterie aufgefahren; Kanonen neuester Konstruktion, den Ägyptern vor einigen Jahren abgenommen. Der Ceremonienmeister empfing uns hier, und etwas weiter wurden wir von einem anderen hohen Beamten begrüßt. Ein etwa 100 m langer, 20 m breiter Vorraum, der nun folgte, war besetzt mit Soldaten, welche, in vier Reihen aufgestellt und sämtlich mit Remington bewaffnet — ebenfalls den Ägyptern abgenommen — in ihrer malerischen Tracht einen überraschend guten Eindruck machten. Ein kurzer Halt wurde noch in einem zweiten großen, runden Gebäude gemacht, in welchem der Negus Negest bei regnerischem Wetter seinen Unterthanen Audienz giebt und Gericht abhält. Dann wurde noch ein offener Hofraum durchschritten, und man erstieg mittels einer sehr steilen und unangenehm glatten Treppe aus Basaltsteinen das große Gemach, in welchem der Kaiser Gesandte fremder Mächte zu empfangen pflegt.

Dieser Raum ist die vordere Abteilung eines Gebäudes, welches speciell zur Wohnung für den Negus bestimmt ist. Wie ganz anders, wie monumental wohnten die Kaiser von Abessinien in den noch ziemlich gut erhaltenen Schlössern in Gondar! Die Wohnung des Negus in Samara, nach Art der italienischen Landhäuser erbaut, ist aus dunklem Basalt und hat nur zwei Zimmer. Das vordere Gemach, in welches wir geführt wurden, etwa 10 m zu 8 m, war überall mit schönen persischen Teppichen belegt, während die Wände ringsum mit weißen, rotgeränderten abessinischen Tüchern behangen waren. Im Hintergrunde, gerade dem Eingange gegenüber, befand sich eine Erhöhung mit blauem Sammet bedeckt und reich mit dicken, massivsilbernen Fransen behangen. Darauf saß der Negus Johannes zwischen zwei mit Seide überzogenen Kissen. An der einen Seite standen für uns bereit hübsche weißlackierte und vergoldete Rokoko-

stühle, deren Polster ebenfalls aus Seide waren. In einigen Nischen, welche in der Wand sich befanden, sah man prachtvolle Krüge, Vasen und Kreuze aus Silber und Gold, alles abessinische Arbeit. Sie würden jeden Sammler und Kunstkenner entzückt haben.

Der Negus war in abessinischer Tracht, das heißt man sah nur, daß er vollkommen in seinen Margef eingehüllt war, jenes prachtvolle Umschlagetuch, welches, aus feinster Baumwolle gewebt, reicher als Seide und mit breiten buntseidenen Streifen bestickt ist. Selbst sein Kopf war verhüllt, nur ragte auf der linken Seite aus seinem in kleine Tressen geflochtenen Haar eine reizende Filigrannadel aus Gold hervor.

Nachdem wir uns tief verbeugt hatten, winkte mir der Negus, heranzutreten, streckte seine Hand aus der Umhüllung hervor und die meine schüttelnd, hieß er uns willkommen. Er erkundigte sich sodann nach der Gesundheit des Kaisers, des kaiserlichen Hauses, des Fürsten Bismarck und der Armee. Als ich zufriedenstellend darauf kurz antwortete, sagte er, da wir wohl ermüdet wären, möchten wir uns jetzt in unsere Wohnung zurückziehen. Damit war die erste Audienz zu Ende. Während derselben donnerten die Geschütze der vorhin erwähnten Batterie ihre Begrüßung.

9.

„Gedankenleser“ in Afrika.

— Anton Stecker —

Bei einem Besuche, welchen ich, aus den Gallaländern zurückgekehrt, dem Könige Menelik von Schoa machte, erfuhr ich wunderbare Dinge über einen Beamten des Königs, der die Fähigkeit besitzen sollte, Diebe mit Leichtigkeit herauszufinden, und deshalb auch den offiziellen Titel „Liewascha“, d. h. Diebsfänger, trug. Die Sache, wie sie mir da erzählt wurde, kam mir so unglaublich vor, daß ich mit großer Spannung einer Gelegenheit entgegensah, um einer Produktion des Liewascha beizuwohnen und den hier, nach allem zu schließen, zu Grunde liegenden Schwindel zu entdecken. Mein Wunsch sollte auch in der That bald in Erfüllung gehen. Eines Tages waren aus einem Zelt, in dem ein Teil meiner Dienerschaft untergebracht war, einem derselben Kleidungsstücke gestohlen und spurlos verschwunden. Trotz der eingeleiteten Untersuchung konnte der Dieb nicht entdeckt werden,

was mir um so unangenehmer war, als, meiner Meinung nach, der Dieb nur einer von meinen Dienern gewesen sein konnte, da ich bestimmt wußte, daß am selben Tage keine Fremden mein Lager aufgesucht hatten, und nachts gar niemand den Lagerplatz betreten durfte. In diesem Augenblick erinnerte ich mich nun des Liewascha. Ich besuchte den König, erzählte ihm das Vorgefallene und bat ihn, den Liewascha zu beauftragen, mir zum Auffinden des Diebes behilflich zu sein. König Menelik willigte um so gefälliger ein, da ich ihm einige Tage vorher nicht fest genug von der Leistungsfähigkeit des Liewascha überzeugt zu sein schien. Ich kehrte in mein Lager zurück und bald darauf kam der Liewascha in Begleitung eines jungen, etwa achtjährigen Gallaknaben.

Nach einigen vorausgegangenen Höflichkeitsphrasen, die, wie im Orient überall, auch hier eine lange Zeit in Anspruch nahmen, und nachdem ich dem „Diebsfänger" nach Möglichkeit versichert, mich glücklich zu schätzen, mit meinen eigenen Augen mich von seiner wunderbaren Fertigkeit überzeugen zu dürfen, erzählte ich ihm das, was mir vom Diebstahl bekannt war. Der Liewascha, durch meine Komplimente sichtlich erfreut, bat nun, den bestohlenen Diener zu rufen, erkundigte sich bei diesem nach dem Diebstahl und ließ ihn schwören, daß ihm die Kleidungsstücke in der That auch gestohlen wären. Gleich darauf fing das Diebsuchen an. Der Liewascha verlangte vor allem frische Milch und eine Wasserpfeife. Nachdem beides beschafft worden, verließen wir das Zelt; die ganze Dienerschaft wurde zusammengerufen, um einen vor dem Zelt ausgebreiteten Teppich, auf dem ich und der Liewascha saßen, aufgestellt, während zwischen uns der von dem Liewascha mitgebrachte Gallaknabe und ihm gegenüber der bestohlene Diener Platz nahmen. Der Liewascha nahm die Milch, goß sie in ein bereitstehendes größeres Gefäß, suchte in seinem Ledersack zwei Pakete heraus und schüttete den Inhalt derselben in die Milch. Es war eine schwarze und eine zinnoberrote Masse, welche sich bald in der Milch gänzlich aufgelöst hatte. Von dieser Flüssigkeit wurde nun ein Teil in einen Becher gegossen, mit dem anderen aber, anstatt mit Wasser, das bereitstehende Nargileh gefüllt. Nun mußte sich der Knabe entkleiden, was nur mit großer Mühe gelang; wie ich bemerkte, zitterte der kleine Galla am ganzen Körper und eine furchtbare Angst war in seinem Gesichte zu lesen. Dann wurde das eine Ende der Leibbinde des Bestohlenen um die linke Hand des Knaben festgebunden, während das freie Ende derselben der Bestohlene festhielt und nicht aus der Hand lassen durfte. Hierauf reichte der Liewascha dem Kna-

ben den Becher und befahl ihm, indem zu gleicher Zeit der bestohlene Diener den Kopf des Knaben in seinen Händen halten mußte, selben in einem Zuge zu leeren. Der Knabe, in dessen Gesichtszügen sich augenblicklich der größte Schreck kundgab, weigerte sich zu trinken, wurde aber durch Versprechungen endlich dazu gebracht; er faßte hastig den dargereichten Becher, trank in einem Zuge die Flüssigkeit aus, steckte das vom Liewascha bereit gehaltene Mundstück des Nargileh in den Mund, machte einige Züge, warf aber bald unter schweren Atemzügen dasselbe weg. Einige konvulsive Bewegungen des ganzen Körpers noch, und der Knabe schien in einen Schlaf versunken zu sein. Er lag regungslos auf dem Boden, die vorher starr blickenden Augen schlossen sich allmählich und nur ein tiefer Atem, der sich von Zeit zu Zeit seiner Brust entrang, gab ein Zeichen von seinem Leben.

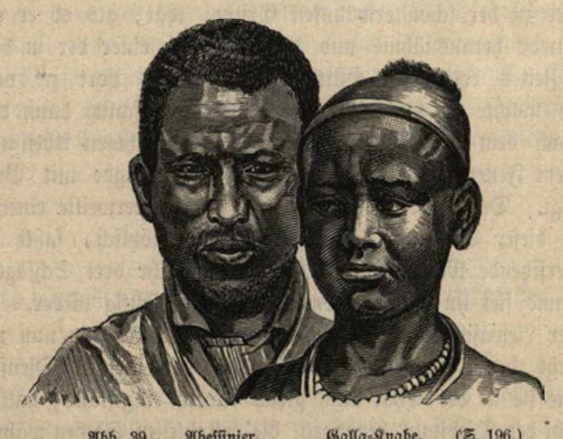


Abb. 39. Abessinier. Galla-Knabe. (S. 196.)

Plötzlich stand er auf, von dem Diener an der Leibbinde geführt, und stets mit geschlossenen Augen, näherte er sich langsam dem Zelt, aus dem vorige Nacht die Sachen gestohlen worden waren, und ging gerade nach der Stelle hin, wo der bestohlene Diener nachts vorher geschlafen hatte. Mit Vorsicht riß er drei Zeltpflöcke aus, griff mit der rechten Hand in das Zelt, that, als ob er etwas herausnähme, und entfernte sich leise, indem er that, als ob er die gleichsam gestohlene Last davontrüge. So ging er etwa 100 Schritt weit und hielt vor einem Felsen, unter dem eine ziemlich tiefe, von einem Raubtier ausgewühlte Grube sich befand, bückte sich und that, als ob er hier das im Zelt Gestohlene verbergen wolle. Mit einem in der Nähe liegenden Stein wurde dann die Grube vorsichtig zugedeckt.

Darauf kehrte er in das Zelt zurück, legte sich nieder und that, als ob er schliefe. Nach einer Weile wachte er aber wieder auf, ging aus dem Zelt, und etwa 50 Schritt von demselben entfernt, verrichtete er die, wie überall im Orient, auch hier bei Frauen, dicht vor Tagesanbruch üblichen Waschungen. Sowie der Liewascha dies bemerkte, meldete er, daß der Dieb jedenfalls eine von meinen Dienstmägden sei. Der Knabe kroch dann in einzelne der um mein Zelt herum errichteten Dienerhütten, kehrte aber wieder in das Zelt zurück und that, als ob er Getreide mahlen wollte, eine derjenigen Arbeiten, die in Abessinien nur den Weibern zukommen.

Nachdem er sich einige Minuten lang so beschäftigt hatte, ging er wieder zu der schon erwähnten Grube, that, als ob er aus derselben etwas herausnähme und daneben nach einer der in der Nähe meines Zeltes errichteten Hütte trüge, um es dort zu verbergen. Sodann machte er nochmals eine Runde und schlug dann die Richtung nach dem benachbarten Lager eines vornehmen Abessiniers ein. An einem Feuer waren hier soeben einige Mägde mit Brotbacken beschäftigt. Der Knabe hockte sich hier nieder, verweilte einen Augenblick in dieser Stellung, erhob sich dann plötzlich, faßte die ihm gegenübersitzende Magd bei der Hand, gab ihr drei Schläge in den Nacken und fiel im selben Moment wie ohnmächtig nieder.

Der Liewascha, vor Freude strahlend, teilte mir nun mit, daß die Magd der Dieb sei. Es war eine von meinen Dienstmägden und, wie sie in der That auch gleich darauf eingestand, hatte sie in der Nacht den Diebstahl begangen, die gestohlenen Sachen während der Nacht in der obenerwähnten Grube verborgen und selbe am Tage in der von dem Knaben bezeichneten Hütte versteckt. Der Knabe hatte also alles nachgemacht, was die Magd von dem Augenblicke des begangenen Diebstahls bis zu ihrer Gefangennahme verrichtet hatte, alle jene Plätze besucht, wo sie eine Zeit lang verweilte, kurzum er war ihr auf Schritt und Tritt gefolgt. Als etwa nach zwei Stunden der Knabe erwachte, wollte er gar nicht wissen, was mit ihm vorgefallen war, und was er während der ganzen Zeit gemacht hatte, und gab nur zu, sich an den Augenblick zu erinnern, in welchem ihm vom Liewascha die Milch zum Trinken gereicht war. Der Liewascha entfernte sich darauf, von seiner ganzen Dienerschaft und einer als Zuschauer anwesenden Menge von Abessiniern zu seinem Erfolge beglückwünscht.

Ich besuchte am andern Tage den König Menelik, der von allem schon Kenntnis erhalten hatte und mich natürlich mit triumphierenden

Blicken empfing. Er hat mir dann auch erzählt, daß er, um sich von der Unfehlbarkeit des Liewascha zu überzeugen, selbst einmal einen Diebstahl fingierte, indem er aus seiner Schatzkammer eine goldene Halskette heimlich weggenommen und sie in dem Hause der Königin versteckt hatte. Der Liewascha kam, ließ den Knaben die Kette suchen, und siehe da, dieselbe wird im Hause der Königin vorgefunden, und der König, zum größten Scherz des versammelten Hofstaates und des Liewascha, bekommt von dem Knaben drei Schläge, als Zeichen, daß Majestät selbst der Dieb gewesen sei. Auch teilte mir der König mit, daß der Knabe einigemal ziemlich lange Strecken dem Diebe nachlief. So hatte er einmal einen Dieb drei Tage lang verfolgt, bis er ihn mit dem gestohlenen Maultier auch glücklich eingeholt hatte.

Es sei nochmals bemerkt, daß, was ich hier erzähle, sich vor meinen Augen abgespielt hat, keineswegs nacherzählt ist. Es werden sonach nicht nur in unseren civilisierten Ländern, sondern auch in dem dunkeln Kontinent wunderliche Rätsel im Gedankenlesen gestellt.

10.

Die Auffindung der Quellen des (blauen) Nil.

— James Bruce —

Ich ging in das Zelt des Statthalters und bat ihn um Erlaubnis, das Land der Agaus zu bereisen, und die Quellen des Nils zu entdecken. „Was,“ sagte er, „die Quellen des Nils? seid ihr toll? Gott allein weiß, wo sie liegen; in dem Lande der Gallas, eines wilden, schrecklichen Volks, denkt ihr in zwölf Monaten dahin zu kommen?“ Ich antwortete, der König hätte mir gesagt, sie lägen bei dem Dorfe Gisch in seiner Statthalterschaft. Er antwortete, ich würde mit der Hilfe von ganz Abessinien nicht dahin kommen. Ich bat darauf nochmals um seinen Schutz, und erfuhr, daß ihn die Priester gebeten, mich nicht im Lande herumreisen zu lassen, weil sie geträumt hätten, es würde dem Statthalter etwas Böses begegnen, wenn ich nach Maitscha käme. Er versicherte mich aber, daß er sich um Priester und Propheten wenig bekümmere, aber ein Neger vom Stamme der Gallas (die sich zu Herren des südlichen Abessinien gemacht) würde sich kein Bedenken machen, mich zu töten, weil alle weißen Leute weibisch wären, und nicht Mut genug hätten, in ein Land zu gehen, das von einer so kriegerischen Nation bewohnt werde.

Ich geriet darüber in Zorn und versicherte ihn, daß ich unter der rohesten Nation noch nicht so wäre behandelt worden, wie er heute thäte, und sagte ihm, daß 500 meiner Landsleute hinreichten, alle seine nackenden Wilden in den Staub zu treten; ich hatte mich dabei so ereifert, daß ich heftig aus der Nase zu bluten anfing, und so verließ ich das Zelt. Mein unüberlegtes Betragen war mir hernach, als ich wieder zu mir kam, sehr zuwider. Aber die Liebe des Vaterlandes, die in der Entfernung zunimmt, führte mich zu weit.

Ich glaubte nun nach diesem Vorfalle, meine Hoffnung, die Quellen des Nils zu sehen, wäre auf ewig vernichtet, und dieses that mir sehr wehe, da ich nur noch 70 km von dem Orte entfernt war. Der Statthalter wurde aber doch nachher höflicher, und schickte mir zwei magere Schafe, und einen Befehl, daß ich des Morgens zu ihm kommen sollte, weil er mich wollte abreisen lassen, ehe er die Gallas nach Hause gehen ließ; dieses ermunterte meine Hoffnung wieder. Ich erfuhr hernach, daß er einige von seinen eigenen Pferden in Bereitschaft halten ließ, damit ich mir eines darunter aussuchen sollte, womit er mich nachher beschenken wollte; es wurden wirklich zwölf gesattelte Pferde herbeigeführt, es war mir aber nicht viel daran gelegen, weil keines mehr als sieben Pfund (140 Mark) wert war, und ich selbst ein sehr gutes hatte. Die Pferde waren sonderbar gesattelt, und hatten anstatt der Steigbügel eiserne Ringe, weil die Abessinier mit bloßen Füßen reiten und den großen Zeh in diese Ringe stecken. Der Statthalter behandelte mich nachher sehr gut, und sagte mir, die Quellen des Nils wären nicht weit von hier, ein Reiter könnte sie in drei Tagen erreichen, und er wollte mir einen von seinen Leuten mitgeben, den man im ganzen Lande als seinen Bedienten kannte, der mich bis nach Gisch begleiten, und zu einem Freunde des Ayto-Aylo bringen sollte. Der Mann, der mitginge, kennte alle gefährlichen Teile des Landes, und würde mich glücklich wieder zurück nach Gondar bringen. Er stellte mir darauf frei, noch eine Gnade von ihm auszubitten, und ich wiederholte mein voriges Gesuch, daß er mich mit Sicherheit nach den Quellen des Nils und von da nach Gondar wieder zurückbringen lassen möchte; er wiederholte mir nun seine vorige Zusage, er und die Oberhäupter der Gallas legten darauf einen feierlichen Eid ab, wodurch sie mich für einen Gallas erkannten, und sich und ihre Kinder auf ewige Zeiten verfluchten, wenn irgend einer von ihnen mir das geringste Leid zufügen würde. Er schenkte mir darauf ein Pferd mit Sattel und Zeug, das er selbst im Felde geritten hatte.

Wir gingen nun durch das angenehme Thal von Bamba, das durch den Fleiß seiner Bewohner gut angebaut war, aber diese wilde Armee hatte in einer Nacht alles verheert und verwüstet. Mein Wegweiser Shalaka Woldo war von Geburt ein Agau, ungefähr 50 Jahr alt, hatte dem Vater des Statthalters von Jugend auf gedient und nach dessen Tode kam er zugleich mit dem jungen Statthalter in die Dienste des Statthalters von Damot; der Statthalter ermordete diesen, und wurde selbst Gouverneur von Damot. Shalaka Woldo kam darauf wieder in seine Dienste, als ein alter Bedienter seines Vaters. Er trug bloß ein kattunenes Tuch um die Schultern, des Nachts legte er es aber auf einen Maulesel und trug bloß ein Ziegenfell, das die Form eines kleinen Frauenzimmermantels hatte; seine Beinkleider waren von baumwollenem Zeuge, und wurden durch eine Leibbinde, welche sechs- oder siebenmal um die Hüften gewickelt war, getragen. Hierin steckte ein langes, breites Messer, und dieses war die einzige Waffe, so er führte; er ging barfuß und lief so geschwind als wir ritten; er war voll natürlichen Verstandes, und schien auch unsere Gespräche zu begreifen, ob wir gleich eine Sprache redeten, die er nicht verstand.

Unser Weg lief an den Ufern des Sees Tzana weg. Auf der einen Seite übersieht man den See Tzana mit allen seinen Inseln, auf der Nordseite ist die Halbinsel Gorgora, wo ehemals sich die Jesuiten aufhielten, und wo auch noch die Ruinen eines Königlichen Palastes zu sehen sind; in der Ferne sieht man Dara und die Gegend des Sees, wo der Nil durchfließt, der sich aber mit dem Wasser des Sees nicht vermischt. Wenn der Nil aus diesem See tritt, so entsteht bald darauf der zweite Wasserfall zu Alata. Gegen Osten sieht man die Provinz Maitscha, die sehr waldig ist, und ganz dunkel aussieht; weiterhin die Gegend von Sacala, einem Distrikt der Agaus, wo die Quellen des Nils liegen, und hinter diesem die hohen Gebirge von Amid, welche diese ganze Gegend einschließen.

Wir mußten nun durch sehr enge Päſſe an den Gebirgen gehen, und kamen darauf in das ebene Land der Provinz Maitscha; hier waren die Einwohner sehr beschäftigt, die Häuser wieder aufzubauen, die der Krieg verwüstet hatte. Ich fürchtete aber nicht ohne Grund, daß die Gallas, welche hinter uns herkamen, gewiß wieder alles verheeren würden. Nun kamen wir an den Fluß Kelti, einen sehr großen Strom, den wir durch eine Furt, die 1 1/2 m tief war, passierten. Er hat steile Ufer, das Wasser ist trübe und schmutzig, schmeckt aber sehr gut. An der andern Seite des Flusses sahen wir

Feuer, und hier stand ein Haufe Gallas, die von einem berühmten Räuber, der Springer genannt, angeführt wurden, und den man für den größten Spitzbuben in dem Lande der Gallas hielt. Der Springer beschenkte mich mit einem großen, aber nicht sehr fetten Ochsen, den wir auch sogleich schlachteten und verzehrten. Ich eilte, meine Reise fortzusetzen, um diesen wilden Räuberhorden zu entgehen, und einen Ort Ru zu erreichen, wo ein großer Markt der Agaus gehalten wird, und wo ich völlig sicher war. Doch besuchte ich vorher noch den Springer, den ich nackend fand, und der über diesen Besuch sehr verlegen war. Er trug bloß ein Tuch um die Lenden, hatte sich eben im Kelti gebadet, und war nun beschäftigt, sich mit geschmolzenem Talg einzuschmieren. Seine Haare waren damit schon gesalbt, und ein Mann brachte eben seine Frisur in Ordnung, und flocht sein Haar mit schmutzigen Ochsendärmen. Um den Hals trug er zwei Gedärme, wie ein Halstuch, das eine Ende hing bis auf den Magen herab. Unsere Unterredung dauerte nicht lange, weil er keine Sprache als die der Gallas redete; er war ohne Neugierde und fragte nach nichts. Der Gestank des umherliegenden Aases machte mich auch bald übel. Der Springer war lang und mager, hatte ein spitzes Gesicht, eine lange Nase, kleine Augen und außerordentlich große Ohren. Er sah niemand in das Gesicht, und sah keinen Gegenstand genau an, sondern seine Augen rollten beständig umher, sein Anblick war aber sehr einfältig; demungeachtet hielt ihn jeder für den unbarmherzigsten Mörder und Räuber unter den Gallas. Er saß gut zu Pferde; mein Geschenk nahm er mit großer Gleichgültigkeit an. Der Bruder des Springers, ein ebenso großer Räuber als er selbst, der das Lamm genannt wurde, kommandierte in dieser Gegend eine Partei Gallas von des Statthalters eigener Nation, auf die ich, wie ich hörte, bald stoßen würde.

Wir gingen darauf über den kleinen Fluß Arcossi, der dem Distrikt den Namen giebt, und 8 km weiter in den Nil fällt. Er ist ein kleiner, heller, schnellfließender Strom, und seine Ufer sind mit einem sehr angenehmen Grün bedeckt. Wir kamen darauf nach Ru, einem ebenen Platz, der rundum mit Bäumen umgeben ist. Dieses ist ein Marktplatz, wo die Einwohner von Goutto, Maitscha und Agau Butter, Häute, Honig und alle Arten von Vieh verkaufen. Die Agaus bringen auch Gold aus der Nachbarschaft der Schangallas. Alle Märkte werden in Abessinien in freiem Felde und unter dem Schatten der Bäume gehalten. Wer sich auf so einem Markt befindet, stehet unter dem unmittelbaren Schutz der Regierung. Hier

dürfen keine Privatstreitigkeiten gerächt werden; wer aber Feinde hat, muß sich wohl in acht nehmen, denn sobald er diesen Ort verläßt, ist er nicht mehr sicher.

Nicht weit von diesem Marktplatz fanden wir das Lamm, den Bruder unseres Freundes, des Springers. Er lag in dem Bette eines Flusses, wie in einer Räuberhöhle, und beinahe hätten wir ihn nicht bemerkt. Wir beschenkten ihn mit etwas Tabak und andern Kleinigkeiten; er gab uns einige gute Nachrichten wegen unseres ferneren Weges. Mein Wegweiser Woldo lobte diesen Räuber sehr, daß er viel menschlicher sei, wie sein Bruder, und bei seinen Einfällen wenigstens die Weiber schone, welches doch sonst die Gallas nicht zu thun pflegen. Ich machte diesem Räuber wegen seiner Menschlichkeit einige Komplimente, welche er sehr ernsthaft annahm, und mir erzählte, daß er die Reiterei des Statthalters kommandiert habe, welche den Ras bei Limshaur angegriffen habe; er war ebenfalls ganz ohne alle Neugierde, kein Gegenstand machte auf ihn einigen Eindruck, und dieses schien mir bei der ganzen Nation der Gallas charakteristisch zu sein. Das Lamm und seine Soldaten bezeigten dem Pferde des Statthalters, das wir bei uns hatten, eine außerordentliche Ehrerbietung; jeder gab ihm Hände voll Gerste, und das Lamm hielt selbst eine lange Unterredung mit ihm. Ich erfuhr von Woldo, diese Unterredung beträfe das Unglück des Pferdes, und die Grausamkeit des Statthalters, daß er dieses Pferd einem weißen Manne geschenkt, der es nicht gut füttern und auch nicht nach Bizamo zurückbringen würde. Bizamo ist eine Landschaft der Gallas gegen Süden vom Nil.

Ich beschenkte darauf das Lamm mit einer großen Menge Tabak, den er aber sehr gleichgültig annahm, und er bezeigte mir auch nicht die geringste Dankbarkeit, weder durch Worte noch Mienen. Ehe ich aber noch Abschied von ihm nahm, bat er mich, ich möchte ihm doch das Tischtuch schenken, weil er es um den Kopf binden wollte, um sein Gesicht gegen die Sonne zu schützen; ich gab es ihm auch mit großer Bereitwilligkeit, und er wickelte es sogleich um seinen Kopf, so daß das ganze Gesicht davon bedeckt wurde. Als er zu Pferde gestiegen, schickte er noch 15 Reiter ab, die herumstreifen und uns beschützen sollten, weil er noch immer fürchtete, die fünf Reiter der Agaus möchten uns angreifen.

Wir setzten darauf unsere Reise fort, und kamen an den Fluß Assar, der die südliche Grenze von Arussi macht, so wie der Kelti die nördliche ist. Auf der andern Seite des Flusses fängt die Pro-

vinz Goutto an, welche sonst zu der Provinz Damot gehörte, jetzt besaß sie aber der Statthalter, sowie das ganze Land der Agaus. Die Einwohner sind keine Gallas, weit civilisierter, und werden auch milder regiert. Sie sind reicher und leben auch besser wie die in Maitscha. Das ganze Land hat viel Vieh, das im ganzen groß und schön ist; einige Orte liefern auch sehr guten Honig, der dem, welchen die Agaus bringen, nicht viel nachgiebt; er wird aber wohlfeil verkauft, und nicht sonderlich geschätzt, weil die Bienen häufig aus einer Blume (Lupinen) saugen, wodurch der Honig einen bittern Geschmack erhält, und der, wie die Leute hier glauben, Schwindel verursacht. Die Agaus sind aber vorsichtiger und rotten die Lupinen in ihrem ganzen Lande aus. Diese kleine Landschaft war die angenehmste, die ich noch jetzt in Abessinien gesehen hatte; sie war voll Akazienbäume, die aber selten über fünf Meter hoch werden, und ihre Zweige wachsen oben ineinander, so daß man unter ihnen bei der größten Sonnenhitze viele Meilen hintereinander einen angenehmen Schatten genießt; man findet in der Provinz Maitscha fast keine anderen Bäume. Wilder Hafer wächst hier sehr hoch, so daß wohl Pferde und Reiter damit verdeckt werden. Der Stengel hat zuweilen 1 cm im Umfang, wenn er reif ist, so sieht er wie Rohr aus. Die Einwohner gebrauchen aber diese Frucht nicht; sie schmeckt gut, und ich ließ oft von dem Mehl Kuchen backen. Aber den Abessiniern wollen sie nie schmecken, weil sie ihnen Durst und Brennen im Magen verursachen. Ich glaube, daß hier der Hafer in seinem ursprünglichen Zustande ist und daß er bei uns schon ausgeartet. Der Boden des Landes ist eine feine schwarze Gartenerde; der Hafer schien mir aber einen feuchten Boden zu lieben. An ihren Pflügen haben sie kein Eisen, sondern sie sind ganz von Holz verfertigt; sie machen nur leichte Furchen und gehen auch nicht tief ein. Ackerbau wird im nördlichen Teile der Provinz Maitscha hauptsächlich getrieben; südlich vom Kelti sind lauter Wiesen, wo viele Pferde gezogen werden. Ganz Arussi wird durch viele kleine Flüsse bewässert; der Assar ist der größte, und kommt dem Nil am nächsten. Er ist ungefähr 115 m breit, 3/5 m tief, und fließt über ein Bett von großen Steinen; ob das Land gleich eben ist, so ist er doch äußerst reißend, und nach starken Regengüssen kaum zu passieren; dieses kommt daher, weil seine Quellen sehr hoch und in den Gebirgen der Agaus liegen; er fließt hauptsächlich gegen Nordosten und 10 oder 12 km weiter ergießt er sich in den Nil. Nahe unter dem Ort, wo wir übergingen, war ein merkwürdiger Wasserfall, der ungefähr 6 m betrug;



Abb. 49. Eine abessinische Stadt (Adoa).

der Strom war hier gegen 3 m breit, er war aber so sehr mit Bäumen und Buschwerk umgeben, und der Boden so uneben und steil, daß es viele Mühe und Geduld erforderte, ihm nahe zu kommen. Der Strom bedeckte den ganzen Felsen, und stürzte mit unglaublichem Getöse ununterbrochen herunter. Die Ufer waren mit den schönsten Blumen bedeckt und die benachbarten Gebüsche wimmelten von unbekannten Vögeln; aber leider sang kein einziger, und die meisten Blumen waren ohne Geruch.

Wir passierten diesen Fluß, und erblickten nun zuerst den hohen Berg von Gisch, wo das Ziel unserer gefährlichen und mühseligen Reise war; unten an diesen Bergen liegen die Quellen des Nils, die jetzt noch ungefähr 55 km von uns entfernt sein konnten. Den 2. November 1770 erreichten wir endlich die Ufer des Nils; wir fanden aber den Übergang sehr gefährlich, weil der Fluß hier voll Triebsand und Löcher ist; an den meisten Orten lagen Felsenstücke. Der Fluß war hier ungefähr 80 m breit, und sehr reißend; in der Mitte war er ungefähr $1^1/_5$ m und an den Seiten $^4/_5$ m tief. Die Ufer waren eben nicht sehr steil und leicht zu ersteigen; das westliche Ufer war mit einer Art großer Weidenbäume besetzt. Auf der östlichen Seite waren aber dichte Haine, und alles sah hier sehr wild aus. Die Verehrung für den Nil erstreckt sich bis in das Gebiet von Goutto, aber wohl nicht weiter, weil dieses Land noch seine alten Einwohner behalten hat. Sie umgaben uns in großer Menge bei der Furt, und waren bei dem Übergang sehr behülflich. Sie wollten aber nicht zugeben, daß wir durchritten. Wir mußten sogar die Schuhe ausziehen, und sie drohten einen jeden zu steinigen, der etwa seinen Mantel im Strom waschen würde. Sie erlaubten aber, daß wir und unsere Pferde das Wasser tranken, und führten mich darauf mit großer Vorsicht durch den Fluß. Es war mir aber empfindlich, ohne Schuhe zu gehen, weil die scharfen Steine auf dem Boden meine Füße zerrissen. Unsere Pferde und Maultiere wurden nun auch mit großer Vorsicht hinüber gebracht, und wir fanden für gut, uns in alles zu fügen, was sie verlangten; ich hatte auch alles Feuergewehr bei dem Gepäck gelassen. Es waren ungefähr 20 Agaus mit Lanzen, Schilden und großen Messern bewaffnet, die wir ersuchten, unser Gepäck auf den Schultern über den Fluß zu bringen; sie weigerten sich, allein Woldo behandelte sie als Sklaven des Statthalters, seines Herrn, schimpfte sie heidnische Hunde, fing an sie zu prügeln, und griff sogar nach einer Flinte, worauf sie in die Gebüsche entflohen. Ich war über diesen Vorfall nicht wenig verlegen,

da meine Bedienten mit dem Gepäck noch auf der andern Seite des Flusses waren, und es ohne Wegweiser beinahe unmöglich war, ihn wegen der tiefen Löcher zu passieren. Es kamen aber bald andere, die unser Gepäck schnell herüber brachten.

Wir kamen darauf etwas spät nach Goutto und bezogen ein Haus eines angesehenen Mannes, der entflohen war, weil er uns für einen Teil von der Armee des Statthalters hielt. Hier konnte ich das Geräusch des Wasserfalles deutlich hören, und ich beschloß, ihn sogleich zu besuchen. Ich ritt also mit meinem Wegweiser und einem meiner Bedienten aus dem Dorfe dorthin. Wir kamen durch ein ebenes, waldiges, steiniges Land, und in weniger als einer halben Stunde langten wir bei dem Wasserfalle an. Dieser unter dem Namen des ersten bekannte Fall war kaum 5 m hoch und 40 m breit; an manchen Orten aber wird das Wasser durch vorstehende Felsen gebrochen. Er war aber nicht so majestätisch, wie der edle Fall zu Alata, den ich schon beschrieben habe, der irrigerweise der zweite genannt wird, denn es ist noch ein anderer in der Gegend, wo wir im Mai übersetzten. Es sind noch verschiedene kleinere, zwischen den Quellen und der Vereinigung des Nils mit dem Flusse Davola, die aber sehr unbedeutend und nur bei niedrigem Wasser zu bemerken sind.

Den 3. November um 8 Uhr des Morgens verließen wir das Dorf Goutto, und setzten unsere Reise durch ein ebenes Land, das dicht mit Akazienbäumen bewachsen war, fort. Die Gegenden, durch die wir nun kamen, waren sämtlich verlassen; die Einwohner hielten uns wegen des Pferdes des Statthalters, das beständig vor uns her getrieben wurde, für eine Partei der Gallas, und entflohen mit solcher Eile, daß wir oft in den Häusern die Speisen noch kochend fanden, die wir dann auch ohne Umstände verzehrten. Zur Bezahlung ließ ich ein Stück Salz zurück, das in ganz Abessinien als Scheidemünze gebraucht wird, die ungefähr eine Mark wert war. Wir sahen keinen Einwohner, hörten aber des Nachts oft Stimmen unter den Bäumen, es schienen aber Weiber zu sein, und die Männer waren alle in die Gebirge geflohen.

Endlich erreichten wir die Spitze eines Berges, wo wir zuerst Sacala sahen, das sich von Westen nach Süden erstreckt, und hier an das Dorf Gisch stößt. Sacala ist voll kleiner Dörfer, welche durch den Krieg nicht gelitten hatten. Es ist der östlichste Teil des Landes der Agaus, und berühmt wegen seines schönen Honigs. In der Ebene wird jeden Sonnabend ein großer Markt gehalten, wo Horn-

vieh, große Esel, die hier das nützlichste Zug- und Lastvieh sind, auch Honig und Butter in großer Menge verkauft werden. Die Butter und der Honig gehen größtenteils nach Gondar, und ein großer Teil der Waren nach Damot, Maitscha und Gojam. Wir stiegen nun auf einem sehr steilen Fußpfade einen hohen Berg hinauf. Lose Steine und dickes Dorngesträuch machten uns den Weg sehr beschwerlich. Wir arbeiteten uns in der Hoffnung, daß wir nun am Ziel unserer Mühseligkeiten wären, mit großer Behendigkeit hinauf. Hier fanden wir in einer sehr romantischen Gegend die Kirche des heiligen Michael, die aber seit langer Zeit nicht besucht worden ist. Die Einwohner waren noch immer Heiden, und da sie zum Denkmal eines Sieges erbaut ist, der vor hundert Jahren über sie erfochten worden, so war sie ihnen eben nicht sehr angenehm. Wir sahen jetzt den Nil sehr deutlich, der noch ein Bach war und kaum eine Mühle treiben konnte. Wir gingen hier über den Nil, der nicht über 2½ m breit und 10 cm tief ist, und ein sehr unbedeutender Bach war. Wir setzten unsere Reise weiter fort, und nun zeigte mir Woldo einen kleinen Hügel mitten in einer sumpfigen Wiese. „Dort," sagte er mir, „liegen die beiden Quellen des Nils, und da, wo die grünen Bäume stehen, liegt Gisch." Er sagte mir zugleich, ich müßte meine Schuhe ausziehen, wenn ich den Quellen näher käme, weil diese Leute Heiden wären, und den Fluß täglich anbeteten. Ich lief nun nach dem kleinen Hügel, der nur 133 m vor mir lag; er hatte die Gestalt eines Altars und schien mir ein Werk der Kunst zu sein; ich bin nicht imstande, den Zustand meines Gemüts zu beschreiben, da ich nun an dem Fleck stand, der den Nachforschungen der alten und neueren Forscher seit beinahe 3000 Jahren entgangen war. Nun untersuchte ich die Hauptquelle des Nils.

Diese Quelle hat 1 m im Durchschnitt. Ihr Wasser ist vollkommen klar und hell; sie ist rein von Gras und Wassergewächsen, und man sah an der Oberfläche keine Sprudel oder sonst eine Bewegung. Das Wasser stand den 5. November 5 cm unter dem Rande, und ich bemerkte während meines Aufenthalts in dieser Gegend keine Ab- oder Zunahme desselben. Ich fühlte mit meiner Lanze hinein, und fand in der Tiefe von 2 m 10 cm einen geringen Widerstand, wie von schwachem Gesträuch oder Gras, und 15 cm tiefer kam ich auf weiche Erde ohne Sand oder Stein. Ein Versuch mit dem Senkblei, mit Seife beschmiert, bestätigte dies, indem es schwarze Erde, wie von dem Sumpf, herausbrachte. Die zweite

Quelle liegt von der ersten von Süden nach Westen zu ungefähr 3 m entfernt. Sie hat nur 30 cm im Durchschnitt, ist aber 2 m 58 cm tief. 6 m von der ersten Quelle nach Südsüdwesten zu, ist noch eine dritte Quelle, die nur 66 cm breit und $1^{3}/_{4}$ m tief ist. Das Wasser dieser drei Quellen ist sehr gut, ohne allen Geschmack und äußerst kalt, trotzdem es der Mittagssonne ausgesetzt und ganz unbedeckt ist, da sich nicht einmal Bäume oder Gesträuch an den Quellen finden. Der Ort, wo diese Quellen liegen, ist ein großer Sumpf; sie selbst aber entspringen aus kleinen Rasenhügeln, die die Form eines Altars haben. Der Hügel der Hauptquelle ist 1 m hoch und nicht ganz 4 m breit; er besteht aus festem Rasen, wird beständig in gutem Stand erhalten und ist von einem seichten Graben umgeben, der das Wasser aufnimmt und nach Osten abführt. Dieses ist der Altar, auf welchem die Agaus ihre gottesdienstlichen Ceremonien verrichten. Die beiden andern Altäre bestehen gleichfalls aus festem Rasen, sind aber $^{1}/_{3}$ m niedriger als der Hauptaltar, und 1 m breit. Das Wasser hatte den Altar der dritten Quelle fast ganz aufgelöst; es stand in beiden Quellen bis oben an den Rand, und lief in kleinen, schnellrieselnden Bächen nach dem Graben der Hauptquelle, wo es vereinigt mit ihrem Wasser seinen Weg weiter fortsetzte.

Der Nil nimmt von seinen Quellen seinen Lauf mitten durch den Sumpf, kommt in die Ebene von Goutto, nimmt auf einem Wege von 40 km eine Menge Quellen, Bäche und Flüsse auf, geht in einer Strecke von 12 km durch den See Tzana, ohne die Farbe seines Stromes zu verlieren und sich mit dem See zu vermischen, kommt in die Landschaft von Dara, hierauf nach Begember und Amhara und schließt endlich, indem er ganz nach seinen Quellen wieder zurückkehrt, und nur noch 110 km davon entfernt ist, durch einen Zirkel die Provinz Gojam ein. Hier fängt er schon an tief und reißend zu werden, und man kann ihn nur zu gewissen Jahreszeiten durchwaten. Zwar die Gallas passieren ihn zu jeder Zeit, entweder durch Schwimmen, oder mit aufgeblasenen Schläuchen von Ziegenhäuten, oder sie hängen sich an die Schwänze ihrer Pferde, welches letztere gewöhnlich die Weiber thun, die der Armee folgen. Er enthält hier schon eine Menge Krokodile, gegen welche sich die Einwohner durch Zaubermittel zu verwahren glauben. Sein Lauf geht jetzt nach den Grenzen der Gonges, wo er auf eine hohe Bergkette stößt, durch welche er sich seinen Weg mit Gewalt bahnt, und einen 90 m hohen Wasserfall bildet. Der Nil passiert jetzt Senar, eine Menge

von weißen Arabern bewohnter Städte, und vereinigt sich mit dem Tacazze.

Die Agaus von Damot erzeigen dem Nil göttliche Ehren, beten ihn an, und bringen dem Geiste, der sich in diesem Fluß aufhalten soll, unzählige Schlachtopfer. Alle Jahre, wenn der Hundsstern sich zeigt, oder, wie einige sagen, elf Tage nachher, versammelt der Priester des Nils die Oberhäupter der Distrikte bei dem Altar der Hauptquelle und opfert eine junge, schwarze Kuh, die noch kein Kalb geboren hat.

Soviel ist gewiß, sie richten ihre Gebete an den in dem Fluß wohnenden Geist, den sie den ewigen Gott, das Licht und Auge der Welt, den Gott des Friedens, ihren Heiland und den Vater des Universums nennen.

11.

Chartum.

— Theodor von Heuglin —

Wo der Bar el azrak, der blaue Fluß, mit dem Bahr el abiad, dem weißen Flusse, sich vereinigt, um den Nil zu bilden, wo also drei Wasserstraßen zusammentreffen, standen auf Ras el Chartum, der nördlichsten Spitze der zwischen die Geschwisterströme sich vorschiebenden Halbinsel Senar, vor sechzig Jahren nur wenige armselige Fischerhütten. Um von hier aus die Herrschaft über den Sudan zu gewinnen, verlegte Mohammed Ali von Ägypten hierher eine Truppenabteilung. Rings um die leichten Strohbaracken derselben gruppierten sich bald Magazine und die dauerhaften Behausungen einiger Offiziere, Schreiber, Lieferanten und Kaufleute; ein Markt erstand, den die Bauern der Nachbarschaft mit Lebensmitteln versorgten und wo sie wieder ägyptische Waren einkaufen konnten, in wenigen Jahrzehnten war aus dem Dörfchen und dem Lager eine Stadt — Chartum — und zugleich ein wichtiger Handelsplatz geworden.

Der blaue Fluß teilt sich unmittelbar vor seiner Vereinigung mit dem Abiad in zwei mächtige Arme, zwischen welchen die mehrere Wegstunden lange Insel Tuti sich ausbreitet. Die Ufer des während der trockenen Jahreszeit ziemlich trägen Azrak sind hier noch ziemlich tief eingerissen und steil; sie werden daher von den in der Regenzeit bis über 10 m höher steigenden Wassermassen nicht überflutet.

Die Nordspitze der Halbinsel Senar verflacht sich jedoch nach Nordwest zu nach dem mehr uferlosen Abiad hin stetig, so daß die durch Vereinigung beider Gewässer dort gebildete Landzunge zum großen Teil noch von der Nilschwelle berührt wird. Diese ist das schon erwähnte Vorgebirge (Ras) Chartum], auch schlechtweg Mokrén, d. h. Ort der Vereinigung, Mündung genannt.

Hart am Westgestade des blauen Nils, 4 km oberhalb dieses Mokrén, auf trockenem sandigen Grunde ist Chartum erbaut.

Nach Norden zu kann sich die Stadt nicht weiter ausbreiten, denn nur ein schmaler, öfter durch Unterwaschung und Erdfälle gestörter Pfad führt zwischen dem blauen Strom und der äußersten Häuserreihe hin, und einige leicht aufgeführte Uferbauten sollen die nächstgelegenen Gebäude vor weiterem Schaden durch die Fluten schützen und zugleich einen festen Damm zum Verkehr mit den Schiffen bilden. Mehr noch als dieser Teil ist die Westseite Chartums der Überschwemmung, und zwar von seiten des weißen Flusses, ausgesetzt, weshalb man hier lange Dämme in südnördlicher Richtung gezogen hat. In Ost und Mittag grenzt der Ort an ziemlich ödes Wüstenland und dehnt sich in dieser Richtung auch jetzt noch durch neu entstehende Ansiedlungen immer mehr aus.

Die meisten Wohnungen der Hauptstadt sind, wie die der ägyptischen Landleute, aus ungebrannten Ziegeln errichtet; sie bestehen häufig nur aus einem Erdgeschoß, das Dach ist flach, mit Holzwerk und etwa 1 m hoher Lage von möglichst wasserdicht bereiteter Erde bedeckt; gewöhnlich sind sie von einem kleinen Hofraum von Lehmmauern umgeben. Die landesüblichen Strohhäuser mit hohem konischen Dach — Toqul genannt — dürfen der Feuersgefahr wegen hier nicht erbaut werden. Diese Hütten bieten übrigens gegen Regen und Hitze weit mehr Schutz, als die aus feuerfestem Material bestehenden.

Chartum hat nur wenig größere öffentliche Plätze; die Straßen sind meist eng und krumm, häufig nicht einmal eben, voll von Unrat und Staub. Die südwestlichen und die östlichen Vorstädte bestehen bloß aus kleinen, eng aneinander gereihten Hütten; hier und da erblickt man einen kleinen Garten mit Dattelpalmen, schattigen Sykomoren und Tamarinden, Feigen, Akazien, Granaten, Bananen, Zizyphus, Parkinsonien; auch wird Gemüsebau hier betrieben. Westwärts ziehen sich größere und dichtere Palmgärten, fast waldartig zusammengedrängt, längs des Azrak bis gegen den Mokrén hinunter; in den dem Hochwasser ausgesetzten Niederungen der flachen Umgegend

baut man Baumwolle, Büschelmais, Bohnen, Wassermelonen und Weizen. Zur trockenen Jahreszeit werden Felder und Gärten mittels zahlreicher Schöpfräder bewässert.

Einen Hafen besitzt der Platz nicht. Die zahllosen, teils der Regierung, teils Privatleuten gehörenden Segelbarken reihen sich längs des Hochgestades unmittelbar unter den Häusern Chartums dem Fluß entlang, der auch zur Zeit des niedrigsten Wasserstandes Fahrwasser genug hat und an 500 m breit ist. Gegen Südwinde sind die Schiffe hier vollkommen geschützt und auch der Nord ist ihnen ungefährlich; nur Stürme aus Nordost, die zuweilen zu Anfang der Regenzeit vorkommen, richten hier und da Schaden und Verheerungen unter den dicht aneinander gedrängten, häufig schlecht am Ufer befestigten und bis zum Rande belasteten Fahrzeugen an.

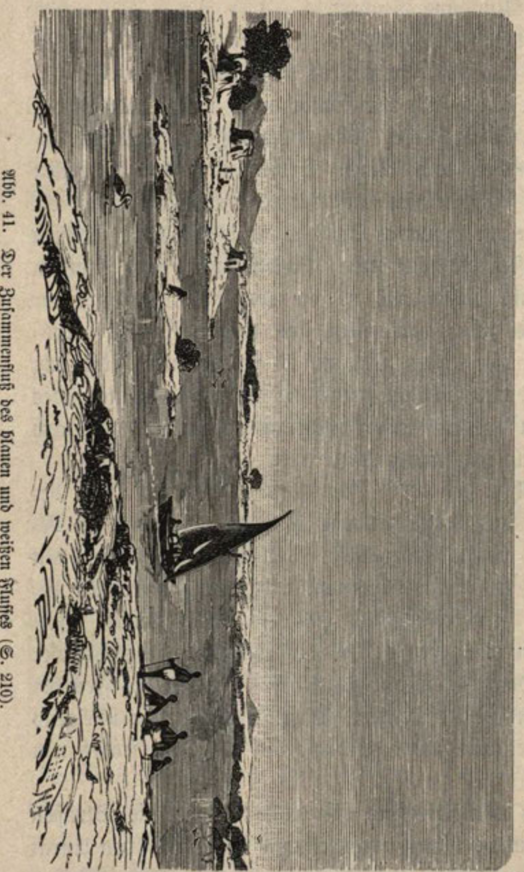


Abb. 41. Der Zusammenfluß des blauen und weißen Flusses (S. 210).

Ziemlich stattlich nimmt sich das weißgetünchte Statthaltereigebäude mit seinen hohen Fenstern und Mauern aus; dagegen ist die einzige Moschee unbedeutend, auch ihr einfacher, aus gebrannten Backsteinen erbauter Turm nicht hoch, aber doch in der flachen Landschaft weithin sichtbar. Erwähnenswert ist noch der Bazar mit gedeckten Gängen, welcher den Stapelplatz fast aller Waren für orientalisches Bedürfnis bildet. Hier begegnet man ganzen Reihen von Buden mit ägyptischen Schustern

und Schneidern, sowie von Handelsleuten, welche Stoffe aller Art aus Indien, aus Tunis, aus Konstantinopel und aus den verschiedensten Gegenden Kleinasiens, Europas und Amerikas ausbieten. Daneben haben sich Barbierstuben und Bäder aufgethan. Der Bazar ist jedoch nicht die Geschäftsstelle angesehener Kaufleute: diese halten kein offenes Lager und machen ihre Abschlüsse nur im eignen Hause. Neben den ansässigen Kaufleuten giebt es noch viele, welche nur Zwischenhandel mit Ägypten treiben, die von Ort zu Ort reisen und oft für eigne Rechnung, auch im Auftrage größerer Häuser arbeiten. Diese sind vornehmlich auch die Vermittler des Sklavenhandels.

Die Bevölkerung Chartums ist eine wahre Musterkarte von Nationalitäten; wir begegnen da neben eingebornen Sudanesen Berbern in ihren einfachen und doch oft sehr malerischen Trachten, Ägyptern, Kopten, Griechen, Maltesern, Negern vom Abiad, vom obern blauen Nil, Abessiniern und Galla; Kurden, Türken, Persern, syrischen und armenischen Christen, algerischen Juden, ägyptischen Zigeunerinnen.

In Chartum ansässige Europäer giebt es nur wenige, und sie genießen weder unter sich selbst noch seitens der übrigen Bevölkerung des besten Rufes. Es sind meist Menschen, welche durch alle möglichen, in undurchdringliches Dunkel gehüllte Verhältnisse hier an die äußerste Grenze der Civilisation verschlagen wurden, um ihr Glück zu machen oder ein frühes Grab zu finden. Wer die echte Sudanstadt kennen lernen will, der muß die engen, dumpfen Bazargassen durchschlendern, im Paschamarktviertel eine Merissakneipe besichtigen, oder gelegentlich einen nubischen Sklavenhalter in dessen Schlupfwinkel aufsuchen. Die arabischen Stammesländer liefern von Syrien bis Hadhramaut einzelne Vertreter, das griechische Element beherrscht den Kleinhandel, das koptische das Schreibertum. Mancher Reisende wird im Bazar das Vorurteil los, der Sudanese sei so schlechtweg ein Barbar. Die wilden Speermänner wissen zu Zeiten nicht allein ihr Korn- und Maisfeld zu bestellen, sondern besitzen auch eine ganz achtungswerte Hausindustrie, wozu allerdings die Negermischlinge die besten Elemente liefern. Nach dem Bazar gehen wir auf einen Schluck Sudanbier zu der Frau Wirtin Farkebaro im verwinkelten Viertel des Paschamarktes. Da ist's nun freilich nicht sehr einladend. Die enge, schmutzige Gasse ist wie ein Schlupfgang oben mit Matten verlegt. Man tastet sich an fensterblinden, feuchten Lehmmauern fort, wo fieberäugiges Gesindel lungert. Da hängt eine Matte am Thürloch und ein altes Weib mit getalgtem Haar, die Cigarette zwischen

den Zähnen, in einen Bademantel eingeschlagen, ladet ein, näher zu treten. Drinnen im niedrigen Gelasse bei einer Blechlampe hocken um einen großen Bottich sanftäugige, phantastisch bewaffnete Männer, wahre Prachttypen von afrikanischem Mischblut. In der lässigen Anmut ihrer Bewegungen liegt fast ein Zauber. Und doch sind's Lanzknechte des Sklavenraubes, die sich aus den obernubischen, dongolanischen und dafurischen Bevölkerungen rekrutieren. Hinter ihnen kauern Mohrenjungen, ihre Schildknappen. Im Bottich schäumt „Merissa“ oder Sudanbier aus Hirse, ein Teufelsgetränk, das wie schlechte Milch aussieht und wie gute Tinte schmeckt. Sie schöpfen mit Holzschalen, und ein halbes Dutzend nubischer Tanzmädchen hüpft herein. Silberketten klirren gegen die Schläfen und die schrotgefüllten Knöchelringe an den Füßen geben ein leises Rauschen. Die Männer aber schlagen zu dem Tanze den Takt mit ihren Pistolenkolben.

Hat man die engen, krummen und schmutzigen Straßen der Stadt im Rücken und einen langen Damm, der sie gegen die Hochwasser des weißen Nils schützen soll, überschritten, so geht es über die niedrige, vollkommen ebene Deltabildung zwischen dem weißen und blauen Nil in westlicher Richtung an üppigen Durrahfluren vorüber, dem Mokrén, d. h. dem Ort der Vereinigung der genannten Flüsse, zu. Zur Rechten liegen ziemlich dichte, waldartige Dattelgärten, aus denen das eintönige Geräusch der Wasserräder herüberhallt; dann läßt man ein kleines, meist von Schiffern und Fischern bewohntes Dörfchen nebst der Schiffswerfte ebenfalls zur Rechten, und gelangt nach fast einstündigem Marsch durch Anpflanzungen von Bohnen, Hirse und Melonen an die Fähre des Bahr el abiad, welcher hier unfern seiner Mündung durch die von dem Aluvium des Bahr el azrak etwas erhöhte Landspitze und die jenseitigen felsigen Ufer von Om-dermán nicht wenig eingeengt ist.

Der alte Bootsmann der Fähre erwartet uns; seine Zunge steht nie stille, dagegen rührt er um so weniger die Hand zur Arbeit. Das Schiff, welches uns an das jenseitige Gestade führen soll, ist ein aus Akazien gebautes, schweres, tiefgehendes Fahrzeug, das der überschwemmten Ufer wegen 30 Schritte weit im Strome liegt. Wir erreichen die Fähre auf dem Rücken stämmiger Berberiner Matrosen. Mein Kamel wird mittels des Halfters ans Steuer gebunden. Ein kräftiger Nordwind bläht bald das große lateinische Segel und nach einer Viertelstunde stößt die Barke ans jenseitige Ufer.

Die Diener errichteten ihre Hütten unfern einer Sandsteinterrasse zwischen den zerstreut liegenden Strohhütten von Om-dermán und

dem weißen Fluß, auf frischem grünen Wiesenteppich im Schatten einer Akazie. Daneben stand unser Leinenzelt, vor dem die Diener Teppiche und Polster ausbreiteten.

Das Gefühl, der drückenden, trüben Staubatmosphäre Chartums entrückt zu sein, wirkte nicht wenig auf unser aller Stimmung. Kaffee und Pfeife kreisten, über unserm stillen Lager stand der klare Mond; eine frische Nordbrise kräuselte die Wogen des Nils, die hin und wieder nur dumpf aufrollten.

Das Dörfchen Om-dermán, viel älter als Chartum selbst, besteht aus halbzerfallenen Strohhütten, die auf einer 12 m über dem mittleren Nilstand erhabenen Terrasse von mergligem roten Sandstein zerstreut liegen. Die Bewohner Om-dermáns sind teils Fischer, teils beschäftigen sie sich mit Kamelzucht und Warentransporten; zeitweise sind auch Merissaschenken hier aufgethan und Arbeiter von Chartum brechen Bausteine und brennen Kalk, der in der Nähe in Nestern ansteht. Als Brennmaterial bedient man sich des Holzes, das die benachbarte Steppe liefert, oder man feuert mit Durrahstroh.

Die Gegend ist nicht eben reizend, mit Ausnahme des schmalen Ufersaums, ziemlich ohne Pflanzenwuchs, doch die Luft der Gesundheit viel zuträglicher, als das Klima von Chartum. Nach Westen zu steigt das Terrain etwas; im WNW. erheben sich die niedrigen, mit spärlichem Gebüsch bestandenen Berge von Om-dermán auf wenige Kilometer Entfernung und erstrecken sich stromabwärts mit ihren Ausläufern bis zum Dorfe Kereri. In NO. breitet sich die große Insel Tuti aus. Ziemlich flach, zum Teil von Sanddünen umgeben und fast baumlos, enthält dieselbe doch mehrere Ortschaften, große Maisfelder, Gärten mit Bohnen und Wassermelonen. Nach Osten zu über einen Wald von Masten und Segelstangen und hinter üppigen Dattelpflanzen herüber schauen die Moschee von Chartum und die weißen Zinnen des Statthaltereigebäudes.

Zu unsern Füßen haben wir den Nil. Raschen Laufes rauschen seine trüben Wogen dem Norden zu. Sein Niveau wechselt fast täglich in kleinen Grenzen, so daß an seichten, sanft ansteigenden Uferstellen häufig binnen wenigen Stunden weite Flächen, auf denen bereits junges Gras üppig sproßt, bloßgelegt, diese aber wohl noch öfter wieder überschwemmt werden, bis schließlich ein stetiges Rücktreten der Gewässer stattfindet.

Hinter uns steigt der schmale Ufersand zur Steppe empor, durch die der viel begangene Karawanenweg, deutlich sichtbar, nach dem Sudan sich hinzieht.

12.

Festgefahren in den Tawfs des oberen Nil.

— Robert W. Felkin —

Wer den Nil bei Kairo kennt, der weiß auch, daß ein so großer Strom ungeheure Zuflüsse erhalten muß, um auf seinem langen Wege durch den Sand nicht zu versiegen. Viele würden sich wundern, wenn sie ihn bei seinem Eintritt in den See No sehen könnten. Vom Verdeck aus scheint er 100 m bis 2 km breit, doch oben vom Mast aus sieht man ein Grasmeer zu beiden Seiten des Kanals und erkennt, daß die wirklichen Ufer 8, 16 sogar 24 km voneinander liegen. Unter der Grasdecke fließt das Wasser ruhig und sicher dahin und ersetzt, was dem Fluß in Sand und Sonnenglut des eigentlichen Ägypten verloren geht. Die Grasdecke ist dicht genug, um Menschen zu tragen. Wenn sie die Verdunstung auf der weiten Wasserfläche nicht hinderte, so würde Unterägypten weit weniger Wasser erhalten, so sind hier Segen und Nachteil untrennbar verbunden. Ein beträchtlicher Teil der Nuer-Neger lebt in der That von dieser schwimmenden Vegetation, sie nähren sich nur von Fischen und den Stengeln einer Wasserlilie. Über dem Wasser erhebt sich ein dichter Wald von Papyrus, Ambatsch und andern Wasserpflanzen, die stellenweise 5—10 m hoch werden, so daß man vom Verdeck des Dampfers aus nichts als Wasser, Gras und Himmel sieht. Millionen von Mosquitos und andern Fliegen wimmeln in der Luft und fallen über den Reisenden her.

Die traurige Stille und die schwüle, feuchte Luft mit den zahllosen summenden Insekten ist beinahe unerträglich, wie wir selbst erfahren sollten.

Man rechnet von Faschoda bis Lado am obern Nil 12—13 Tage mit dem Dampfer. Allein die „Tawfs" oder Grasinseln, die den Nil hinabschwimmen und ihn oft vollständig verstopfen, hielten uns so sehr auf, daß am fünfzehnten Tage, ehe wir nur noch den Ort Schambil erreicht hatten, unser Holzvorrat zu Ende ging und wir nicht weiter konnten. Die Stelle, wo wir festgebannt waren, war eine etwa 100 m breite und 300 m lange Wasserfläche, auf allen Seiten von Gras und Schilf umgeben, das sich bis zu 7 und 10 m über das Wasser erhob, so daß man wirklich nur Wasser, Gras und Himmel sah. Das Wasser war trübe und schmutzig, und was uns

als Trinkwasser gereicht wurde, ein Gemisch von Schlamm und Wasser; wenn man eine Dosis Alaun hineinschüttete, so schlug sich im Glase ein Bodensatz von Schlamm, wohl fast einen Centimeter hoch, nieder.

So verann Tag um Tag, ja Woche um Woche, ohne Wechsel. Der faulige Geruch des Tropenwaldes und der vermodernden Pflanzen

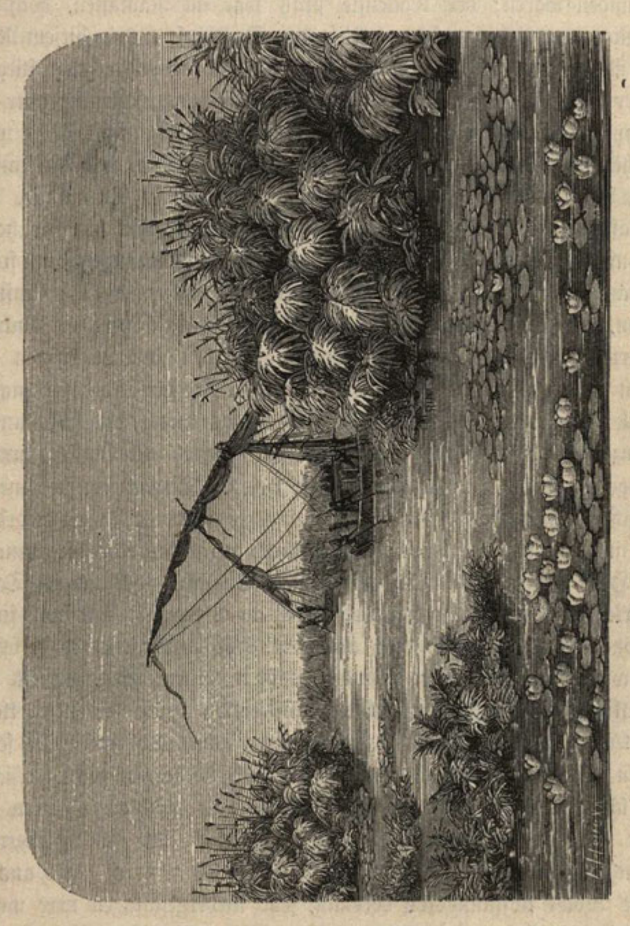


Abb. 42. Der Nil in den Tropen (S. 216).

lag schwer in der Luft, von Zeit zu Zeit trieb ein toter Fisch oder die halbverweste Leiche eines Eingebornen langsam vorüber, die Mosquitos plagten uns bei Tag und Nacht. Der Dampfer war so besetzt, daß man auf dem Deck nicht umhergehen konnte. Durch den Mangel an Bewegung fing unsre Gesundheit zu leiden an, zudem

war das Trinkwasser sehr ungesund und der Vorrat an frischem Fleisch bald zu Ende; wir nährten uns hauptsächlich von Hirsekuchen, mußten aber äußerst sparsam sein und die Schiffsleute bald auf halbe Ration setzen. Fast jeden Tag zogen schwere Gewitter auf, und der Regen drang in die Kabinen ein, da die Planken durch die Hitze geschwunden waren; der trockenste Platz war im Radkasten, doch hielt ich mich noch lieber auf dem triefenden Deck auf, als in diesem Raum voll übeln Geruchs und Mosquitos. Um Sonnenuntergang stieg ein dichter Nebel aus dem Strom und hing wie ein Leichentuch über dem Dampfer. Selbst die Nacht linderte unser Elend nicht, denn wegen der häufigen Stürme mußten wir unter Deck schlafen, und die dumpfe, heiße Luft unten in den Kabinen wirkte wie ein Dampfbad. An Schlaf war aber nicht zu denken, die Nacht ging uns in einer halben Bewußtlosigkeit voll schwerer Träume und Beklemmungen hin, so daß wir am Morgen unerquickt aufstanden und immer weniger imstande waren, die Befreiung aus unserm Gefängnis mit stoischer Ruhe zu erwarten. Es war wahrhaft kläglich anzusehen, wie die armen Matrosen arbeiten mußten, um den Dampfer wieder flott zu machen. Wohl 6 km weit schleppten sie das Boot durch die schwimmende Pflanzendecke und gingen dann bis zum Gürtel ins Wasser, um die geringe Ausbeute an Holz herein zu holen. Täglich mußte eine Ladung Holz gesammelt werden, was eine zehnstündige Arbeit erforderte, doch murrten sie nie, sondern sangen noch sogar des Abends, wenn sie das Holz auf den Dampfer umluden. Endlich, nach langen Tagen, erklärte der Kapitän, daß genug Holz an Bord sei, und wir fuhren ein paar Stunden weit; doch als alles Holz verbraucht war, blieben wir wieder stecken. Wir befanden uns in einem See, abseits vom eigentlichen Strom, und sandten nun einige Leute in einem kleinen Boot ab, die nach Schambil zu gelangen suchen und uns Hilfe senden sollten. Die Tage schlichen träge hin und sie kamen nicht zurück, so daß überall die Befürchtung laut wurde, sie möchten verloren sein, unsre Lebensmittel waren nahezu aufgezehrt und die Hungersnot starrte uns ins Antlitz. Ich muß gestehen, daß ich, als auch die sechste Woche hoffnungslos verrann, sehr niedergeschlagen war und die trostlosen Aussichten mich fast zur Verzweiflung brachten. Wir sprachen wenig miteinander und gingen nach einem kargen Mittagsmahl in unsre Kabinen. Hier fiel mein Blick auf das Kästchen mit den Photographien meiner Lieben zu Hause; es lag mir immer zur Hand und oft schon hatte ich in schweren Zeiten aus dem Anblick ihrer Züge neue Hoffnung geschöpft; auch jetzt sahen sie mich so friedlich

und ruhig an und mein Vater vor allem schien zu sagen: „Hoffe auf Gott, er wird es wohl machen.“ So faßte ich frischen Mut und ging in zuversichtlicher Stimmung auf Deck, mit dem festen Entschluß, nicht zu verzweifeln.

Der Lohn dafür sollte früher kommen, als ich zu hoffen gewagt hätte, denn bald erscholl der Ruf: „ein Dampfer“ oder vielmehr: „Dampf, Dampf!“ Wir stürzten alle mit den Teleskopen nach dem Radkasten und der Kommandobrücke, und wahrhaftig zeigte sich in der Ferne etwas, das zwar schwerlich ein Dampfer war, aber einen Mast hatte; die Freude machte uns nahezu toll, die Flagge wurde aufgehißt und unser Gruß von dem herankommenden Boot erwidert, so daß wir endlich an unsre Rettung glauben durften. Einige Matrosen fingen an zu beten, andre tanzten und sangen vor Freude, man schüttelte sich die Hände. Etwa eine Stunde nach seinem ersten Auftauchen hielt das Boot in einer Entfernung von 12 km, und wir dachten, der Fluß sei dort vielleicht versperrt und wir müßten noch einige Tage warten, bis ein Boot durch das dichte Gras zu uns gelangen könnte. Als wir abends auf der Brücke saßen, glaubte ich einen Schatten über den See hergleiten zu sehen, und im nächsten Augenblick sprang eine dunkle Gestalt auf das Verdeck, welcher noch zwei andere folgten. Ich eilte hinunter, um die Ankömmlinge zu sehen, und erkannte zu meiner höchsten Überraschung unsern Piloten, der in einem Boot gekommen war. Die Matrosen rissen ihn in der ersten Freude des Wiedersehens beinahe in Stücke und überschütteten ihn derart mit Fragen, daß er sich erst nach einer Weile in dem allgemeinen Tumult verständlich machen konnte. Endlich setzte er sich mit gekreuzten Beinen nieder, und die andern sammelten sich im Kreise um ihn her, während er seine Geschichte erzählte. Ich betrachtete mit Interesse die malerische Gruppe, die aufmerksamen Gesichter und anmutigen Bewegungen der Hörer, vom Mondschein und gelegentlich von einem hellen Blitz im Hintergrund beleuchtet. Der Mann erzählte, daß er drei Tage gebraucht hätte, um mit seinem Boot durch das Gras in den Flußlauf zu gelangen; einen Tag später war er in Schambil angekommen und in einem großen Nogger mit Lebensmitteln und Holz und einer Abteilung Soldaten zurückgekehrt, um uns den Weg frei zu machen. Am nächsten Morgen konnte der Nogger bis auf 3 km herankommen, und nun sollte er durch die Grasdecke, welche noch zwischen uns lag, hindurchgezogen werden; nachmittags begann die Arbeit. Das Boot war sehr schwer, es hielt etwa 10 Tonnen und wurde auf folgende Weise fortbewegt:

fest traten die Leute das lange Gras nieder, das dicht und stark genug war, um sie zu tragen; so bahnten sie in der Richtung, die das Boot nehmen mußte, einen genügend breiten Weg. 50 m weiter wurden zwei Seile an dem Grase befestigt, ein Teil der Bootsleute zog an den Seilen, ein andrer hob den Bugspriet, ein dritter schob nach. Im ganzen waren 45 Soldaten und 20 Matrosen am Werk; ihrer angestrengten Arbeit glückte es, das Boot auf 200 m heranzubringen. Nun wurden Seile auf den Dampfer gebracht, wir alle halfen, und nach einer halben Stunde schwamm es auf unserm See. Bei der Arbeit sangen die Leute und schlossen jedesmal mit „Hi! Ho!", worauf fest angezogen und dann eine Pause zum Atemholen gemacht wurde. Die glückliche Vollendung des schweren Werkes feierten wir mit Kaffeetrinken, Händeschütteln und Beten. Am nächsten Tage wurde frühmorgens das Holz vom Nogger auf den Dampfer gebracht und die Maschine geheizt, worauf wir mit dem Boot im Schlepptau und unter der Führung von vier Eingebornen abfuhren.

Der Dampfer konnte nur mit großer Mühe einige besonders enge Stellen des Kanals passieren. Manchmal schien der Weg vollständig versperrt, doch kam plötzlich eine scharfe Biegung, die in einen oft 4--5 km langen See führte. Gegen 10 Uhr bekamen wir auf einige Entfernung den eigentlichen Flußlauf zu Gesicht. Wir mußten durch einen engen, vielfach gewundenen Kanal fahren und kamen endlich so weit, daß der Bugspriet sich im richtigen Fahrwasser befand, — aber nicht weiter, wir saßen wieder fest. Ein Seil wurde gezogen und befestigt, die Matrosen und Passagiere halfen alle zusammen, aber es nutzte nichts, das Seil riß. Die Soldaten mußten wie vorher im Wasser arbeiten, alles griff mit an, und der Dampfer überwand das Hindernis. Der Strom faßte ihn und führte ihn so schnell mit fort, daß wir eine halbe Stunde brauchten, um zu wenden.

Wir fuhren nun zurück, um den Nogger zu holen, und konnten kaum an unsre Befreiung aus der langen Gefangenschaft glauben. Unsre Ankunft erregte in Schambil großen Jubel, und eine Menge Pulver wurde uns zu Ehren verbrannt: waren wir doch von Faschoda acht Wochen unterwegs gewesen und halb verhungert, wo wir kaum noch zu hoffen gewagt, gerettet worden.

13.

Rast in Dara (Dar-Fur).

— Robert W. Felkin —

Unser neuntägiger Aufenthalt in Dara war eine wohlthätige Unterbrechung unserer Heimreise von Uganda. Wir rückten doch nach und nach der Civilisation wieder näher.

Dara ist durch eine massive Steinmauer, mit Türmen an allen Ecken, befestigt; außerhalb der Mauer befindet sich ein tiefer Graben. Die Festung bildet ein Quadrat, dessen Seiten je eine Viertelmeile lang sind. Im Fort selbst stehen die Magazine der Regierung und die Baracken; die Stadtbevölkerung lebt im Süden und Osten der Citadelle in schlecht gebauten Hütten, die unregelmäßige Straßen bilden. Nach und nach werden die Häuser in soliderer Weise durch Ziegelbau ergänzt. In diesen Vorstädten wird täglich Markt gehalten, wobei eine Menge Lebensmittel, Eisenwaren u. s. w. unter betäubendem Lärm zum Verkaufe kommen. Inmitten des Marktplatzes steht das Polizeigebäude, wo die Streithändel geschlichtet werden. Alle Stämme des Distrikts sind hier vertreten und alle erdenklichen Kostüme.

Wenn wir mit den Arabern speisten, so bedienten wir uns gewöhnlich unsrer Finger, um die Speisen zum Munde zu führen, und hatten uns sehr bald daran gewöhnt. Einen Vorteil hat das Verfahren: man kann seine Hände rein halten, während dies bei den Messern und Gabeln in diesem Gebiet nicht immer der Fall ist. Man sitzt nicht um einen Tisch wie bei uns; gewöhnlich wird auf einen Teppich inmitten des Zimmers, oder auch im Freien, ein kleiner Stuhl gestellt, und um diesen her liegen Polster, wenn der Hausherr ein reicher Mann ist. Auf dem Stuhl steht ein rundes Präsentierbrett mit dem Kisreh, wovon jeder Gast ein Häufchen enthält; außerdem liegen noch allerlei Gerichte, eingemachte Früchte und Delikatessen und für jeden ein kleiner Holzlöffel bereit; in der Mitte steht die Suppenschüssel. Bis zum Beginn der Mahlzeit bleibt das Brett mit einem Tuch oder einem geflochtenen Deckel bedeckt, zum Schutze gegen den bösen Blick. Vorher kommt ein Knabe mit dem Wassereimer und Becken, welcher der Reihe nach vor den Gästen niederkniet und ihnen Wasser über die Hände gießt; wenn sie geraucht haben, wird auch der Mund gewaschen. Dann geht die Gesellschaft zu Tische

und die Decke wird entfernt; der Hausherr sagt „Bismillah" und beginnt zu essen, worauf die Gäste seinem Beispiele folgen. Außer der Suppe nehmen sie alles mit zwei Fingern und dem Daumen; sie brechen ein Stückchen Brot ab und fahren damit in die Speisen, wobei sie zugleich ein Stück Fleisch oder etwas Gemüse aufnehmen, das schon in entsprechende Stückchen zerteilt auf den Tisch kommt. Die linke Hand gilt für unrein und wird deshalb fast nie benutzt. Wenn Geflügel serviert wird, so machen sie nicht soviel Umstände damit, als man vermuten sollte; einige von den Gästen fassen an und im Augenblick ist es in passende Teile zerlegt. Manchmal besteht ein Gang in einem ganzen mit Erdnüssen gefüllten Schafe oder einer Ziege, doch ist das Fleisch dann so gut gekocht, daß man es leicht zerlegen kann. Oft reicht ein Gast dem andern als besonderen Ausdruck der Hochachtung einen extra guten Bissen. Bei den ganz großen Diners werden oft 30—40 Gänge nach einander serviert und von jedem natürlich nur kleine Portionen genommen. Mehrere Diener stehen mit Bechern voll Wasser um die Gesellschaft, doch trinken die Araber gewöhnlich erst gegen Ende der Mahlzeit. Bei Nacht werden Laternen im Kreise um den Tisch gehalten. Den Schluß bildet stets der Reis, aber einen oder zwei Gänge vorher wird er angekündigt, so daß jeder, der noch nicht satt ist, Gelegenheit hat, das Versäumte noch nachzuholen. Wenn ein Gast genug gegessen hat, so steht er auf mit den Worten: „El Hamd' ulillah" wäscht die Hände und spült den Mund aus; die Zähne werden mit dickem Seifenschaum gereinigt, wobei Daumen und Zeigefinger der rechten Hand als Bürste dienen. Wird das Mahl auf der Veranda eingenommen und es geht jemand vorüber, so wird er vom Hausherrn dazu eingeladen; die Formel dafür, welche auch oft bei andern Gelegenheiten angewendet wird, lautet: „Tufadell" (wenn's beliebt). Nach Tische werden Kaffee und Cigaretten herumgereicht und die Unterhaltung beginnt, denn während des Essens verwenden die Araber ihre ganze Aufmerksamkeit auf diese Beschäftigung. Wenn der letzte Gast zu essen aufhört, nehmen die Diener das Brett weg und teilen sich in die Reste.

In Dara hatten wir nur sehr wenig Bedienung, weshalb mir der Gouverneur von Dara einen seiner freigelassenen Sklavenknaben, Namens Kapsun, überließ. Es war ein hübscher, aufgeweckter kleiner Bursche und hatte in seinem kurzen Leben — er zählte etwa 6 Jahre — schon die merkwürdigsten Schicksale erlebt.

Seine ersten Jahre verlebte er „weit weg" in einem schönen Lande; bei der Erinnerung an seine Heimat und Familie kommen

ihm oft Thränen in die Augen. Der Vater bestellte das Feld und pflanzte Baumwolle und gehörte einem wohlbewaffneten, aber friedliebenden Stamme an. Das Kind half beim Viehhüten, spielte mit seiner kleinen weißen Ziege und kannte keine Sorge, bis die Sklavenjäger kamen und ihn mit andern gefangen nahmen, es gelang ihm bei Nacht, seinem Aufseher zu entkommen, doch schlug ein Hund an, so daß der Araber aufwachte und ihm nachsetzte. In der höchsten Not verbarg sich Kapsun im hohen Grase, bis sein Verfolger vorüber war, und lief dann, so weit ihn die Füße trugen; in der Dunkelheit verlor er den Weg und stieg schließlich auf einen Baum, wo er bis zum Morgen schlief. Beim Tageslicht fand er dann richtig den Heimweg und kam zu allgemeiner Freude wieder nach Hause; die Freude sollte jedoch nicht lange dauern, denn ein zweiter Trupp Sklavenjäger überfiel das Dorf, schleppte Kapsun mit weg und tötete seinen Vater und viele andre, die Weib und Kind zu verteidigen suchten.

Kapsuns Bruder befreite ihn, doch wurde er bald wieder eingefangen, wenn ihm auch nicht, wie den andern Sklaven, ein Seil um den Hals gelegt wurde.

Noch einmal machte er einen Fluchtversuch, und wieder umsonst. Diesmal aber versicherte man sich seiner und schleppte ihn von einem Ort zum andern; trotz seiner Jugend lernte er den Kurbatsch kennen und noch dazu unschuldigerweise. Die harte Behandlung empörte ihn so, daß er einen neuen Fluchtversuch unternahm und frei wurde, doch nur, um einem andern Sklavenhändler in die Hände zu fallen, der ihn an einen Araber verkaufte; dieser ging mit einigen andern Sklavenjägern und einer Sklavenkarawane nach Omchanga und verpflegte unterwegs seine Sklaven so schlecht, daß sie oft ihren Durst in schmutzigen Pfützen zu löschen trachteten. Als der Wasservorrat ganz zu Ende war, gingen ein paar Sklavenjäger aus, um Wasser zu suchen, und brachten einen geringen Vorrat mit, der verteilt wurde; man nahm den Sklaven die Ketten ab, und sie waren eben am Einschlafen, als der Ruf: „Kurnek (Gordon Pascha) kommt!“ das ganze Lager in die höchste Aufregung versetzte. Wer konnte, rettete sich, manche verbargen sich im Grase, wurden aber von den Soldaten aufgefunden. Kurnek ließ die Sklaven mit Speise und Trank erquicken und die Sklavenjäger fesseln, entkleiden und peitschen, dann durften sie laufen, wohin sie wollten. Kurnek besichtigte hierauf die Sklaven, und Kapsun starrte ihm staunend ins Gesicht, denn er hatte noch nie einen Europäer gesehen. Die Augen des weißen Mannes machten

ihm den größten Eindruck, er sagte: „ich zittre immer sehr, wenn ich Augen sehe, Augen sehr blau, sehr hell; ich meine, die Augen können durch mich hindurch sehen.“ Kurnek gab noch einige Befehle wegen der Sklaven und ritt weiter nach Tuaischa, während die Karawane nach Omchanga und später nach Fascher geführt wurde; dort verkaufte man sie, doch nicht gegen ihren Willen; denn Kapsun erzählt: „zwei Männer fragen mich: willst du mit mir gehen, und ich sage, ich nicht mag; dann ein andrer kommt, und ich mag, so ich gehe mit ihm.“ Sein Herr behandelte ihn gut und gab ihn dann an einen Araber weiter, der ihn nach Dara mitnahm, und nach dessen Tode er in den Besitz des Gouverneurs von Dara überging. Er erzählte mir später, seine Genossen in Dara und Chartum hätten ihn vor dem weißen Manne gewarnt und gesagt, ich würde ihn aufessen, doch beruhigte ihn mein andrer Diener, und bald fand er selbst, daß ich keinen Appetit nach gebratenen Negern hatte. Kapsun besitzt merkwürdig viel natürlichen Anstand; er bewegt sich mit Anmut, und was er thut, zeugt von einer Überlegung und Sorglichkeit, die jeden überraschen würde, der einen Neger nicht viel höher als ein Tier achtet.

14.

Der Kannibalenstamm der Niamniam.

— Georg Schweinfurth —

Wir überschritten den Ibba. Am südlichen Ufer dehnten sich die ersten, jetzt brach liegenden Felder der Niamniam aus; dann stieg das Land auf kurzer Strecke plötzlich gegen 100 m an. Es war das Gebiet des Häuptlings Nganje, in welchem wir uns befanden. Wir hatten es uns eben bequem gemacht, als Penio, der Unterhäuptling Nganjes, sich einfand, uns zu begrüßen. Er brachte Korn für die Träger und einige Hühner zum Geschenk für mich. Ihm folgte eine Anzahl Männer, deren Aussehen außerordentlich wild und kriegerisch war. Mit ihrem schwarzen Pudelhaar und den bizarren Flechten und Zöpfen am Kopfe boten sie einen ebenso neuen wie fremdartigen Anblick dar. Es waren echte, unverfälschte Niamniam.

Wer sich zum erstenmal in Afrika von ihnen umgeben sieht, wird gestehen müssen, daß im Vergleich zu der fremdartigen Wildheit ihrer äußern Erscheinung alles langweilig erscheint, was ihm bisher an Völker-

stämmen zu Gesicht gekommen ist. Sie sind eben ein Volk von so scharf ausgeprägter Eigenartigkeit, daß man den Niamniam selbst in weiter Entfernung sofort unter Hunderten herauserkennt.

Lange Haarflechten und Zöpfe, aber stets das feingekräuselte Haar der sogenannten echten Negerrasse, welche weit über die Schultern hinabhängen können, bedecken den runden, breiten Kopf, eine beispiellose Größe und Offenheit der mandelförmig geschnittenen, etwas schräg



Abb. 43. Niamniamkrieger (S. 227).

gestellten Augen, welche, von dicken, scharf abgezirkelten Brauen beschattet, in ihrem weiten Abstande von einander eine außerordentliche Schädelbreite verraten, erteilt dem Gesichtsausdruck ein unbeschreibliches Gemisch von tierischer Wildheit, kriegerischer Entschlossenheit und dann wieder Zutrauen erweckender Offenheit; dazu die wie nach einem Modell geformte Nase, welche von gleicher Breite und Länge eine geringere Höhe darthut, schließlich der zwar von sehr breiten Lippen berandete, aber selten die Nasenbreite überragende Mund, ein rundes

Kinn und wohlabgerundete Wangen vervollständigen die rundliche Gestalt des Gesichtsumrisses; ein untersetzter, zur Fettbildung geneigter Körper ohne scharf ausgeprägte Muskulatur, der die durchschnittliche Höhe mittelgroßer Europäer nur selten übersteigt, verbunden mit einem unverhältnismäßigen Überwiegen der Länge des Oberkörpers, welche sie indes keineswegs an der bei ihren Waffentänzen entwickelten Sprunggewandtheit hindert. Von geringerer Bedeutung erschien die Hautfarbe, welche am besten mit dem matten Glanz der Tafelchokolade verglichen werden kann.

Verunstaltungen am Körper werden weder vom weiblichen noch vom männlichen Geschlechte vorgenommen, ausgenommen das sich auch bei andern Völkern Centralafrikas wiederholende Spitzfeilen der Schneidezähne, was zum Zweck hat, in Einzelkämpfen und beim Ringen wirksam in die Arme des Gegners eingreifen zu können. Ihre gewöhnliche Kleidung besteht in Fellen, welche, im Gürtel hängend, malerisch um die Hüften drapiert sind. Es sind meist schöne bunte Felle, welche hierbei Verwendung finden. Nur Häuptlinge und solche von fürstlichem Geblüt beanspruchen das Recht, überdies das Haupt mit einem Felle zu bedecken, zu welchem Zwecke in der Regel das des Serval genommen wird. Ein größeres Fell von Antilopenhaut wird wie eine Weinküferschürze während der Regenzeit getragen, um in den Morgenstunden durch die tautriefenden Steppen zu streifen. Die Söhne eines Häuptlings tragen den Fellbehang stets auf der einen Seite hoch aufgeschürzt, so daß das eine Bein ganz entblößt wird. Auf den Haarputz verwenden die Niamniam, und unter ihnen vorzugsweise die Männer, alle erdenkliche Sorgfalt, und es wäre schwierig, eine neue Form ausfindig zu machen, das Haar in Flechten zu legen und diese zu Zöpfen und Knäueln aufzuhäufen oder wieder in Toupets aufzulösen, welche nicht bereits von ihnen ersonnen worden wäre. In der Regel ist die Anordnung der Frisur eine derartige, daß der Scheitel das Haupthaar in der Mitte in zwei gleiche Hälften teilt. Über der Stirn nimmt von einem dreieckig abgescheitelten Felde ein feines Zöpfchen seinen Ursprung, welches, in die Furche des Scheitels gelegt, nach hinten zum Hinterkopfe zurückgeschlagen ist. Rechts und links gruppieren sich nun radial eine Anzahl von Haarwülsten, gleich den Rippen einer Melone gerundet. Die einzelnen Wülste sind an den Schläfen zu Knäueln drapiert und geknotet, von denen aus wiederum kleine lange Zöpfchen, geflochten gleich Schnüren, büschelweise rings um den Nacken hängen. Zwei bis drei der längsten Flechten hängen vorn über die Schulter frei

zur Brust herab. Im allgemeinen ist auch bei den Weibern eine gleiche Anordnung des Haars zu beobachten, indes vermißt man an ihnen meist die auffallende Länge der Zöpfe und Flechten. Nur die Männer tragen eine Kopfbedeckung. Vermittelst großer Haarnadeln von Elfenbein, Kupfer und Eisen, welche an ihrem Kopfende in zierliche Figuren, Halbmonde, Neptunsgabeln, Knöpfe u. s. w. auslaufen, wird ein cylindrischer, an der Spitze vierkantiger Strohhut ohne Schirm, „Wulibuna" genannt, auf dem Scheitel befestigt, den stets ein lang herabflatternder Federbusch ziert. Die beliebtesten Zieraten, die am Körper getragen werden, bestehen aus Tier- und Menschenzähnen. Ein sehr wertvoller Schmuck wird aus den Reißzähnen des Hundes hergestellt, welche man, auf eine Schnur gereiht, über die Stirn längs der Grenze des Haarwuchses befestigt. Von verschiedenen Nagetieren erhält man einen Zahnschmuck, der feinen Korallenschnüren gleicht. Sehr häufig und von prachtvollstem Effekt indes sind die von Elfenbein imitierten Reißzähne des Löwen, welche angereiht einen vom dunkeln Grunde der Haut grell abstechenden, blendend weißen Strahlenkranz über die ganze Brust werfen.

Die Hauptwaffen der Niamniam sind Lanze und Trumbasch. Der Niamniamtrumbasch besteht aus einem mehrschenkeligen, mit spitzen Zacken versehenen, an den Rändern geschärften Eisen. Dieses Wurfeisen wird stets an der Innenseite der aus spanischem Rohre geflochtenen Schilde befestigt. Letztere sind von länglicher Ovalform und decken zwei Drittel der Körperlänge. Das stets mit hübschen Mustern schwarz-weiß gezierte Geflecht ist von derartiger Leichtigkeit, daß es den Kämpfenden nicht im geringsten in seinen wilden Sprüngen und Sätzen hemmt. Während des Sprunges selbst ist ein gewandter Niamniam imstande, seine Extremitäten momentan den dahersausenden Waffen zu entziehen.

Es ist schwer, bei der Charakterisierung eines Volkes wie die Niamniam zu entscheiden, ob man es hier mit einem Jägervolke oder mit Ackerbauern zu thun habe, denn beide Beschäftigungen gehen hier Hand in Hand, indem sie sich nach den Geschlechtern teilen. Die Männer sind Jäger von Profession, der Ackerbau wird allein von den Frauen besorgt. Außer den gelegentlich auf seinen täglichen Streifzügen durch die Wälder aufgegriffenen Baumfrüchten, Wurzeln und Pilzen liefert der Mann nur das erbeutete Wildpret zum Unterhalte seiner Familie.

Mit geringer Mühe werden Maniok, süße Bataten, Jams und Colocesien gebaut, alle von vorzüglicher Qualität.

Tabak ist überall bei den Niamniam im Gebrauche; sie rauchen den Tabak aus kurzen Thonpfeifen von eigentümlicher Gestalt ohne Rohr; das Kauen desselben ist bei ihnen wie bei allen Negervölkern, die noch vom Islam unberührt geblieben sind, nicht im Gebrauch.

Die einzigen Haustiere, deren Zucht sich die Niamniam angelegen sein lassen, sind Hühner und Hunde. Letztere gehören einer kleinen, hinsichtlich der Schädelbildung dem Spitz nahe stehenden, aber kurz- und glatthaarigen Rasse an, mit großen, stets aufgerichteten



Abb. 44. Niamniammädchen (S. 227).

Ohren und kurzen, dürren, nach Art eines Ferkelchens stets aufgerolltem Schwanze. Die Farbe ist immer ein helles Ledergelb, auf dem Nacken ist eine weiße Binde befindlich. Die sehr spitze Schnauze ist plötzlich vom gewölbten Kopfe abgesetzt. Den Hunden hängt man aus Holz geschnittene Glocken um den Hals, angeblich zu dem Zwecke, damit sie sich nicht im Grase der Steppe verlaufen. Die Tiere sind, wie ihre Herren, außerordentlich zur Fettbildung geneigt, was von letztern auch ganz besonders beabsichtigt wird, da Hundefleisch einen ihrer vorzüglichsten Leckerbissen ausmacht. Kühe und Ziegen sind den Niamniam meist nur vom Hörensagen bekannt, zuweilen erbeuten sie

die letztgenannten auf ihren Raubzügen gegen die Nachbarstämme im Osten.

Die ihren nördlichen Nachbarn auffällige, stets rege Eßlust der Niamniam kennzeichnet ihr Geschlecht in den Augen derselben als ein Volk von Fressern, wie denn auch der Name Niamniam, der Sprache der benachbarten Dinka entlehnt, „Fresser" oder „Vielfresser" bedeutet, während das Volk sich selbst „Sandeh" nennt. Mit lächelnder Miene pflegten meine Reisebegleiter auf die kleinen Strohtaschen mit Mundvorrat zu deuten, welche jeder Niamniam an seiner Seite hängen zu haben pflegt, so oft er sich auf ein paar Stunden vom Hause entfernt. Sogar außen an den Hütten sind an versteckten Stellen ausgehöhlte, aus Thon geformte Consolen, nach Art etwa der Weihwasserbecken in katholischen Häusern, angebracht, welche zur Aufnahme von gerösteten Maiskolben, Brotbrei u. dergl. dienen, um jederzeit etwas Naschwerk zur Hand haben zu können.

Im allgemeinen sind die Niamniam in der Auswahl des Eßbaren nicht sehr wählerisch. Das beste und schmackhafteste Gericht der Niamniamküche ist der Brei von frischem Maiskorn, welches in noch saftigem, milchendem Zustande auf dem Mahlsteine fein gerieben, von der Kleie gereinigt und dann nach einer ingeniösen Methode gekocht wird. Fleischkost gilt ihnen indes als das höchste aller irdischen Güter, und Fleisch, Fleisch ist das Losungswort, das bei ihren Kriegzügen erschallt.

Den von alters her wohlbegründeten Ruf des Kannibalismus, den alle Völker, zu welchen die Kunde von der Existenz der Niamniam gedrungen, an ihren Namen geknüpft haben, wird niemand in Frage stellen wollen, der sich über den Ursprung eines großen Teils meiner Schädelsammlung unterrichten will. Zwar giebt es Ausnahmen von der Regel, hier wie allerwärts. Im großen und ganzen aber darf man getrost die Niamniam als ein Volk von Anthropophagen bezeichnen, und wo sie Anthropophagen sind, sind sie es ganz und machen auch kein Hehl daraus. Die Anthropophagen rühmen sich selbst vor aller Welt ihrer wilden Gier, tragen voll Ostentation die Zähne der von ihnen Verspeisten, auf Schnüren gereiht, wie Glasperlen, am Halse und schmücken die ursprünglich nur zum Aufhängen von Jagdtrophäen bestimmten Pfähle bei den Wohnungen mit Schädeln ihrer Opfer. Verspeist werden im Kriege Leute jeden Alters, ja die alten häufiger noch als die jungen, da ihre Hülfslosigkeit sie bei Überfällen zur leichtern Beute des Siegers gestaltet. Verspeist werden ferner Leute, die eines plötzlichen Todes starben und in dem Distrikt,

wo sie lebten, vereinzelt und ohne Anhang einer Familie dastanden. Nach den von Niamniam selbst eingezogenen Nachrichten und Erklärungen verabscheuen diejenigen, welche überhaupt Anthropophagen sind, nur dann den Genuß von Menschenfleisch, wenn der Körper einem an ekelhaften Krankheiten Verstorbenen angehörte. Andere wiederum beteuerten, daß bei ihnen zu Hause das Menschenfressen in so hohem Grade Gegenstand des Abscheues sei, daß jedermann sich weigere, mit einem Anthropophagen aus Einer Schüssel zu essen. Überhaupt sind die Niamniam in Hinsicht auf gemeinschaftliche Mahlzeiten sehr skrupulös. Wenn mehrere zusammentrinken, so sieht man sie den Rand des Krugs nach jedesmaligem Gebrauche abwischen.

Dörfer oder gar Städte in unserm Sinne, giebt es im Gebiete der Niamniam nirgends. Die Hütten, zu kleinen Weilern gruppiert, finden sich weithin über das Kulturland der bewohnten Distrikte zerstreut. Letztere sind voneinander durch Wildnisse von oft 20—30 km im Durchmesser getrennt. Auch der Wohnsitz oder der Hof eines Fürsten besteht nur aus einer größern Anzahl der von ihm und seinen Weibern bewohnten Hütten, welche durch nichts ausgezeichnet scheinen von den Behausungen der übrigen Sterblichen, umgeben von den zu seinem Unterhalte dienenden Feldern.

Die Macht eines souveränen Fürsten beschränkt sich auf den Oberbefehl aller waffenfähigen Männer des Landes, die er beliebig versammelt, auf höchsteigenhändige Vollstreckung von Todesurteilen, auf freie Verfügung über Krieg und Frieden.

Ein Haufe Trabanten umgiebt ihn stets, und den Hof erkennt man von weitem an den daselbst an Pfählen und Baumstämmen aufgehängten Schilden, welche, malerisch gruppiert und mit dem Leopardenfell gefüttert, von denen der glänzende Trumbasch sich prächtig abhebt, der Tag und Nacht den höchsten Befehlen harrenden Leibwache angehören. Ungeachtet des sonstigen Mangels an fürstlichem Pomp ist die Autorität eines Häuptlings in diesem Lande doch die vollkommenste, die man sich denken kann, und ohne seinen Befehl würde ein Untergebener es sich nie einfallen lassen, auf eigene Hand Krieg zu beginnen oder Frieden zu machen.

Die herrische und herausfordernde Haltung giebt allein dem Niamniamfürsten einen großen äußerlichen Aplomb. Viele derselben könnten an würdevollem Benehmen, an majestätischer Haltung und Tournüre mit allen Fürsten der Erde wetteifern.

Eine auffällige Erscheinung bei dem kriegerischen Geiste der Niamniam ist die Sitte, daß ein Häuptling nur selten selbst in den Kampf

zu gehen pflegt. Beim Angriff sind die einzelnen Lanzenchargen stets von dem wildesten Kriegsgeschrei begleitet; jeder einzelne, so oft er zum Wurfe ausholt, ruft er den Namen seines Häuptlings dem Feinde zu. Bei Pausen im Gefechte werden in sicherer Entfernung alle sich darbietenden Terrainhöhen, vorzüglich die 3—5 m hohen Termitenhaufen, bestiegen und die feindlichen Parteien rufen sich alsdann stundenlang die lächerlichsten Schimpfreden und Herausforderungen zu. Als wir an der Südgrenze des Niamniam-Gebiets uns einige Tage in einem Verhau gegen die Angriffe der Eingebornen zu verteidigen hatten, hörte man solche Rufe stündlich. „Alle Türken" (so lassen sich die Nubier in den Negerländern allgemein nennen), schrien sie, „sollen umkommen, keiner soll aus dem Lande hinaus, sie sollen nie wiederkommen, in den Kochtopf mit den Türken! Fleisch! Fleisch!" Und dann wiederholten sie die Versicherung, daß mir selbst kein Leid zugefügt werden solle. „Der weiße Mann," hieß es, da er zum erstenmal zu uns gekommen, er soll allein abziehen dürfen, ihm thun wir nichts zu Leide!" Sinnig war die Art, in welcher sie uns den Krieg erklärt hatten. Hart am Pfade und jedem so recht in die Augen springend, fanden sich an einem Baumaste drei Gegenstände aufgehängt. Diese waren: ein Maiskolben, eine Hühnerfeder und ein Pfeil. Lebhaft erinnert an die herausfordernde Botschaft, welche dem großen Perserkönig zuging, als er bis zum Herzen des Scythenlandes vorgedrungen war, wurde mir bald die Bestätigung in den Erklärungen unserer Führer geboten: „Laßt ihr euch's einfallen, auch nur einen Maiskolben zu knicken oder ein Huhn zu greifen, so werdet ihr durch diesen Pfeil sterben." Indes waren die Niamniam nicht so geduldig, das erstere abzuwarten, sondern machten noch am nämlichen Tage einen verräterischen Überfall auf uns, den wir jedoch glücklich abschlugen, sodaß wir ungefährdet weiter ziehen konnten.

15.

Durch das Land der Galla nach Harrar, dem Lande des Mokkakaffees.

— John von Müller —

Am Morgen hatte sich der Himmel aufgeklärt. Es bot sich mir ein entzückend schöner Anblick, als ich aus der schmalen, aus einer fast fußdicken Planke gezimmerten Thür der mir in dem Galladorf

Bellóa überlassenen Hütte (Tokul) hervortrat. In den Schluchten und Thälern wallte der Nebel, die langgezogenen Bergfirste schwammen wie Inseln in einem Dunstmeer, und erst als die Sonne bei höherem Stand ihre Strahlen intensiver herabsandte, zerteilten sich die Nebelmassen, flatterten gleich Schleiern, vom Morgenwind getrieben, an den Waldgeländen einher, um sich fast plötzlich in dem schwarzblauen, äquatorialen Äther zu verlieren.

Alsbald schwang ich mich in den Sattel. Die Richtung des Marsches war jetzt westlich. Wir stiegen durch Thäler und an Abhängen uns hinwindend steil empor. Die Vegetation war reich und üppig. Der Wacholder sandte uns seine harzigen Düfte, gleich einem Freund aus der Heimat ragte er aus dem dichten Wald empor, und sein knorriger Stamm wiegte sich in den kühlen, balsamischen Lüften. Bald über Gießbäche setzend, bald steile, aber gut gebahnte Abhänge erklimmend, setzten wir den Marsch beständig durch hochstämmigen, unendlich schönen Wald in westlicher Richtung fort. Die Gegend war gut bebaut, in grüner Waldeinsamkeit klebten die zierlichen Tokuls, von rauschenden, mit Früchten beladenen Bananen umstanden, an den Gebirgsabhängen; die Eingeborenen grüßten uns und brachten Früchte. Um 8 Uhr 30 Minuten vormittags war der Rand des Harrari-Plateaus erstiegen. Noch einmal warf ich einen Blick zurück. Die Faltung des Gebirges entrollte sich vor mir gleich einer Karte. Granit, Gneis, Porphyr und Basalt spielten die erste Rolle, und tiefe Erosionsschluchten durchkreuzten das Terrain nach allen Richtungen. Von den Felswänden flatterten Kaskaden gleich Schleiern in die Tiefe. Wald und Waldwiesen, übergossen von einer farbenprächtigen Beleuchtung, gaben der Landschaft den Charakter tiefer, menschenleerer Einsamkeit, aber auch unerschöpflichen Reichtums und Produktionskraft. Nur im Osten, tief, tief unter mir, gähnte in violetter Glut die Somali-Savanne. Der Charakter des Harrari-Plateaus ist durch die Formation bedingt. Sanfte, langgestreckte Höhenzüge umschließen liebliche, mit üppigem Rasen bedeckte Thäler, die Höhen sind mit Wacholder bewachsen, überall entdeckt man Niederlassungen, aus welchen der Rauch der Feuer emporsteigt, Herden des central-afrikanischen Zebu, deren Leitstiere große, wohltönende Glocken aus Eisen gefertigt um den Hals tragen, zahlreiche Pferde und Maultiere von abessinischer Makata-Rasse, Herden von Ziegen und Schafen, umschwärmt von bellenden, grauen Hunden, verleihen der Gegend einen idyllischen Charakter. Der Himmel ist unbeschreiblich tiefblau, die Sonne steht genau im Zenith, nichts wirft Schatten, doch ist die Hitze nicht

drückend, kühle, aromatische Luft stärkt den Körper. Auf der Höhe des Harrari-Plateaus wird unter einer harzduftenden Ceder einen Moment gerastet. Noch einmal schweift von hier, dem Rande des Plateaus, der Blick in die zaubervolle Natur der Gebirgswelt. Langgestreckte, liebliche Thäler mit dicht bewaldeten Abhängen bergen in ihrer Sohle klare, plätschernde Bäche, in ihren Wellen spiegeln sich die duftenden Kinder Floras. Ihre prangende Farbe mahnt, daß man sich in dem geheimnisvollen Innern des äquatorialen Afrikas befindet. Dort giebt ein Tokuldorf würdige Staffage, der Rauch steigt in die klare reine Luft und vermischt sich mit den Nebeln und Wolken, die die Kämme des Gebirges regenverkündend umlagern. Der Noli-Galla zeigt einen Übergang zum Typus des Eingeborenen vom Viktoria-Nyanza. Seinem Haar fehlt nicht der übliche, hübsch verzierte Holzspeiler, der ähnlich dem abessinischen Haarkamme, aus drei und vier Zacken besteht. Um die Lenden hat er das Fell des Guereza oder das ihm durch die Händler zugeführte indische Baumwollentuch geschlungen. Die Waffen bestehen aus einer Kriegs- und einer Jagdlanze, einem großen Schild aus Rhinozeros- oder Elefantenhaut, sowie einem vortrefflich gearbeiteten Kriegsmesser mit reichem Griff und Scheide. Künstliche Arbeit aus Silber und zinnartigem Metall ist häufig. Wie alle Afrikaner salben auch sie den Körper üppig mit Butter, doch ist ein Mißbrauch, wie derselbe bei den östlichen Sudanstämmen gewöhnlich ist, selten. Der Gesichtsausdruck der Männer ist in der Regel nach europäischen Begriffen düster, nur bei kleinen Kindern sieht man oft wahrhaft engelschöne Züge. Ein solcher Gallaknabe mit Holzlanze und Strohschild ist eine gar niedliche Erscheinung. Die Sandalen der Noli-Galla sind solid und durchaus zweckmäßiger als die der Sudanesen. Überhaupt scheinen mir diese Stämme für Kultur- und Civilisationsversuche viel zugänglicher als ihr nördlicher Nachbar. Wird der europäische Einfluß erst größere Fortschritte in diesen Ländern gemacht haben und die ursprüngliche, große Wildheit des Galla durch ihn gedämpft sein, so würden alle Erzeugnisse der kalten und heißen Zone unter den günstigsten klimatischen Verhältnissen hier einen vortrefflichen Boden finden. Die Kaffee- und Bananenkultur suchen schon jetzt ihresgleichen. Über sanfte Abhänge mit immergrünem Baumwuchs, über grüne, blumenbesäete Wiesen und durch die reichen Kulturen der Galla wurde der Weg fortdauernd in südwestlicher Richtung fortgesetzt. Das Land ist reich bevölkert; die Eingeborenen grüßten freundlich und boten zu wiederholten Malen die goldgelbe Frucht der Banane zum Geschenk, welches dankend an-

genommen wurde. Auf allen Höhen, in allen Falten des Terrains standen die niedlichen Tokuls, bald kleine Dörfer bildend, bald nur einzeln die Höhen zierend. In ihrer Nähe rauschte die Ceder, und ein der Sykomore verwandter Baum spendete den spielenden Kindern und der emsigen Hausfrau hinreichenden Schatten. Die Frauen und Mädchen trugen einen Kranz von wohlriechenden Pflanzen im schwarzen, gekräuselten Haar. Man staunte die fremde Gestalt des Europäers an, belästigte ihn aber nicht. Die Züge der weiblichen Eingeborenen sind regelmäßig, ja häufig entschieden schön; die Nase ist fein geschnitten, den Mund entstellen durchaus keine wulstigen Negerlippen, und wird derselbe lachend geöffnet, so kommen Reihen der weißesten, gesundesten Zähne zum Vorschein. Die jungen Mädchen tragen das Haar lose, oder in dünnen Strähnen geflochten auf den Nacken fallend, während die verheirateten Frauen ein dunkelblaues Tuch um dasselbe gewunden haben. Die Zipfel des Tuches sind auf der Stirn geknotet; es erinnert dieser malerische und wirklich schöne Kopfputz lebhaft an den der Elsässerinnen. Große, silberne Ohrgehänge, dicke, silberne Spangen an Hand- und Fußgelenken, sowie am Oberarm; eine bunte Schnur Perlen, geschmackvoll geordnet und mehrmals um den Hals geschlungen, bilden den weiteren Putz, welcher sich markierend von der sammetweichen, tiefschwarzen und durch die hohe Temperatur stets feucht gehaltenen Haut abhebt. Die Füße der Frauen sind nackt; um den Leib tragen sie einen befransten ledernen Rock, der fast bis zu den Knöcheln reicht, während die Brust gewöhnlich unbedeckt ist und nur in der Morgenkühle mit einem indischen, weißen Baumwollentuch umhüllt wird.

Die Regenzeit hatte seit etwa einem Monat begonnen, die meisten Felder waren schon bestellt, nur hin und wieder gewahrte man einen Landmann, der emsig die ungestaltete, aber zweckmäßige Hacke führte oder den ungeheueren, von zwei schönen glatten Zebu gezogenen Pflug leitete. So unpraktisch diese Werkzeuge auf den ersten Blick erscheinen, so muß man doch eingestehen, daß ein europäischer Pflug in dem schweren, ockerhaltigen Boden wenig vermögen würde. — Die rote Farbe des Terrains mahnt an das centrale Afrika. Stellenweise geht dieses von Eisenoxydul herrührende Kolorit in Gelb und entschiedenes Violett über, wodurch die großartigen Perspektiven auf Gebirg und Thäler an Lebendigkeit außerordentlich gewinnen. Die dunkelgrünen Kronen der Citronenbäume, der Sykomoren und zahlreicher anderer immergrüner Gewächse heben sich von dieser prangenden Landschaft gar reizend ab. Sinkt die Sonne, so wird das Schau-

spiel großartig, da alle Farben des Terrains dann an Glut gewinnen.

Über Hügel und Thäler mit tief eingeschnittenen Barankas wurde um 3 Uhr 50 Minuten nachmittags Harrar erreicht. Schon lange bevor wir uns der Stadt näherten, begannen die Gärten und Felder ihrer Bewohner. Die Pisanghaine mehrten sich und die Besiedelungen der Abhänge wurden dichter. Zwischen undurchdringlichen Wänden der Kandelaber-Euphorbie, mit welchen die Felder eingefaßt sind, zwischen Hecken blühender, prächtig duftender Strauchgewächse, unter welchen eine weiß und rosa gefärbte Rose heimatlich hervorleuchtet, wurde der Bach, der Harrar umspült, durchritten, der Hügel, den die Stadt krönt, wurde erstiegen und das nördliche Thor erreicht. Einige Minuten wartete ich hier, dann ritt ich durch das Thor, geführt von einem sudanesischen Soldaten, der vom wachthabenden Offizier beauftragt war, mich zum Divan zu geleiten.

Der Gouverneur von Harrar empfing mich auf das zuvorkommendste, ließ sofort das beste Quartier für mich herrichten und stellte mir die übliche Ehreneskorte zur Verfügung. Harrar mag 20 000 Einwohner zählen, die Stadt liegt auf einem ca. 130 m hohen Hügel, ist von einer Mauer mit fünf Thoren umgeben und Sitz des Gouverneurs, welcher von hier aus die von Ägypten annektierten Gebiete beherrscht. Die Gebäude der Stadt bestehen durchweg aus Stein, haben eine viereckige Form und nur ein Geschoß mit einem platten Dach. Die Gassen sind eng, schmutzig, winklig, voll von Steinen und höchst unbequem, da keine einzige auch nur annähernd wagerecht ist. Zahllose halbverhungerte Bettler, Kranke und Krüppel liegen überall im Wege. Die Armut ist so furchtbar, daß täglich eine nicht unbedeutende Zahl von Menschen Hungers sterben. Die Schwachen und Wehrlosen werden des Nachts von den äußerst zahlreichen gefleckten Hyänen zerrissen, ohne daß auch nur ein einziger Eingeborener zur Hülfe herbeieilte. Mehrere Nächte wurden unter meiner Wohnung am Markt, also dem belebtesten Teile der Stadt, Menschen von Hyänen zerrissen. Ich hörte das entsetzliche Schreien, das Krachen der Knochen, das widerliche Geheul der Bestien; doch als ich in Begleitung meiner Diener mit Windlichtern herbeieilte, war das Gräßliche schon geschehen.

Von meinem Quartier aus übersah ich den Markt. Vom frühsten Morgen bis zum Nachmittag ist derselbe bedeckt von Käufern und Verkäufern. Außer den Landesprodukten, die zur Nahrung dienen, werden hier Baumwollenfabrikate indischen und einheimischen Ursprungs

umgetauscht. Waffen und Schmuckgegenstände, sowie einiges Vieh finden ebenfalls Käufer. In den den Markt umgebenden Häusern bieten Händler die besseren Waren feil: bunte Perlen der verschiedensten Sorten, Messer, Spiegel, bunte Seiden- und Baumwollensträhne ziehen hier den Eingeborenen an. Lichter hiesigen Fabrikats bilden einen nicht unbedeutenden Handelsgegenstand. Kaffee, in großen Mengen aus den Gebieten der Galla kommend, sowie durch die Ägypter eingeführte Gartenprodukte ihres Landes, die hier prachtvoll gedeihen und auch nicht im entferntesten an ihre dürftige, nördliche Heimat erinnern, füllen den Markt. Der Kaffeehandel Harrars ist berühmt und entspricht seinem Ruf. Ein großer Teil der Eingeborenen beschäftigt sich mit demselben, auch existiert hier eine französische Kompagnie, welche die glänzendsten Geschäfte macht. Dieselbe hat ein größeres Gebäude in der Nähe des Divans inne.

Im Centrum der Stadt, den höchsten Punkt des Harrarhügels einnehmend, erhebt sich der Divan, ein großer, einstöckiger Bau, in seiner Mitte ein großes Viereck umschließend. Durch ein breites Thor trete ich ein, die Wache salutiert, und der wachthabende Offizier geleitet mich. Wir durchmessen den großen Hof. Schwarze Soldaten aus allen Gebieten des weißen Nils exercieren in demselben, wilde Galla-Häuptlinge, welche gekommen sind, dem Pascha ihre Ergebenheit anzuzeigen und Tribut zu bringen, kauern in einer Ecke, die Regimentsmusik hält ihre Übungen — das Ganze giebt ein belebtes Bild. Die Sonne steht genau im Zenith, nichts wirft Schatten. Das andere Ende des Hofes ist erreicht, die Wache salutiert wieder, ein zweiter Thorweg wird durchmessen, ein zweiter Offizier giebt mir das Geleit, während der erste zurücktritt. Ich befinde mich jetzt in einem kleinen, sauber gehaltenen Hofe voll grüner Bosquets, um welche Civilbeamte, Adjutanten und Offiziere promenieren. — Eine Freitreppe wird erklommen, wieder tritt in der großen Vorhalle die Wache ins Gewehr und durch eine große Thür schreite ich in den Empfangssaal und befinde mich eine Minute später an der Seite des mächtigen Gouverneurs.

Gegen Abend bricht ein furchtbares Gewitter aus, der Regen rauscht sündflutartig hernieder, die Straßen von Harrar sind in brausende Sturzbäche verwandelt, Krüppel und Verhungernde werden von den Wellen erstickt, doch die trüben Fluten spülen die zahlreichen Kadaver hinab zum Harrarthal, wo die Hyäne sie beseitigt und so verheerenden Epidemien vorbeugt. — Die Natur ist erfrischt, die Luft kühl und angenehm, und bei prachtvollem Wetterleuchten kehre ich mit meiner Eskorte in mein Quartier zurück. Ich finde hier

Geschenke von herrlichen Früchten vor, blicke noch lange auf das zu meinen Füßen im klaren Mondschein schimmernde Land mit seiner entzückenden Natur, seinen reichen Bananenwäldern, seiner überfließenden Üppigkeit — und doch so grenzenlosem Elend.

Die Umgebung der Stadt gleicht auf viele Kilometer einem einzigen blühenden Garten, aus dessen dunklem Grün die schneeweißen, von Millionen Blüten übersäeten Kaffeepflanzungen hervorleuchten. Der Fernblick von der Stadt ist großartig. Die langgestreckten Gebirgszüge der Ittu- und Meta-Galla ziehen sich bis in weite, weite Ferne, die eine Kette ist blauer und duftiger wie die andere, und über dem zaubervollen, entzückend schönen Naturgemälde gießt die äquatoriale Sonne ihre senkrechten Strahlen und alles strahlt Wärme, Licht und üppige Lebenskraft. Wohin ich mein Fernglas wende, überall dasselbe Bild, überall die dunkelgrüne Farbe der Pisangwälder, der weiße Schimmer der Kaffeepflanzungen und die zierlichen Tokuls, die sich im dichten Wald verstecken, oder die grünen, sanften Abhänge des Gebirges zieren. Fürwahr, ich habe im westlichen Teil des Gebiets des indischen Oceans wenige schönere und reichere Gemälde kennen gelernt. — Unterdes war der letzte Tag meines Aufenthalts in Harrar herangekommen. Die Kamele gingen schon am Mittag ab, da die schlüpfrigen Gebirgswege für die schwerfälligen Tiere schwierig zu passieren sind.

Gleich einem roten Feuerball stieg am folgenden Morgen die Sonne über den im Nebel ruhenden Bergen der Ittu-Galla empor. Die Trompete schmetterte, im Hofe stampften die Pferde, schnell wurde der Kaffee geschlürft, dann in den Sattel und fort durch die belebten Straßen Harrars. Auf dem Hügel, von welchem die Stadt zum letztenmal zu sehen ist, parierte ich meinen Hengst, noch einmal ließ ich den Blick über das herrliche Land schweifen. In den Thälern wallte noch Nebel, während die Berge schon im Sonnengold lagen und bis in die weiteste Ferne blau und blauer aufstiegen, bis sie scheinbar mit dem wolkenlosen Äther zusammenflossen.

16.

Der Mwutan Nziga oder Albert-See.

— Samuel W. Baker —

Die Sonne war noch nicht aufgegangen, als ich meinem Ochsen die Sporen gab und dem Führer nacheilte, den, weil ich ihm bei der

Ankunft am See eine doppelte Hand voll Perlen versprochen, die Begeisterung des Augenblicks ergriffen hatte. Der schöne, heitere Tag brach an, und nachdem wir ein zwischen den Hügeln liegendes tiefes Thal durchschritten hatten, arbeiteten wir uns mühsam den gegenüberliegenden Abhang hinauf. Ich eilte auf die höchste Spitze. Unser prachtvoller Preis sprang mir plötzlich in die Augen! Dort lag, gleich einem Quecksilbermeer, tief unten die großartige Wasserfläche — im Süden und Südwesten ein grenzenloser Seehorizont — glänzend in der Mittagssonne, und im Westen erhoben sich in einer Entfernung von 100—120 km blaue Berge aus dem Busen des Seees bis zu einer Höhe von 2300 m über seinen Wasserstand.

Den Triumph jenes Augenblicks zu beschreiben, ist unmöglich.

Ich stand etwa 500 m über dem See und blickte von der steilen Granitklippe hinab auf diese willkommenen Wasser — auf jenen ungeheuren Behälter, der Ägypten ernährte und Fruchtbarkeit brachte.

Der Zickzackweg, auf welchem man zum See hinabsteigen mußte, war so steil und gefährlich, daß wir uns genötigt sahen, unsere Ochsen mit einem Führer zurückzulassen, der sie nach Magungo an der Einmündung des Nil in den See bringen und auf unsere Ankunft warten sollte. Wir begannen zu Fuße den steilen Paß hinabzusteigen. Ich ging, ein starkes Bambusrohr ergreifend, voran. Meine Frau wankte in äußerster Schwäche den Paß hinab, indem sie sich auf meine Schulter stützte und alle zwanzig Schritte stehen blieb, um auszuruhen. Nachdem wir, durch jahrelanges Fieber geschwächt, aber für den Augenblick durch den glücklichen Erfolg gestärkt, etwa zwei Stunden mühsam gestiegen waren, erreichten wir die wagerechte Ebene unterhalb der Klippe. Ein Spaziergang von etwa 2 km durch flache, sandige Wiesen mit schönem Rasen, der hier und da mit Bäumen und Gebüsch bestanden war, brachte uns zum Rande des Wassers. Die Wellen rollten auf ein weißes Kieselgestade. Ich stürzte mich in den See und trank, durstig von Hitze und Ermüdung, mit dankerfülltem Herzen tief aus den Quellen des Nil. Weniger als einen halben Kilometer vom See lag ein Fischerdorf, Namens Vacovia, in welchem wir uns jetzt niederließen. Alles roch nach Fisch und alles sah wie Fischerei aus, Harpunen lehnten an den Hütten und Schnuren, fast so dick wie der kleine Finger, waren zum Trocknen aufgehängt und daran eiserne Angelhaken von einer Größe befestigt, die viel sagte für die Ungeheuer des Seees.

Am folgenden Morgen nach Sonnenaufgang nahm ich den Kom-

paß und ging nach den Gestaden des Seees, um das Land aufzunehmen. Es war schön und hell, und mit einem starken Fernrohr konnte ich zwei große Wasserfälle erkennen, welche die Wände der Berge auf der gegenüberliegenden Küste spalteten. Obgleich der Um-



Abb. 45. Der Albert-See (S. 238).

riß der Berge auf dem hellblauen Himmel deutlich hervortrat und die dunklen Schatten auf ihren Wänden tiefe Schluchten andeuteten, so konnte ich doch keine anderen Gestalten erkennen, als die zwei großen Wasserfälle, die wie Silberfäden auf der dunklen Vorderseite der Berge aussahen. Eine Grundfläche war nicht zu sehen, selbst

nicht von einer Höhe von 500 m über dem Wasserspiegel aus, von wo ich den See zum erstenmal erblickte, sondern die hohe Bergkette im Westen schien sich plötzlich aus dem Wasser zu erheben. Diese Erscheinung mußte von der großen Entfernung herrühren, indem die Grundfläche unterhalb des Gesichtskreises lag, denn dichte Rauchsäulen stiegen scheinbar von der Oberfläche des Wassers auf; sie mußten durch das Verbrennen von Prairien am Fuße der Berge entstanden sein.

Der Strand war vollkommen reiner Sand, auf welchem die Wellen dahinrollten gleich denen des Meeres, Unkraut auswerfend, genau so, wie man auf der englischen Küste das Seegras sieht. Es war ein großartiger Anblick, auf diesen ungeheuren Wasserbehälter des gewaltigen Nils zu schauen und zu sehen, wie die schweren Wogen sich auf den Strand wälzten, während weit nach Südwesten hin das Auge ebenso vergebens nach einer Grenze suchte wie auf dem atlantischen Ocean. Ich war im höchsten Grade gerührt, als ich diese herrliche Scene genoß. Meine Frau, die mir mit so großer Ergebung gefolgt war, stand an meiner Seite, blaß und erschöpft. Noch kein europäischer Fuß hatte je auf seinen Sand getreten und noch keines weißen Mannes Augen hatten je seine ungeheure Wasserfläche gemessen. Wir waren die ersten. Der See war eine ungeheure Einsenkung weit unter das allgemeine Niveau des Landes, von jähen Klippen umringt und im Westen und Südwesten von großen Bergketten begrenzt, die sich 1700—2300 m über den Stand seiner Wasser erhoben.

Ungeachtet meiner täglichen Bitten, daß man uns ohne Verzug Boote liefern möge, waren in Vacovia acht Tage vergangen, und während dieser Zeit litt die ganze Gesellschaft mehr oder weniger am Fieber. Endlich meldete man, daß Kanoes angekommen seien, und ich wurde ersucht, sie anzusehen. Es waren bloß einzelne Bäume, nett ausgehöhlt, aber viel kleiner, als die großen Kanoes auf dem Nil. Das größte Boot war 10 m lang, ich wählte jedoch für uns eins von 8 m aus, das aber breiter und tiefer war. Zum Glück hatte ich in Chartum einen englischen Schraubenbohrer von 3 cm Durchmesser gekauft und dieses Werkzeug mitgebracht, da ich voraussah, daß es bei Einrichtungen zu Bootfahrten manche Schwierigkeiten geben werde. Ich bohrte nun im Dahlbord des Kanoe ca. 66 cm von einander liegende Löcher, machte lange elastische Ruten zurecht, spannte sie in Bogen quer über das Boot und band sie an den Bohrlöchern fest. Als dies geschehen war, verwahrte ich sie durch

diagonal laufende Stücke und schloß damit, daß ich das Fachwerk mit einer dünnen Schicht Schilfrohr bedeckte, um uns vor der Sonne zu schützen; über das Schilf breitete ich Ochsenhäute, die gut angezogen und festgebunden wurden, so daß sie unser Dach wasserdicht machten. Diese Vorrichtung bildete einen schildkrötenähnlichen Schutz, der für Sonne und Regen undurchdringlich war. Dann legte ich auf den Boden des Kanoe einige Klötze von leichtem Holze hin und bedeckte sie mit einer dicken Schicht Gras; dieses wurde mit einer gegerbten abessinischen Ochsenhaut bedeckt und mit schottischen Plaids belegt. Die Vorrichtungen gaben, als sie fertig waren, eine Kajüte ab, die undurchdringlich für Regen und Sonne war.

In dieses rohe Fahrzeug schifften wir uns an einem stillen Morgen ein, wo kaum ein sanfter Wellenschlag die ebene Oberfläche des Sees bewegte. Jedes Kanoe hatte vier Ruderer, an jedem Ende zwei. Ihre Ruder waren von schöner Gestalt, aus einem einzigen Stück Holz gehauen, das Blatt etwas breiter als das eines gewöhnlichen Spatens, aber auf der inneren Seite vertieft, so daß es dem Ruderer eine große Gewalt über das Wasser gab. Nachdem ich mit einiger Schwierigkeit mehrere Hühner und getrocknete Fische gekauft hatte, stellte ich die größere Anzahl meiner Mannschaft in das geräumigere Kanoe.

Die Ruderer arbeiteten tapfer, und das Kanoe, obgleich schwer beladen, durchlief etwa 8 km in der Stunde. Eine Aufregung gab es in Vacovia nicht; der Häuptling und zwei oder drei Begleiter waren alle, die kamen, um uns abfahren zu sehen; sie hegten Verdacht, daß man etwa Zuschauer einladen könnte, als Ruderer zu helfen, deshalb war die ganze Bevölkerung des Dorfes ausgerissen.

Als wir die Küste verließen, bat der Häuptling um einige Perlen; er erhielt sie und warf sie in den See, um die Bewohner der Tiefe zu versöhnen, damit nicht Flußpferde die Kanoes umwürfen. Unsere erste Tagereise war köstlich. Der See war ruhig, der Himmel bewölkt und die Landschaft höchst reizend. Zuweilen waren die Berge auf der Westküste nicht zu erkennen, und der See schien von unbegrenzter Breite zu sein. Wir fuhren an der Küste hin etwa 100 m von dem östlichen Ufer; bisweilen passierten wir Flächen von Sand und Gebüsch, die vom Wasser bis zum Fuße der Bergklippen vielleicht 2 km breit waren; andere Male ruderten wir gerade unter staunenerregenden Höhen von etwa 500 m vorüber, die schroff aus der Tiefe aufstiegen, so daß wir die Kanoes von den Wänden abwehrten und uns unsere Weiterfahrt dadurch unterstützten, daß wir

mit Bambusrohren am Felsen schoben. Diese jähen Felsen bestanden alle aus Urgestein, häufig aus Granit und Gneis, und waren an vielen Stellen mit rotem Porphyr vermischt. In den Klüften standen schöne immergrüne Gewächse von allen Farben, darunter riesenhafte Euphorbien, und wo immer nur ein Flüßchen oder eine Quelle durch das dunkle Laubwerk einer Schlucht schimmerte, wurde es von der graziösen und federartigen wilden Dattel beschattet.

Im Wasser spielten große Herden Flußpferde, aber ich versagte mir es, auf sie zu schießen. Krokodile waren außerordentlich zahlreich sowohl in als außer dem Wasser, wo nur ein sandiger Strand sie zum Sonnen einlud, waren mehrere Ungeheuer zu sehen, die wie Baumstämme in der Sonne lagen. Am Rande des Strandes über dem Hochwasserstandszeichen befanden sich niedrige Büsche, und aus diesem Versteck kamen die Krokodile eiligst ins Wasser herabgelaufen, beim Nahen der Kanoes in Schrecken gesetzt. Enten und Gänse waren nicht vorhanden, weil es keine Futterplätze gab; bis dicht ans Ufer war tiefes Wasser.

17.

Der Victoria-Nyanza.

— C. T. Wilson —

Der Name Nyanza bedeutet „See", bezeichnet aber in der Sprache der Anwohner des Victoria-Sees nur diesen, niemals eins der anderen großen Seebecken Ost-Afrikas. Andere Namen, wie Ukerewe-See, sind den Afrikanern ganz unbekannt.

Umwandern wir nun noch einmal, ehe wir dem gewaltigen See Lebewohl sagen, in Gedanken seine so mannigfaltigen Ufer und vergegenwärtigen uns seine Eigenart. Von Uganda, dem Reiche des jüngst verstorbenen mächtigen Kabaka Mtesa, ausgehend, finden wir zuerst flache Hügelreihen, die bis dicht an den See herantreten. Die felsigen Ufer und der steinige Boden gewähren selten einen guten Ankerplatz, nur in einzelnen Buchten und Flußmündungen trifft man sandige und kiesige Stellen zum Ankern. An einigen Stellen erstrecken sich lange Schlamm- und Sandbänke, nur von metertiefem Wasser bedeckt, weit in den See hinaus; eine dichte Wasservegetation, Wasserlilien, Schilf, Papyrus 2c. bezeichnet ihre Spur. Im Westen gegen den Katonga zu schneiden tiefe Baien in das Land ein und bilden

gute Häfen, worunter die Murchison-Bai der größte. Südlich vom Katonga wird die Gegend ebener, die Ufer sehr flach und sumpfig, vom herrlichsten Wald bedeckt. Hier senkt sich das Seebecken ganz allmählich. Oft sieht man 2 km und weiter vom Ufer die Fischer ihre Flosse mit Ruderstangen fortstoßen, 4—6 km vom Strande zeigt das Senkblei eine Tiefe von nur 10 m an. In der Gegend des Kagera treten die Hügel noch weiter zurück und am Ufer hin ziehen sich, in 2—4 m tiefem Wasser stehend, dichte Streifen von Ambatschbüschen, worin zahlreiche Wasservögel, besonders die seltsamen Schlangenhalsvögel leben. Diese tauchen wunderbar geschickt, aber bald werden ihre Federn naß, was sie bei ihren Bewegungen im Wasser erheblich hindert; dann setzen sie sich mit ausgespannten Flügeln auf die Büsche, bis sie wieder trocken geworden sind, wobei man ihr Gefieder für nasse Lumpen an der Sonne halten könnte. Rudert ein Kanoe heran, so kommt plötzlich Leben in diese Lumpen. Die Vögel tauchen ins Wasser, um 40—50 m weiter nur den schlangenartigen Kopf und Hals einen Augenblick aus dem Wasser zu heben und die Situation zu beobachten.

Im Süden des Kagera senken sich die fruchtbaren Uferhänge von Uzongora ans Wasser herab, das schon nahe am Strande tief wird.

Gegen das Südwestende des Sees zu treten an Stelle der grünen Höhen kahle Felsenhügel mit einer spärlichen Decke von verkrüppelten Dornbüschen und hohem Gras; lange nackte Felsenriffe ragen einige Meter hoch über den Wasserspiegel hervor und bilden ein gefährliches Hindernis für den Schiffer, der ein scharfes Auge darauf haben muß.

Die Südküste weist kühne Vorgebirge auf, ungeheure Felsmassen vulkanischen Ursprungs, im Sturm der Jahrhunderte ergraut und verwittert, jedoch stellenweise mit einer prächtigen Decke orangegelber Flechten bekleidet. Dazwischen öffnen sich weite, seichte Buchten mit einigen Dörfern am Ufer, die von den fast nackt gehenden Wazinga bewohnt und von Bananenwäldern umgeben sind. Westlich und östlich von Jordans Nullah ist das Land ähnlich gestaltet, dem Ufer entlang ziehen sich Reihen von Felsenhügeln, während auf der Ostseite auf dem Streifen Alluvialboden zwischen den Hügeln und dem See zahlreiche Dörfer liegen. In der Gegend von Kageji entfernen sich die Hügel vom Ufer und nehmen gegen die Mündung des Schimiju zu an Höhe ab. Der Uferstreif ist felsig und auf dem steinigen Boden ist sehr schwer ankern. Die Küste um die Mündung des Schimiju am oberen Ende des Speke-Golfs ist flach und zeigt keine

namhafte Erhebung bis zu dem hohen Ugu-Gebirge am Nordende des Golfes.

Geht man von hier aus durch die Rugezi-Straße weiter dem Ostufer des Nyanza entlang, so findet man ein Bergland; der mächtige Majita-Berg ragt 600 m über dem See empor und ist durch eine herrliche Bucht vom Ugu-Gebirge getrennt. Von diesem Punkt aus zieht sich die Küste in nordöstlicher Richtung hin; zwischen dem Majita-Berg und dem nächsten wilden Felsvorsprung thut sich noch eine weite, weite Bai auf, über welche hinaus meine persönliche Kenntnis des Nyanza sich nicht erstreckt.

Bei der Beschreibung dieses großen Binnensees erfordern die Inseln unser besonderes Augenmerk.

Wiederum von Uganda ausgehend finden wir 2—3 kleine Inseln beim Eingang der Murchison-Bai, dann kommt der große Archipelagus von Sesse. Südlich von dieser Gruppe finden wir keine mehr, bis wir an die lange Kette gegenüber von Ukongo gelangen, welcher Bumbire, Waiga und Lubili angehören. Sie erstreckt sich gegen das südwestliche Ende des Sees. Die Alice-Insel steht ganz allein und erhebt sich in einsamer Größe, fern vom Lande, mehrere hundert Meter über dem Seespiegel.

In der Nähe der Küste von Uginja treffen wir die waldreichen, fruchtbaren Inseln der Kome-Gruppe, die nur zum kleinsten Teil bewohnt sind. Am Südrande liegen weit voneinander öde, fast unzugängliche Felseninseln verstreut; dann gelangen wir nach Ukerewe, der größten Insel im Victoria-See. Eigentlich ist sie eine Halbinsel, ein Vorgebirge, das weit in den See hinaustritt und mit dem Festlande durch einen flachen sumpfigen Streifen Landes verbunden ist, welchen einige seichte Kanäle durchschneiden. Südlich davon liegt Ukara und dann verschwinden die Inseln fast gänzlich, bis wir nach Uvuma bei der Küste von Usoga kommen, dem Schauplatz so mancher blutigen Schlacht zwischen seinem tapfern Volk und den Waganda!

Der See besitzt nur zwei nennenswerte Strömungen. Die bedeutendere zieht nach Westen, am Eingang von Jordans Nullah vorüber gegen die Küste von Uzinja hin. Soviel ich beobachten konnte, beträgt ihre Geschwindigkeit etwa 2³/₄ km die Stunde. Ich bemerkte sie zuerst auf meiner Reise nach Kageji im Januar 1877, als der Wind nachgelassen hatte und meine Leute mit ihren Rudern nur mühsam dagegen ankommen konnten. Ein zweites Mal bemerkte ich sie auf einer Kanoefahrt nach Usukuma im August desselben Jahres. Vermutlich entsteht diese Strömung dadurch, daß den größeren Teil

des Jahres hindurch ein steter Südost über die lange schmale Wasserstrecke zwischen dem Speke-Golf und der Insel Ukerewe weht. Eine zweite schwache Strömung ist in der Rugezi-Straße, welche Ukerewe vom Festland trennt, wahrzunehmen; sie führt nach Süden und hält den Kanal offen.

Auf dem Nyanza herrschen häufige Stürme, besonders im März, April und Mai und im September, Oktober und November. Sie brechen zuweilen mit ungeheurer Macht herein, so daß die Schiffahrt, besonders bei Nacht, oft sehr gefährlich ist. Doch entlädt sich das Wetter häufig nur über einem beschränkten Gebiet, und mehr als einmal erfuhr ich selbst, daß es bei genauer Beobachtung möglich ist, über sein Bereich hinaus zu segeln. Oft ist der Sturm von Tromben begleitet; auf offner See sah ich einmal drei zu gleicher Zeit in verhältnismäßig kurzer Entfernung von meinem Boot. An der Küste von Uddu, wo das Wasser seicht ist, entsteht beim Sturm eine wilde Brandung, die das Wasser mehrere hundert Kilometer weit in Aufruhr bringt, so daß man sich nur mit der größten Vorsicht dem Lande nähern kann. Der Südostwind herrscht vor und weht gewöhnlich den Morgen über ziemlich frisch, während er nachmittags einschläft, in der Nähe der Küste wird er jedoch durch Landwinde vielfach modifiziert; man kann nahe am Lande fast immer auf einen Seewind abends und einen Landwind am frühen Morgen zählen, wie auch der Wind sonst sein möge, zu diesen Tageszeiten kann der Reisende immer ein Stück Weges zurücklegen. Ein Boot, das sich leicht und sicher bei jedem Wetter auf den offnen Gewässern des Nyanza bewegen soll, muß mindestens 1¾ m Tiefgang haben, vollständig gedeckt sein und ziemlich vor dem Wind segeln können.

Die schnellste Fahrt, die ich auf dem See machte, war die von Lukindo nach Ntebbi in Uganda und dauerte 34 Stunden, von Kageji nach demselben Ort brauchte ich im günstigsten Falle 2 Tage 18 Stunden.

Der Nyanza ist ungemein reich an Fischen, und die Küstenbewohner fangen und essen mindestens 20 Arten. Außerdem finden sich darin Flußpferde, Krokodile, 2—3 Arten von Wassereidechsen, Ottern und große Schlangen, und zahllose Wasservögel stellen den schuppigen Seebewohnern nach.

Es giebt viel Nebel auf dem Nyanza, zuweilen liegt er wochenlang über dem Wasser.

IV.

Der Kongo und die äquatorialen Küsten.

1.
Sansibar.

— Wilhelm Joest —

„Mehr können Sie doch nicht verlangen: ich setze Sie gerade vor ihrem Konsulat ab!" meinte der Kapitän scherzend, als gerade vor einem mächtigen Gebäude, von dessen Dache die deutsche Flagge herabwehte, der Anker unsers Dampfers niederging. Über ein Gewirre von Masten und Raen leuchtete uns die weiße Front der Stadt Sansibar entgegen.

Von Süden her waren wir den Kanal heraufgekommen, welcher die Insel Sansibar von dem afrikanischen Festlande trennt. Und als wir dann ostwärts gegen die Stadt einschwenkten, hatte sich deren Front in imponierender Großartigkeit vor uns entfaltet: weiße Paläste, in kaum übersehbarer Perspektive aneinander gereiht, ein Mastenwald auf der Reede, von zahllosen Flaggen und Wimpeln geschmückt, und ein Gewirre buntgekleideter Menschen, auf den Werften am Ufer emsig beschäftigt.

Eine Menge kleiner Boote umschwärmte uns jetzt, deren Besitzer durch eindringliche Pantomimen ihre Fahrzeuge zur Fahrt ans Land uns anboten. Wir steigen ein und setzen nach wenigen Minuten den Fuß auf das feste Land. In dem Konsul begrüßen wir einen alten Freund, der für die heißen Mittagsstunden in seinen kühlen Räumen uns festhält. Dann aber treibt es uns, die kleine Insel zu durchwandern, die heutzutage die Eintrittspforte zu dem ganzen äquatorialen Ostafrika geworden ist.

Dicht neben dem deutschen Konsulat wird ein riesiger viereckiger Ziegelsteinbau errichtet: das zukünftige Zollhaus.

Höchst unterhaltend ist es, dem Treiben der Arbeiter und Arbeiterinnen bei dem Bau zuzuschauen. Es sind größtenteils Sklaven, deren Arbeitskraft von ihren arabischen Herren gegen Lohn ausgeliehen wird. Wenn nun schon in unserm Vaterlande die Maurer und Zimmerleute nicht gerade in dem Rufe stehen, sich bei der Arbeit allzusehr zu übereilen oder anzustrengen, so würden diese dennoch die afrikanischen Sklaven beneiden. Letzteren fällt es z. B. nie ein, eine Last Steine oder Mörtel auf der Leiter von Stockwerk zu Stockwerk zu tragen, das wäre viel zu mühsam; die Leitern sind mit langen Reihen von Arbeitern, meist Weibern, besetzt, die, ohne ihre eifrige Unterhaltung auch nur einen Augenblick zu unterbrechen, das Baumaterial in Körben von Hand zu Hand weiter reichen. Am fleißigsten sind noch die jugendlichen Handlanger, wiederum kleine, sechs bis acht Jahr alte Mädchen, die vom frühsten Morgen bis zu Sonnenuntergang gleich Ameisen in langer Kette vom Bau nach den am Meeresstrand errichteten Kalköfen eilen und auf den

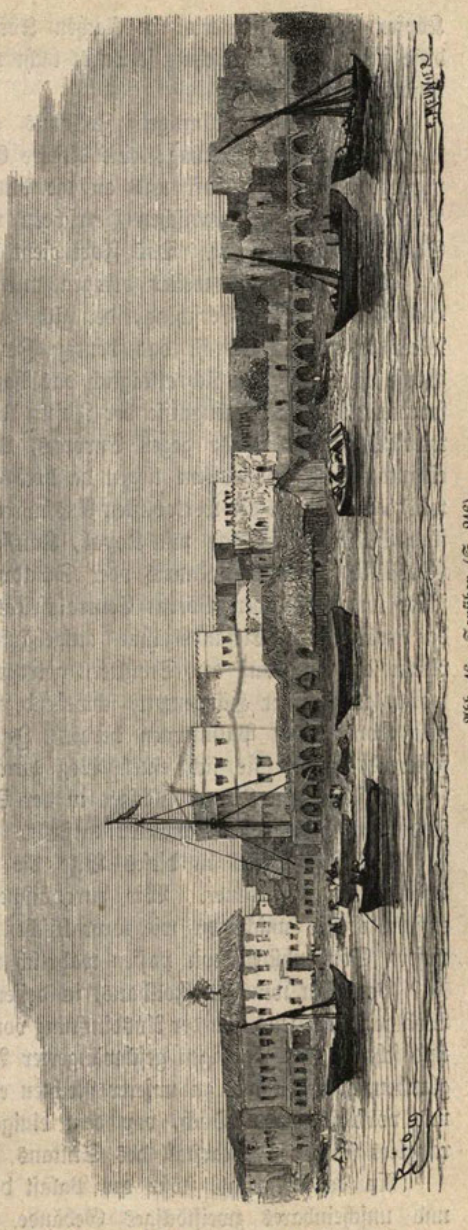


Abb. 46. Sansibar (S. 246).

Köpfen das Baumaterial in flachen Körben herbeischleppen. Auch diese jugendliche Gesellschaft schwatzt, lacht und schreit den ganzen Tag hindurch.

Neben dem zukünftigen Zollhaus erheben sich die massiven Mauern der alten Festung, eine düstere Erinnerung an die Zeit der portugiesischen Herrschaft und an die blutigen Kriege, welche einst Portugal mit den arabischen Herrschern von Oman um den Besitz Sansibars geführt hat. Das Fort dient heute als Gefängnis.

Wenige Schritte weiter bringen uns nach einem niederen, mit Wellblech bedeckten Verschlag, der sich zu unsrer Linken bis an das Meer ausdehnt. Es ist das heutige Zollgebäude, das zugleich als Börse dient, auf der sich alltäglich das handeltreibende Sansibar versammelt, um die Erzeugnisse der Inseln Uruguya, Pemba und Mafia wie des innern Afrika gegen Europas, Asiens und Amerikas Güter einzutauschen. Vor allem liegen da hoch aufgestapelt Säcke mit Gewürznelken, einem der wertvollsten Ausfuhrartikel Sansibars. Daneben sind Ballen und Säcke mit Kopal, Kautschuk, Pfeffer, Färberflechte (Orseille), Zimmet, Kauris oder Schildpatt aufgetürmt. Aus dem schier unerschöpflichen Vorrat Centralafrikas sehen wir viele Hunderte der prächtigsten Elefantenzähne aufgehäuft, Sklaven schleppen zu vieren an zwei auf den Schultern getragenen Stangen in Sackleinwand, gleich einer Hängematte schwebend, schwere Lasten von Häuten, von Kopra oder Palmkernen heran. Im Takt singend und marschierend bahnen sie sich einen Weg durch die dichte Menge, ihre schönen schwarzen Körper glänzen in der Sonne, nur ihre Schultern sind durch handgroße Schwielen entstellt.

Prächtig passen in dieses Bild die reich und bunt gekleideten Asiaten und Afrikaner. Wir europäischen Bleichgesichter aber, in unsern ebenso unschönen wie unpraktischen weißleinenen Anzügen und unsern Sonnenhüten, wir passen wahrlich nicht hierher.

Verlassen wir das Zollhaus, in dessen heißer, teils von scharfen Wohlgerüchen, teils von der Ausdünstung von Hunderten von arbeitenden und schwitzenden Farbigen geschwängerter Atmosphäre wir zu ersticken glauben, so sehen wir zu unserer Rechten ein langes niederes Gebäude mit vorspringendem Dach, vor dem einige 30 altmodische Karossen rangiert sind, den Marstall des Sultans.

An den Marstall stößt der Palast des Sultans, ein unschönes und unscheinbares zweistöckiges Gebäude. Mit einer Veranda vor dem Erdgeschoß, deren Dach zugleich dem ersten Stock als Balkon dient, mit den großen Bogenfenstern, deren Läden im Gegensatz zu

dem sonst weiß getünchten Gebäude grellgrün gestrichen sind, erinnert das Palais an einen Taubenschlag. Im Erdgeschoß befindet sich die Hauptwache; die Leibgarde des Sultans besteht aus einem Bataillon Perser.

Die Gemächer des ersten Stocks werden vom Sultan bewohnt, und aus ihnen führt ein verdeckter Gang über die Straße nach dem Harem, einem wiederum kolossalen, aber ebenso unschönen Bau, der an den Palast im rechten Winkel sich anlehnend, die nördliche Seite eines großen Platzes bildet, auf dem an Sonn- und Feiertagen die Paraden stattfinden. Nur einige Eckfenster im ersten Stock des Harems sind mit arabischen Holzschnitzereien verziert, der Rest macht den Eindruck eines Gefängnisses.

Vor dem Palast, dicht am Strande, erhebt sich ein großer, recht schmuckloser, von Galerien umgebener Turm, von dessen Höhe eine Uhr weithin sichtbar die (arabische) Zeit verkündet, während nachts von seiner Spitze ein großes elektrisches Licht strahlt.

Noch meilenweit dehnt sich die Stadt vom Palast aus längs des Strandes nach Norden hin. Da liegen europäische Faktoreien und arabische Werkstätten, dann folgt das Kanonen-Arsenal oder vielmehr ein niedriger Schuppen, wo einige hundert Kanonen, darunter ausgezeichnete altarabische und portugiesische Bronzestücke neben Mitrailleusen und Kruppschen Geschützen, aufgestapelt liegen; hieran reihen sich die Wohnhäuser reicher Indier, und später kommen dann die Palmhütten der Suahelis, bis endlich die Stadt sich im Dickicht von Palmen, Mangos und Bananen verliert.

Wenn nun die Stadt, vom Meere aus gesehen, mit ihrer langgestreckten mächtigen Front einen großartigen Eindruck macht, der sich indes schon bei näherer Betrachtung der einzelnen Bauten erheblich abschwächt, so weicht derselbe schnell einer bedeutenden Enttäuschung, sobald man durch eine der Nebenstraßen in das Innere der Stadt selbst eindringt. Sansibar erinnert hier in seinen besten Teilen an die schlechtesten Viertel der großen Städte Indiens oder des Orients. Hohe fensterlose Lehmmauern oder niedere schmutzige Lehmbuden entlang winden sich enge, krumme Gäßchen, auf denen beladene Kulis, verhungernde Hunde, geschäftige Hausierer, trabende Esel, nackte Kinder, nichtsthuende Soldaten u. s. w. in dichtem Gedränge sich herumtreiben.

Die beste Gelegenheit, einen Begriff von der durcheinander gewürfelten Negerbevölkerung zu bekommen, bietet sich auf dem hinter dem Fort befindlichen Markte. Auf verhältnismäßig engem Raume sind hier Hunderte von kaufenden, feilschenden oder ihre Waren an-

preisenden Menschen in allen nur denkbaren Trachten zusammengedrängt: da knieen kunstfertige Barbiere und rasieren der Gläubigen Schädel; in langen Reihen hocken Negermädchen und bieten Mandioka, Betel und Arekannüsse, saftiges Zuckerrohr, diese Lieblingssüßigkeit aller Naturkinder der Tropen, oder Orangen und grüne Kokosnüsse feil; dazwischen treibt ein schwarzer Hirt seine Herde Ziegen quer über den Markt mitten durch Käufer und Verkäuferinnen hindurch, zum Entsetzen der letzteren, deren Waren unter dem Appetit der schnuppernden Tiere bedenklich zu leiden haben. Gegen das Fort gelehnt stehen Dutzende fertig geschnitzter Hausthüren zum Verkaufe und mindestens 30 Schneider oder Händler mit alten Kleidern bieten schreiend und zudringlich dem Vorübergehenden einen Maskatanzug nach neuester Mode an.

Hat man sich einige Zeit durch das Gedränge des Marktes hindurchschieben lassen, so mag man seine Schritte nach dem Bazar zur Linken wenden, um dort, wenn auch keine frische, so doch andere Luft zu schöpfen. Hier sind wir plötzlich wieder in Indien, hinter uns die schreiende, lachende afrikanische Gesellschaft in blauem Kattun oder im langen weißen Hemd, vor uns der stille Hindu oder der Baniane in der eigentümlichen Tracht seiner Heimat. Eben roch die Luft nach getrocknetem Haifisch und nach Neger im allgemeinen; hier wirbelt uns heißer Staub mit Udi und andern überstarken indischen Wohlgerüchen erfüllt entgegen. Während die Suahelifrau ihren schwarzen Sprößling nackt hinter sich herlaufen läßt und, am Meeresstrande angekommen, es nie unterläßt, denselben trotz seines lebhaften Widerstrebens mehrere Male in die warmen Wellen unterzutauchen, hegt die indische Mutter ihre Kinder mit übertriebenster Sorgfalt. Mit kostbaren Kleidern und allerhand Flittertand überladen, hocken diese Kleinen, die mit ihren wundervollen schwarzen Augen schon viel zu altklug und vernünftig in die Welt schauen, den ganzen Tag in der schlechten Atmosphäre des Bazars, und die Mütter verwenden leider viel mehr Zeit auf das Schminken und Färben ihrer Kinder, auf das Durchlöchern ihrer Nasenflügel und Ohrläppchen als auf gründliches Waschen derselben.

Als Kaufleute spielen auch hier die Indier wieder die Hauptrolle, und Waren, wie weiße und bedruckte Kattune, irdene Töpfe, Wasserflaschen, Spiel- und Schmucksachen, Handwerkszeug, dann Zucker und Reis kommen auf direkten Dampfern von Indien hierher nach der Ostküste. Araber sieht man wenige auf der Straße, arabische Damen beinahe nie. Die Herren der Insel beschäftigen sich weder

mit Geldgeschäften noch mit Kleinhandel, die meisten leben auf ihren Landhäusern und senden von dort hauptsächlich Gewürznelken oder Früchte zum Verkauf in die Stadt.

Der sandige Strand wird zur Mittagszeit mit Vorliebe von der Suahelijugend als Badeplatz benutzt; die Jungen besitzen eine erstaunliche Fertigkeit darin, im Wasser ein „Rad zu schlagen" und dabei ihren Nachbar mit dem Fuß an den Kopf zu treffen; stundenlang unter ewigem Lachen und Schreien geben sie sich diesem Vergnügen hin.

Die angenehmste Zeit des Tages sind indessen die Nachmittagsstunden, wenn die Sonne dem westlichen Horizonte sich zuzuneigen beginnt. Dann werden die Pferde gesattelt und jeder Europäer beeilt sich, sein heißes Bureau zu verlassen, um auf einem Ritt durch die wirklich unbeschreiblich schöne Insel Geist und Körper zu erfrischen. Wir galoppierten auf schmalen Pfaden durchs Dickicht, unbekümmert um die Richtung, nur an der herrlichen Natur uns erlabend.

Die ganze Insel Sansibar ist nur 85 km lang und durchschnittlich 16—22 km — an der breitesten Stelle 33 km — breit; ihr weicher Boden besteht aus rotem wahrscheinlich eisenhaltigem Thon, der über dem Korallenfundament lagert. Hügel erheben sich wellenförmig hinter der Stadt, ohne eine bedeutendere Höhe als etwa 25—30 m zu erreichen, nur im Süden der Insel steigen sie bis über 100 m.

Die Stadt Sansibar wird durch einen seichten Meeresarm, den nur eine schmale Landzunge an der Vereinigung mit dem Hauptkanal hindert, in zwei Teile getrennt: die von Europäern, dem Sultan u. s. w. bewohnte Stadt Schangani liegt auf einer dreieckigen Halbinsel, während die Suahelistadt und die von den ärmeren Indiern bewohnten Viertel jenseit jenes sumpfigen Meeresarmes, durch zwei Brücken mit Schangani verbunden, sich befinden.

Es gehört einige Übung dazu, die engen Gassen in der Nähe des Strandes, deren Wände man häufig mit beiden Fußspitzen berührt, zu Pferde zu passieren, ohne seine Kniee in allzu unsanfte Berührung mit den Straßenecken oder den Rippen der Fußgänger zu bringen, auch stolpern die Tiere leicht, denn manches Haus ist zu Trümmern zerfallen, an deren Wegräumen kein Mensch denkt und zwischen denen mitten auf der Straße schon viele fruchtbringende Ricinus oder Papayas entsprossen sind. Hat man indes Schangani im Rücken, so verliert die Stadt jenseit der Brücken wieder vollständig ihren arabischen Charakter, um dafür ein rein afrikanisches Städte- und

Landschaftsbild mit all seinen Licht- und Schattenseiten zu bieten. Niedere, zuweilen recht schmutzige Palmhütten, vor denen die Insassen im dürftigsten Anzuge mit allerhand häuslichen Arbeiten, hauptsächlich mit Strohflechterei sich beschäftigen, liegen, umgeben von Mandiokafeldern, unter herrlichen Mangos und Kokospalmen; im Gänsemarsch ziehen schwer beladene Weiber und Mädchen, gefolgt von ihrem faulen, aber gutmütigen Herrn und Gebieter, durch das Dickicht ihrer Heimatstätte zu; hier stößt man auf eine Gruppe nackter Suahelikinder, die vielleicht eben damit beschäftigt sind, eine Katze schwimmen zu lehren, oder die einem armseligen Köter Blechbüchsen an den Schweif gebunden haben, dort überraschen wir einige Leute bei ihrem abendlichen Bade — überall aber empfängt man uns freundlich, jeder ruft uns sein „Willkommen", Jambo! zu.

Der lohnendste Ritt ist in der Richtung nach Süden, dem Meeresstrande entlang. Auf dem vom Ufer leicht aufsteigenden Hügelrande besitzen die reicheren Bewohner Sansibars, Europäer sowohl wie Araber und Indier, kleine Landhäuser, „Schambas", inmitten der herrlichsten tropischen Vegetation. Weiter südlich liegt die Anstalt der englischen Missionare, wo im Laufe vieler Jahre alle die auf Sklavenschiffen abgefangenen und „befreiten" Sklaven angesiedelt worden sind, um hier in den Lehren des Christentums und in nützlichen Handwerken unterrichtet zu werden. Jede Familie solcher „Christen" besitzt eine kleine Hütte mit einem dazu gehörigen Stück Land; das Haus der Missionare ist ein schönes, stattliches Gebäude, die Kirche dagegen ein recht erbärmliches Bauwerk aus Lehm, mit Palmblättern gedeckt.

Die Schönheit der Insel Sansibar ist immer gepriesen worden; auch ich muß gestehen, daß ich wenige Punkte der Erde kenne, die in Lieblichkeit und idyllischer Scenerie mit dem kleinen Eiland sich messen können.

2.
Mombas.

— Achille Raffray —

Die Langsamkeit des arabischen Kapitäns verzögerte meine Überfahrt von Sansibar nach Mombas in der ärgerlichsten Weise. Erst am Abend stach die Dau in See. Es war eine herrliche, ruhige



Abb. 47. Ansicht von Mombas (S. 254).

Tropennacht; zahllose Medusen schwebten in dem Meerwasser und erzeugten durch ihre Bewegungen ein prächtiges Meerleuchten.

Als ich am Morgen erwachte, sah ich die Küste von Afrika an der Mündung des Pagani vor mir, am Horizont die Gipfel des Gebirges von Fuga. Aber erst am vierten Tage legten wir an der Insel Mombas an. Ich landete und fand in der Nähe eines alten portugiesischen Forts einen geeigneten Platz, auf welchem ich mein Zelt aufschlug. Der Gouverneur des alten verfallenen Forts schien dadurch sehr beunruhigt zu werden; doch legten sich seine Besorgnisse, nachdem ich ihm ein Schreiben des Sultans von Sansibar zu lesen gegeben hatte.

Am nächsten Tage umfuhr ich die Insel Mombas. Dieselbe erstreckt sich von Südosten nach Nordwesten und kann in weniger als zwei Stunden ihrer Länge nach durchwandert werden; sie liegt vor den Mündungen der Flüsse Rabbai und Ribé und ist durch nur wenige hundert Meter breite Kanäle vom Festlande getrennt. Von weiten Grasflächen bedeckt, die durch üppige Baumgruppen unterbrochen werden, gleicht sie fast einem Park; nur an der dem offenen Meere zugewandten Seite wuchert undurchdringliches Gestrüpp und verleiht dem Strande ein wildes Ansehen. Die kleine Stadt Mombas liegt auf der Nordseite; die arabischen Steinhäuser, welche sich längs des Strandes hinziehen, verdecken den Anblick der zahlreichen mit Palmblättern gedeckten Erdhütten, zwischen denen ein Gewirr enger Pfade den Verkehr vermittelt. Von Sansibar unterscheidet sich Mombas vorteilhaft dadurch, daß es eine Art Hauptstraße hat, die es der Länge nach durchschneidet und dem Strande parallel läuft.

Der Meeresarm vor der Stadt bietet Schiffen jeder Größe sichern Ankergrund. Auf der gegenüberliegenden Spitze des Festlandes wiegen sich stattliche Kokospalmen im Winde, welche ganz regelmäßig in Reihen gepflanzt sind und einige Negerhütten beschatten.

Ein umfangreiches Fort beherrscht das Meer und schützt die Stadt mit ihrem Hafen. Es liegt auf einer hervortretenden Spitze, ist mit in den Fels gehauenen Gräben umgeben und hat im Innern unterirdische Zufluchtsräume. Mit seinen von Schießscharten durchbrochenen Mauern, seinen Bastionen, seinen gedeckten Gängen wäre es für die Eingebornen uneinnehmbar, würde aber dem Feuer moderner Artillerie kaum einige Augenblicke widerstehen können. Eine Inschrift über dem Eingangsthor und zwei Wappenschilder berichten ohne Zweifel von der Entstehung dieses Baues, doch haben Schlingpflanzen das Mauerwerk so umwuchert, daß es unmöglich ist, die

Schriftzüge zu erkennen. In fünf Stunden hatte ich die Insel Mombas durch eine angenehme Wasserfahrt zwischen den schattigen Ufern der sie umschließenden Meeresarme kennen gelernt. Nach der Rückkehr von der Umfahrung der Insel stattete ich dem Gouverneur

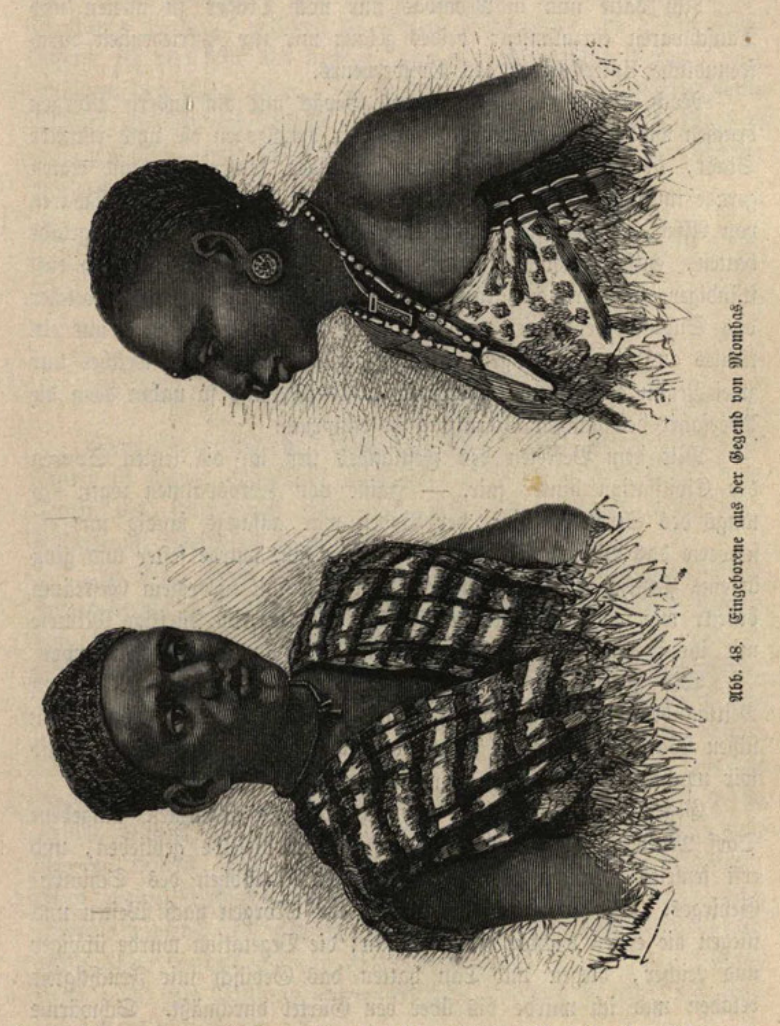


Abb. 48. Eingeborene aus der Gegend von Mombas.

des neben meinem Zelte gelegenen Forts einen Besuch ab. Ein geräumiger mit Palmblättern gedeckter Schuppen innerhalb der äußern Umfassungsmauern diente ihm als Selamlik oder Männergemach. Im Innern lief eine Art gemauerter Bank, mit Matten bedeckt, um

den ganzen Raum. Der Gouverneur empfing mich bald; er erschien begleitet von einer Bande Belutschen, welche lange wellige Haare trugen und deren Oberkörper nackt oder mit den Überresten eines Hemdes notdürftig bedeckt waren.

Ich hatte nun in Mombas nur noch Träger zu mieten und Tauschwaren einzukaufen; beides gelang mir zur Zufriedenheit durch freundliche Unterstützung des Gouverneurs.

Noch abends verteilte ich das Gepäck und am andern Morgen brachen wir vor Tagesanbruch auf. Wir durchzogen die noch ruhende Stadt, ließen bald einige Kokospflanzungen hinter uns und traten gerade im Augenblick des Sonnenaufgangs in den Wald ein. Scharen von Affen, welche sich nachts an den Früchten des Baobab gelabt hatten, entflohen scheu in den possierlichsten Sprüngen. Nach einstündiger Wanderung hatten wir den Meeresarm erreicht, welcher das Südufer der Insel vom Festlande trennt. Wir hatten nur ein kleines aus einem Mangrovenstamm gezimmertes Boot, welches nur zwei Mann außer dem Ruderer fassen konnte, und so nahm denn die Überfahrt den ganzen Vormittag in Anspruch.

Mit dem Betreten des Festlandes ließ ich die letzten Spuren der Civilisation hinter mir. — Haine von Kokospalmen zogen sich längs des Strandes hin; der Boden war anfangs sandig und erschwerte das Wandern, bald aber hob er sich, wurde fester und ging in eine ziemlich trockne Hochfläche über, die mit niedrigem Gesträuch bedeckt war und auf welcher sich hier und da eine dürftige Mimose mit ihren feingefiederten Blättern und ihren langen Stacheln erhob.

Wir zogen dem Meeresstrande parallel nach Süden. Gegen Mittag bemerkten wir einige Hütten, welche uns das Vorhandensein süßen Wassers anzeigten; eine Palmengruppe lud zur Rast ein und wir machten Halt.

Gegen Abend erreichten wir das von Kokospalmen umgebene Dorf Matuga. Die Landschaft war ziemlich dieselbe geblieben, und erst jenseits Matuga begannen die ersten Vorhöhen des Schimba-Gebirges. Wir wandten uns am andern Morgen nach Westen und stiegen die ersten leichten Hänge hinan; die Vegetation wurde üppiger und reicher, Regen und Tau hatten das Gebüsch mit Feuchtigkeit beladen und ich wurde bis über den Gürtel durchnäßt. Schwärme von Perlhühnern flogen bei unserer Annäherung auf, kleine Papageien kreischten in dem Laube, hübsche grüne Tauben girrten auf den höchsten Zweigen der Sykomore und des Baobab. Alle Spuren menschlichen Daseins waren verschwunden, nur ein kaum merklicher

Pfad wand sich durch das Pflanzengewirr. Erst gegen Mittag, nachdem wir bereits die erste Bodenwelle hinter uns hatten, erinnerten uns Palmengruppen und Maniokpflanzungen daran, daß das Land bewohnt sei. Bald bemerkten wir auch einige Hütten. Der Platz gefiel mir, namentlich ein kleines sandiges, mit Kokospalmen bestandenes Plateau, welches die Gegend beherrschte: im Osten überschaute ich von dort das üppige, von mir durchzogene Gebiet, weit dahinter das blaue Meer, im Süden, Norden und Westen Hügel, Thäler, Wälder und Wiesen. Hier schlugen die Träger mir ein Zelt auf, wohnlich genug selbst für einen längeren Aufenthalt, wie ich ihn vorhatte.

3.

Durch Kitui-Land zum Kenia.

— J. M. Hildebrandt —

Dem Ndéo folgend, langte ich mit meinen übrig gebliebenen Leuten (8 waren inzwischen desertiert) in Kitui an und schlug beim Dorfe des Häuptlings Milu ein nach allen Regeln afrikanischer Kriegskunst befestigtes Lager auf.

In Kitui hatte ich große Vorurteile bei den Wakamba gegen meine Person und mein Thun zu überwinden: ich sammle Proben von allen Tieren, Pflanzen und Steinen, um das ganze Land zu verderben. Mein Bart sei länger als irgend einer ihrer Ziegenböcke, das Haar hinge um meinen Kopf wie Kuhschwänze. Ein solch ungeheuerlicher Mensch könne nur die schlimmsten Absichten haben. Wenn ich aber dennoch ein Freund der Wakamba sei, so solle ich ihnen mein Herz, d. h. die Warenballen öffnen und es durch große Tribut-Geschenke beweisen. Es gehörte nun ein gut Teil höherer und niederer Politik dazu, die Eingebornen einigermaßen zu beruhigen, ihnen meine friedlichen Absichten klar zu machen und dabei mein „Herz" so wenig als möglich zu öffnen, denn über die Hälfte meines afrikanischen Geldes, nämlich Zeug, Glasperlen, Eisen- und Messingdraht war zur Stillung unserer Mägen auf dem Marsche bis hierher bereits verausgabt.

Nachdem ich mich also in Kitui über die Empfangsschwierigkeiten hinwegpolitisiert und Ukamba gegen Aufhören des Regens und anderer schwerer Not, die ich anrichten könnte, von einem der vielen

Zauberer gefeiet, indem der Ehrwürdige den Mageninhalt eines geschlachteten Schafes auf dem ganzen Wege, den ich durch dies Land genommen, ausgestreut, für welche mühselige Weihpilgerfahrt ich natürlich meinen Dank in so und so vielen Ellen Zeug zu entrichten hatte, wurde ich einstweilen im Sammeln und Einziehen von Erkundigungen wenig gestört. Die inzwischen eingetretene Regenzeit gab hierzu Material in Fülle. Zuerst sprießen die Zwiebelgewächse und Stauden mit fleischigem Wurzelstocke hervor. Eilends vollenden sie ihre Wachstumsperiode, um den über sie sich erhebenden Gräsern und Kräutern den Platz zu räumen; dann treten Sträucher und Bäume, zuletzt die mit lederartigen Blättern in Blüte. Auch die Tierwelt ist auf der Höhe ihres Lebens. Der Wald ertönt vom Hochzeitsmarsch oder zartem Liebesgezwitscher der Vögel. Da sind die afrikanischen Kolibris, die glitzernden Nektarinien, wegen ihres Zwitscherns „Tsevétseve" von den Wakamba genannt, und die wenig größeren Spermestes und Drymoika-Arten, gleichsam die Kinderstimmen im Vogelchor. Pirole und Würger flöten in langen, vollen Tönen, während andere Laniarien ein Duett zum besten geben, indem das Weibchen wie in den oberen Lagen eines Klaviers eine Oktave herunterklimpert, woran sich das Männchen mit einem hohen Pfiff aus dem nächsten Busch anschließt. Die Glanzstare mit ihrem prachtvoll stahlblauen, grünen oder violetten Gefieder, das in der Sonne wahrhaft blendet, gehören zu den besten Sängern Afrikas; die Krone geziemt einer Drossel, sie ist eine Jenny Lind unter den Vögeln. Auch das Konzert der Webervögel, die in den Bäumen der Wakamba-Weiler ihre eigenen Nistdörfer aufschlagen, ist lebhaft. Der afrikanische Spatz zirpt frech wie sein europäischer Bruder. Aus dichtem Walde ertönt, weit hörbar, das Pochen des Spechtes, aus dem die Wakamba, je nachdem es rechts oder links, vorn oder im Rücken des Reisenden vernehmbar, Glück oder Unglück, Blut oder Frieden des Weges erschauen. Spechte sind ihnen verhaßte Nachbarn und man hängt, um sie aus der Nähe des Dorfes zu verbannen, irdene Töpfe in die Bäume. Die Schleiereule gilt, wie bei uns, in ganz Ost-Afrika als Totenvogel. Einsam klagend ist der Ruf der Turteltaube, grell pfeifend der des Falken, wenn er früh morgens von hoher, kahler Adansonie seine Jagdgebiet überschaut. Ganz ihrer altertümlichen Form entsprechend, haben die Nashornvögel nichts in ihrer Stimme von neuern Operntrillern; heiseres, bellendes Gekrächz dringt aus ihrem übergroßen Schnabel. Andere, echt afrikanische Laute sind auch das ohrenzerreißende Lärmen der Perlhühner, wenn sie abends beim Wasser einfallen, oder ein

Nachtquartier in den Bäumen aufschlagen. Eines Tages hörte ich aber eine Vogelstimme, die ich längere Zeit nicht vergessen konnte. Sie ahmte aufs täuschendste das Quieken eines ungeschmierten Schiebkarrenrades nach und erweckte in mir ein Gefühl, wie ich einst in Arabien empfand, wo auf brennender Felsenwand einsam und trauernd — ein Kohlstrunk stand — ein Gefühl, fast schäme ich mich es zu bezeichnen — Heimweh.

Auch der Mensch zog lustig singend und pfeifend ins Feld, voller Hoffnung, daß das gesäete und schnell erwachsende Korn reiche Ernte bringe, wie der Hirt den Euter des Viehes schwellen sieht von der saftigen Weide jungen Grases. Aber wo in der Welt gönnt einer dem andern Friede und Freude: die Wakwafi drangen plötzlich in die Wakamba-Dorfschaften unserer nächsten Nähe, trieben Vieh davon und töteten die Hirten. Sie hatten ihre Nomadenlager auf der Route nach Kikuyu, wo der Schneeberg liegt, dem ich zustrebte, aufgeschlagen.

Nur drei Tagemärsche von meiner Station erhob sich der schneebedeckte Kenia. Von einem Punkte konnte ich sogar den geographisch wichtigen Winkel Kenia-Kilimandjaro fixieren. Aber diese letzten drei Märsche waren unausführbar. Die Wakwafi nämlich hatten kurz vor meiner Ankunft eine arabische Karawane von 1500 Bewaffneten bis auf den letzten Mann niedergemacht. Ich konnte daher nicht daran denken, mit meinen schwachen Streitkräften den Weg durch ihr Gebiet zu forcieren; daher versuchte ich einen friedlichen Verkehr mit ihnen einzuleiten, indem ich Freundschaftsgeschenke, weiße Perlen und dergleichen durch einen meiner Führer, einen geborenen Wakwafi, dem sich einige Volontäre anschlossen, an sie absandte. Ich selbst war damals infolge eines gleich zu erwähnenden Vergiftungsversuches noch sehr leidend. Meine Parlamentäre kehrten bereits am dritten Tage, noch immer keuchend vor Angst und Hast, zum Lager zurück. Sie kamen, sahen die Wakwafi und — flohen, Freundschaftsgeschenke und selbst ihren Proviant von sich werfend.

Inzwischen waren auch die Wakamba-Zauberer nicht unthätig geblieben. Sie wiegelten das Volk auf und beriefen eine geheime Versammlung. Hier wurde ich, auf die Anklagepunkte hin, ich hätte Sorghumkorn (es war pilzkrank) aus den Pflanzungen genommen, und grüne, junge Bohnen statt der reifen verspeist, wegen schlimmer Zauberei in contumaciam zum Tode verurteilt.

Eines Tages rückten denn auch 4—500 bewaffnete Wakamba gegen mein Lager an; als ich ihnen aber mit meiner photographischen

Camera entgegenrannte, zerstäubten sie in alle Winde. Man versuchte dann, mich zu vergiften, was ihnen aber ebenfalls nicht vollständig gelang. Ebenso wenig trafen verschiedene Pfeile, die mir zugedacht gewesen. Einst stellte sich mir sogar ein Wakamba mit gespanntem Pfeilbogen entgegen und forderte mein Leben. Ich schnitt ihm jedoch die Sehne des Bogens durch und machte ihn dadurch wehrlos.

Die Furcht meiner Leute vor den Wakwafi einerseits, den Wakamba andererseits, steigerte sich so sehr, daß sie gegen mich revoltierten. Zwar gelang es mir, sie wieder zum Gehorsam zu bringen, ich sah aber doch schließlich ein, daß ein ferneres Verbleiben in Kitui zwecklos sei, besonders da während meines dreimonatlichen Ausharrens der Warenvorrat stark reduziert war. Schweren Herzens wandte ich meinem nahen und doch so fernen Ziele, dem Schneeberge Kenia, den Rücken zu. Krank an Geist und Körper erreichte ich im August 1877 Mombas wieder und lohnte meine Leute ab.

4.

Auf der Pürsch in Ost-Afrika.

— Joseph Thomson —

Am nächsten Morgen zogen wir auf die Kundschaft aus. Wir gingen zuerst östlich, dann südlich, dem Fuße der Berge entlang und entdeckten zahlreiche Spuren von Elefanten. Zuletzt erreichten wir eine den Berg hinanführende Schlucht, die sich als eine große Heerstraße zahlreicher Elefanten erwies, welche hier die Berge hinauf und herunter zu gehen gewohnt waren. Als wir die Schlucht aufwärts verfolgten, kamen wir erst durch einen Engpaß und stiegen dann einen dichten Buschwald hinan, in welchem ungeheure Mengen schwarzer Tauben sich von Früchten nährten. Als wir die Höhe erreichten, sahen wir das Land in einer großen hellgrünen Ebene sich allmählich abdachen, um dahinter zu einer neuen Hügelkette sich wieder zu erheben. Eine schöne offene Straße führte bequem durch den hohen, vielverzweigten Busch. Während wir dieselbe gemächlich entlang gingen, wurden wir plötzlich zum Stillstande gebracht durch das Ge.äusch von Elefanten zu unserer Linken. Denselben Weg zurückeilend, um bessern Wind zu bekommen, betraten wir den Wald und schritten geräuschlos vorwärts. Sehr bald erblickte ich einen der

Elefanten. Auf 10 Schritt herangekommen, gab ich Feuer; doch müssen die dazwischenliegenden Zweige die Kugel etwas gestört haben, wenn sie auch saß. Das Tier stürzte weg und vor Aufregung alles vergessend, eilte ich hinterher, ohne nach rechts oder links zu sehen. Ich hatte die Jagd erst wenige Schritte fortgesetzt, als ich mich wiederum nahe bei dem kranken Tier befand, welches fürchterlich schweißte. Wiederum feuerte ich, und diesmal in die andere Seite. In demselben Augenblick als ich feuerte, hörte ich links von mir ein Krachen in derartig überraschender Nähe, daß mir war, als ob mir kaltes Wasser den Rücken herunterliefe. Als ich mich rasch umsah, tauchte der Kopf eines Elefanten gerade aus dem dichten Busch über der kleinen Blöße auf, in welcher ich stand. Ich duckte mich schleunigst hinter einen sehr niedrigen Busch, im Geiste überlegend, daß ich nicht 5 Minuten noch zu leben hätte, wenn der Elefant zur Rache aufgelegt sei. Meine Lage war wirklich höchst schauriger Natur. Hier lag ich auf meinen Knien, hinter einem kleinen Krüppelbusch, und sah in die Höhe auf zu einem ungeheuern wilden Elefanten, dessen Kopf fast über mir hing; ein Elefant lief rechts von mir weg, vier bis fünf waren links von mir, und mehrere hinter mir. Thatsächlich befand ich mich mitten in einer Herde von Elefanten, die aber alle von dieser Stelle wegrannten, mit Ausnahme dessen, der mir gegenüber stand. Einen Augenblick lang blickte er um sich mit einem dummen Ausdruck in den Lichtern, als ob er fragen wollte, was all der Lärm ringsum zu bedeuten habe. Mich sah er nicht, da ich ihm augenscheinlich zu nahe war. Meine Büchse war jedoch gehoben und auf eine Höhlung über einem Auge gerichtet.

Wie ich gebückt dastand wie eine Marmorstatue, und in tödlicher Erwartung, aber ohne mit einer Muskel zu zucken, auf eine günstige Gelegenheit zum Handeln wartete, warf sich der Elefant scharf herum und im nächsten Moment suchte eine Kugel den Weg zu seinem Herzen. In schmerzlichem Todeskampf laut aufbrüllend, krachte er weg, und wenige Minuten nachher standen rund um mich herum meine Reisläufer, welche im gefährlichsten Augenblicke mich hatten in der Falle sitzen lassen. Gleich Bluthunden nahmen wir jetzt die Fährte des erstgeschossenen Elefanten auf; wir fanden sie ohne Schwierigkeit, weil der Schweiß zu beiden Seiten buchstäblich herausgeschossen war und die Büsche mit einem carmoisinroten Schauer besprenkelt hatte. An einer Stelle, wo er Stand genommen und offenbar wie geblendet sich herumgedreht hatte, war ein großer Teil des Erdreichs davon gesättigt. Aber obgleich es so ausnehmend

stark geschweißt hatte, war das Tier doch nicht für unsern „Rucksack“ bestimmt. Je weiter wir gingen, desto weniger bemerkbar wurden die Schweißtropfen, und desto schwieriger wurde es, ihnen zu folgen, weil außer der Dichtigkeit des Busches auch die erstaunliche Menge der Wildfährten uns abschreckten, rasch vorwärts zu gehen, damit wir nicht plötzlich einem Elefanten, auf Gnade und Ungnade ergeben, uns gegenüber befänden. Fast eine Stunde lang stürzten wir so vorwärts. Wir waren stets der sicheren Erwartung, daß wir unsere Beute bekommen würden, weil die Fußspuren Anzeichen der Erschöpfung verrieten und das Tier offenbar seine Füße zu schleppen anfing. Für jetzt wurden unsere Hoffnungen indessen völlig vereitelt. Wiederholte Schüsse aus der Entfernung beunruhigten uns, weil wir wußten, daß die von uns zurückgelassenen Leute allein nicht jagen würden. Weil wir einen Angriff der Eingebornen befürchteten, eilten wir schleunigst zurück, leider nur, um die Leute zu verwünschen, als wir hörten, daß die Veranlassung zu ihrem Schießen einfach ihre Entdeckung des andern toten Elefanten gewesen sei, der 50 Schritt von der Stelle, wo ich ihn angeschossen hatte, eingegangen war.

Weil die Sonne jetzt am westlichen Himmel niedersank, und das Lager fern war, so mußten wir eilends zurückkehren, nachdem wir die Fangzähne herausgelöst hatten. Wir waren noch nicht weit gekommen, als wir ein Rhinoceros mit einem Jungen sichteten. Mich auf 40 Schritt heranarbeitend, feuerte ich mit der Expreßbüchse und traf in die Schulter, leider ein wenig zu hoch. Bevor es sich sammeln konnte, gab ich ihm einen zweiten Schuß in den Nacken und einen dritten in die Seite. Diese Schüsse lähmten es anfänglich, obgleich es bald sich zu erholen begann, worauf es beim Anblick seines Jungen den armen kleinen Burschen, als die Veranlassung seiner Schmerzen, angriff, welche Scene uns ein gleichzeitig klägliches wie komisches Beispiel äußerster Angst und Verlegenheit darbot. Doch sah die Mutter anscheinend die Grundlosigkeit ihres Verdachtes ein, bevor sie das Junge kurzer Hand hoch in die Luft geworfen, und eilte Hals über Kopf davon.

Bevor wir jedoch unser Lager erreichten, bestand ich noch ein Abenteuer, welches mir wirklich das Blut gerinnen machte. Ich verfolgte unter vielen Schmerzen meinen Weg über Steine und durch dichtes Dornengebüsch ohne Waffen, da mein Gewehrträger zurückgeblieben war, als ich plötzlich einen Anblick bekam, der mich eine Haltung annehmen ließ, welche mir sicher donnernden Beifall von allen Rängen eines Theaters eingebracht haben würde. Ein präch-

tiger Löwe lag etwa 15 Schritt vor mir in süßer Ruhe. Ich war ohne Waffen. Ich blickte um mich, bloß um zu sehen, daß ich allein war; mich niederduckend, begann ich mich zurückzuziehen, behielt aber sorgsam Seine schlafende Majestät im Auge. Als ich eine Strecke zurückgekommen war, begegnete ich meinen Leuten. Ich ergriff ein Snider-Gewehr und in der Entzückung aufgeregter Vorempfindung ging ich wieder vor, um „den Löwen in seiner Höhle anzunehmen". Der Augenblick war unbezahlbar. Ich freute mich, bei meiner Rückkehr zu der Stelle der ersten Wahrnehmung zu bemerken, daß das königliche Tier noch schlief und dann unterwarf ich mich mit dem stoischen Mute eines indischen Fakirs allen Qualen der Pürschjagd in dieser schrecklichen Gegend. Dornen mochten mein Fleisch durchbohren, die Haut mir von Händen und Knien gekratzt werden, nichts konnte mir einen Ton entlocken oder meinen stieren Blick von dem Löwen abwenden. Zoll um Zoll kroch ich näher, unter zunehmender Erwartung und Aufregung, atemlos vertieft in das Abenteuer. Ich kam auf 30 Schritt, dann auf 20 Schritt heran, noch immer beachtete mich das Tier nicht. Den Erfordernissen der Jagd war nach meiner Meinung jetzt Genüge gethan. Ich mußte jetzt Feuer geben! Es gab einen fürchterlichen Donner (von der Flinte, nicht vom Löwen) und ein schmerzliches Ächzen, als mein Knie sich mit erschrecklichem Nachdruck gerade auf die Spitze eines Dorns senkte. Ich blickte auf, um mein Wild mit fürchterlichem Todesgebrüll hoch in die Luft springen zu sehen. Es muß mausetot geschossen sein, dachte ich, um aber sicher zu gehen, feuerte ich nochmals. Keine Wirkung! Hurra! zum Schluß ein Löwe! Ich sprang in die Höhe und schrie meinen Leuten zu, sie sollten kommen und sehen, was ich gethan hätte. Sie kamen bald näher und frohlockten vor Aufregung, während ich mich umdrehte und auf den Leichnam zuging. Ich war noch nicht viel Schritte gekommen, als es mir war, als ob ich einen Schlag vor die Stirn bekommen hätte. „Gott im Himmel!" entschlüpfte es mir von den Lippen, als die unglückliche Wahrheit mir durch den Kopf fuhr, daß meine Freunde mich für einen Esel halten könnten. Der Löwe war wirklich tot wie ein Stein; ich hatte auf einen Felsblock geschossen! Natürlich wartete ich nicht erst ab, meinen mich fragend anstaunenden Gefährten zu erzählen, was sich ereignet hatte. Ich schlich mich weg und sagte ihnen nachher, es sei nur ein kleiner Scherz von mir gewesen, um etwas Leben in den eintönigen Marsch zu bringen.

5.

Besteigung des Kilimandscharo.

— Charles New —

„Wer seid Ihr, daß Ihr den Kilimandscharo ersteigen wollt, nachdem doch unser Volk wiederholt das gleiche Wagnis vergebens unternommen hat?“ fragten uns unwillig die Bewohner von Dschagga, deren Land wie eine breite und mächtige Vorstufe dem Südfuße des gewaltigen Berges vorgelagert ist.

Und wirklich mißlang auch der Versuch, den wir machten, den Bergriesen zu bezwingen, vollständig. Denn das gräuliche Regenwetter zwang uns schon nach zwei Tagen wieder umzukehren. Allein ich war weit entfernt davon, mich entmutigen zu lassen. Zwei Wochen später war ich schon wieder unterwegs. Mich begleiteten außer neun Wa-Dschagga nur mein Diener Tofiki und der alte Sadi, der schon mehrere Jahre zuvor an dem mißlungenen Ersteigungsversuche des Barons von der Decken teilgenommen hatte.

Nachdem wir um 11 Uhr die Grenze des Dorfes überschritten hatten, verfolgten wir den Pfad, auf dem wir vordem gewandert waren, bis 2 Uhr, wo wir uns ein wenig mehr links wendeten und so in fast nördlicher Richtung vorwärts drangen.

Das Wetter war sehr schön und hell, obwohl uns in unserer dichten Wildnis kaum ein Sonnenstrahl traf. Vorwärts, vorwärts, höher, immer höher! So eilten wir auf unserem Wege weiter und weiter, bis die Sonne sich fast zum Untergange neigte. Die Schnelligkeit, mit der wir aufwärts drangen, erforderte unsere vollste Kraft. Als wir den Fluß, welchen wir bei dem ersten Anstieg auch schon passierten, erreicht hatten, machten wir Halt. Einer unserer Führer sank aus reiner Ermattung nieder, Tofiki sah erschöpft aus, und ich, ich bekenne es, war ebenfalls müde. Der Fluß war hier viel schmäler, als an dem Punkte, wo wir ihn früher gesehen hatten, denn diesmal erreichten wir ihn an einer viel höher am Berge gelegenen Stelle. Sein Wasser zeigte sich so kalt, daß ich es nur in ganz kleinen Schlucken trinken konnte, weil es mir in die Zähne fuhr. Wir erstiegen den steilen Abfall am andern Ufer und lagerten uns in einem Walde, der aus Ginster von fast 10 m Höhe bestand.

Hier errichteten die Wa-Dschagga in wenig Minuten eine lange Hütte und thaten willig alles, was wir verlangten. Ohne die

geringste Kleidung liefen sie in der Kälte umher und ließen nicht nach, bis sie die Arbeit vollendet. Die Luft war sehr scharf und kalt. Ich, der ich ja bekleidet war, fühlte dies schon und daher war es mir ein reines Wunder, wie die anderen es so gut ertragen konnten.

Ich richtete mir von den feinen, oberen Spitzen der Bäume, die ich mit Moos vermengte, ein vortreffliches Bette her. Das Moos bedeckte ja den Boden in solcher Menge, daß es war, als ob man auf Federbetten einherwandle. Die Feuer wurden zu einer derartigen Höhe angefacht, daß man daran einen Ochsen hätte braten können; doch wir vermochten immer nur an einer Seite warm zu werden. Nachdem ich mich mit meinen Leuten in die Decken geteilt hatte, wickelten wir uns ein für die Nacht.

Am nächsten Morgen um 5 Uhr 30 Minuten zeigte das Thermometer, welches wir an einem Holzklotz unterhalb der Hütte aufgestellt hatten, nur $2^1/_2$ Grad über den Gefrierpunkt. Der Reif lag so dick auf den Blättern, wie ich ihn nur überhaupt jemals in der Heimat gesehen habe. In wenigen Minuten kamen wir aus dem Walde heraus; die Führer hielten inne und streckten die Arme aus, um uns etwas zu zeigen, das gerade vor ihnen lag; es war der Gipfel, dem wir zustrebten, scheinbar nur eine Stunde Wegs von uns entfernt. Wahrlich, ein glorioser Anblick! Nicht eine Wolke trübte den blauen Äther über uns, und in dem Strahl der Morgensonne leuchtete der Schnee mit blendendem Glanze. Ich dachte an die Worte des Psalmisten: „Lobe den Herrn, meine Seele, und, was in mir ist, seinen heiligen Namen!“

Oberhalb des Waldes erreichten wir die alpine Region grasbedeckter Hügel, welche da und dort noch mit Parzellen moosbehangener Wälder geziert waren. Die Gräser unterschieden sich bedeutend von dem kurzen feinen Rasen der niederen Zonen, sie zeigten Halme und waren viel größer, aber noch reich mit Klee und vielfarbigen Blumen untermischt. Aus einer Wurzel ragte weit über alle übrigen ein Stengel mit einer großen roten Blüte empor, hoch und graziös, wie die Lilie. Auch eine andere Pflanze, welche der Salbei sehr ähnelte, zog meine Aufmerksamkeit auf sich, und beim Abrupfen der Blätter fand ich sie in der That sehr duftig. Von einer der höchsten Erhebungen dieser Gegend genoß ich einen Rückblick auf das Land, durch welches wir unseren Weg genommen hatten. Kein Wunder, daß die Atmosphäre so klar war, denn wir befanden uns bereits weit über der Region der Wolken. Abwärts zog sich der Berg von unseren

Füßen bis dahin, wo er vor den Blicken in unbegrenzten Flächen schneeiger Wolken verschwand, welche die verschiedensten phantastischen Gestalten zeigten. Bald erschienen sie, wie in Reih und Glied aufmarschiert, bald verrieten sie eine gärende Bewegung, in solcher Weise ihre Form und Stellung in endlosem Wechsel stetig ändernd und die bezauberndsten Reize entfaltend. Nachdem wir diesem schönen Schauspiel endlich den Rücken gekehrt, nahmen wir unsere Kletterei wieder auf, welche, obgleich sie dann und wann durch leichte Abstiege unterbrochen wurde, doch eine mühsame Arbeit war und große Ansprüche an unsere Lungen stellte. Sadi blieb weit zurück und zeigte sich so erschöpft, daß er nicht einmal imstande war, seine eigene Flinte zu tragen. Höhe um Höhe wurde mit gelegentlichen Pausen erstiegen, bis wir in eine andere Pflanzenregion, die der Heide, eintraten. Die letztere wechselte mit vereinzelten Partien von einer Art dürren Grases und vielen Pflanzen, die eisgraue Blätter oder außerordentlich hübsche Blüten zeigten. Höher oben waren die jähen Abhänge mit zutage tretenden Felsen bedeckt, die nicht von Granit und Felsspat, aus welchen sonst alle umliegenden Berge bestehen, sondern von Konglomerat zusammengesetzt werden, und graue, kompakte, blätterige Gesteinsmassen darstellen.

Zu Mittag machten wir auf einem felsigen Grat, direkt vor dem schneeigen Gipfel Halt. Die Sonne sandte ihre senkrechten Strahlen auf uns hernieder und dennoch war die Luft so kalt und der Wind so eisig, daß die Leute vor Frost bebten. Als wir das Thermometer auf der Spitze einer Lanze befestigten, fiel das Quecksilber in einer halben Stunde von 17° (ich hatte das Instrument in meiner Tasche getragen) auf 11° und in einer weiteren halben Stunde auf 8° und dies in dem vollen Schein der Mittagssonne. Die außerordentliche Dürre des Bodens fiel mir nach dem heftigen Regen, wie wir solchen kürzlich im Walde erlebt hatten, und zwar nach dem tiefen Schlamme jener Gegend, in den man bis an die Knöchel getreten war, nicht wenig auf. Hier oben konnte es in letzter Zeit nicht geregnet haben.

Indes bald nach Mittag kamen schwere Nebel, welche bereits lange zuvor alles umdüstert hatten, den Berg heraufgezogen.

Um 4 Uhr gelangten wir zu einem großen, überhängenden Felsen, der eine Art Höhle bildete. Hier rieten unsere Wa-Dschagga, die Nacht zuzubringen. Der Schutt wurde hinweggeräumt, eine dicke Lage Heide auf den Erdboden ausgebreitet und große Feuer mit den Wurzeln der Büsche entfacht. Auf diese Weise waren wir abermals



Abb. 49. Ansicht des Kilimandscharo (S. 269).

für eine Nacht gerüstet. Leider nur wärmten die Feuer nicht, obwohl sie tüchtig brannten; die Bärte versengten und doch froren wir.

Trotz alledem machte uns Sadi viel Vergnügen; er war äußerst aufgeregt. Die Felsen gaben nämlich jedes von uns gesprochene Wort zurück, was den komischen Menschen glauben ließ, daß es noch andere Wesen außer uns auf dem Berge gäbe. Sämtliche Geschichten von Elfen, Kobolden, Geistern, Dämonen und Gespenstern aller Art, welche er jemals über die Bewohner des Kilimandscharo gehört hatte, kamen ihm jetzt wieder in den Sinn und quälten ihn. Wenn er sich niederlegte, glaubte er den Stoß eines Erdbebens zu fühlen. „Da," rief er dann aufspringend, „was war das? Wirklich, die Erde bewegt sich! da! da!"

Armut und Reisen lassen den Menschen mit sonderbaren Schlafgenossen vertraut werden. So lag ich in jener Nacht in der Mitte von 11 Wilden, die ich nicht kannte und die aus vielen Gründen keine sehr erwünschte Schlafgesellschaft bildeten. Einer der mir zunächst liegenden weckte mich mitten in der Nacht dadurch, daß er mir meine Decke fortzerrte. Als ich dieselbe wieder zu mir hinziehen wollte, stieß er derartig jämmerliche Klagen über „Kälte" und „Sterben" aus, daß ich ihm die Benützung der Decke nicht länger versagen konnte.

In der Mitte der Nacht fiel das Quecksilber bis auf — 4°, aber bei Tagesanbruch stieg es wieder auf + 1°. Der Morgen war außerordentlich klar. Wie nahe dünkte uns der Schnee zu liegen! Nur eine Bergkette schien uns noch von ihm zu trennen und allem Anschein nach mußten wir ihn in 10 Minuten erreichen können. Der Sonnenaufgang entfesselte ein wahres Meer von Licht, und welche Landschaft lag vor uns ausgebreitet! In weitem Umkreis war nichts vorhanden, das imstande gewesen wäre, die unermeßliche Aussicht zu beschränken, als unser eigenes schwaches Sehvermögen. Der Osten, Westen und Süden, alles lag frei vor uns da. Die Wolken tief unter uns bildeten ein einziges unermeßliches Meer welliger, zusammengeballter Massen, oder, um bildlich zu sprechen, lagen da gleich einer großen Armee, die in der stillen Morgenluft wartet, bis ihre Marschordre eintrifft, welche ihnen die Winde erteilen, oder bis die Königin des Tages, die Sonne, sie in alle Himmelsgegenden zerstreut. Hier und da bildeten sich Risse in dem Dunstmeere und dann erhielten wir Blicke auf die entfernten Berge und die Ebenen unter uns. Ein wenig südöstlich lag Bura; weiter nach Süden in nebliger Ferne tauchten die Hügel von Usambara, näher Pare und

Ugono, und am Fuß der letzteren der See Jipe auf, dessen Umrisse deutlich zu erkennen waren. Ein wenig nördlich von Jipe bezeichnete eine Rauchsäule die Lage Dafetas, und nördlich von diesem dehnte sich innerhalb senkrechter Klippen eine kleine blaue Wasserfläche aus. Nach Westen wurde die Ebene von Arusche va Ju und der zum Himmel sich auftürmende Meru sichtbar. Alle anderen Berge erschienen jetzt unbedeutend, nur der letztgenannte bot noch immer einen großartigen Anblick. Wendeten wir uns nach Norden, so gewahrten wir zur Rechten den dunklen, finsteren Kimawenzi, und zur Linken den Kibo, den höchsten Gipfel des Kilimandscharo, welcher, beleuchtet von der aufgehenden Sonne, in herrlichstem Glanze strahlte, der Jungfrau der Alpen nicht unähnlich.

Bei guter Zeit, es war 8 Uhr, nahmen wir unsere Arbeit wieder auf und erreichten bald einen Komplex von Felsen, unter denen ein einsamer Baum wuchs. Hier setzten wir uns nieder, um auszuruhen. Die Wa-Dschagga äußerten jetzt, wir wären nun so weit gelangt, als sie überhaupt zu gehen sich getrauten. „Wir sind weiter gekommen," fuhren sie fort, „als irgend jemand bisher vorzudringen imstande gewesen ist; das ist aber nun auch alles, was wir leisten können. Der Kibo ist jetzt ganz nahe: wenn ihr weiter hinaufsteigen wollt, so könnt ihr es thun; wir wollen hier bleiben, bis ihr zurückkommt." Ich hatte dies erwartet. Nur Tofiki, obgleich er arg von der Kälte litt, erklärte, er werde mich bis zuletzt begleiten.

Alles, was uns hinderlich sein konnte, wurde hier abgelegt, denn unser harrte so schon genug Mühe. Als Bergstock borgte ich mir eine Lanze, während Tofiki einen Bogen seiner Sehne beraubte und diesen dann zur Hand nahm. Hierauf ließen wir die übrige Gesellschaft an dem Feuer, das sie inmitten der Felsgruppe, wo sie vor dem schneidenden Wind wohl geschützt waren, angezündet hatten, zurück, und gingen allein vorwärts.

Je höher wir aufstiegen, um so felsiger wurden die steilen Abhänge; doch eine Zeit lang begleitete uns noch ein kleines Heidekraut und verschiedene Arten eisgrauer Pflanzen mit rötlichen und gelben Blüten. Die grauen Felsen, die bräunlich grüne Heide, und die aschgrauen Gewächse gaben dieser Region, deren Einförmigkeit und Ausdehnung mich in Erstauen setzte, ein so eigentümlich geflecktes Ansehen. Endlich verringerte sich die Vegetation, bis sie schließlich ganz hinter uns zurückblieb und nichts als Felsen und immer wieder Felsen die Staffage unseres Weges bildeten.

Indes selbst noch an der äußersten Grenze der Vegetation be-

merkte ich Fußstapfen, welche denen der Büffel glichen, doch würden in dieser Region solche Tiere nicht mehr zu leben vermögen. Auch Spuren eines noch kleineren Tieres konnte man wahrnehmen. Sonst aber war gerade das Fehlen tierischen Lebens, namentlich der Insekten, in den höheren Partien des Berges eines von den Dingen, die mir am meisten auffielen.

Von einem Rücken zum andern stiegen wir empor, um uns zu überzeugen, daß abermals eine Kette sich vor uns hinzog. Es war eine ermüdende Arbeit. Endlich machten die Felsen ganzen Zügen losen, trockenen Sandes Platz, in welchem wir bis an die Knöchel einsanken; aber jetzt fing das Atmen erst recht an uns schwer zu werden. Es war, als ob in der Atmosphäre keine Lebensluft mehr sei. Eine Entfernung von 40—60 m erschöpfte uns: meine Lippen sprangen auf, es war mir, als ob mir die Adern am Kopf zerspringen wollten, mein Gehirn schwindelte und ich fürchtete, ich würde den Verstand verlieren.

Mit Tofiki war eine große Veränderung vorgegangen. Er konnte mit mir nicht mehr gleichen Schritt halten, obgleich ich ihn beständig dazu anfeuerte. „Langsam, langsam Herr," stöhnte er. Ich mäßigte allmählich meinen Schritt, aber immer wieder blieb er zurück und wurde zusehends schwächer. Wenn wir Halt machten, um Atem zu schöpfen und zu ruhen, fiel er mehr nieder, als daß er sich setzte. Seine Anstrengungen zu sprechen brachten es nur noch bis zu einem Lispeln. Endlich sagte er mit erheuchelter Resignation: „Der Aufstieg auf diesen Berg ist nichts für mich; gleichwohl aber möchte ich nicht, daß Ihr Euer Ziel aufgeben müßtet, nur fürchte ich, nicht viel weiter mehr gehen zu können." Sicher war es, daß nichts als die absoluteste Notwendigkeit ihm dies Geständnis hatte entlocken können. Natürlich lag es mir ferne, ihn auf eine allzu harte Probe zu stellen; doch wo wir jetzt so nahe am Ziele waren, glaubte ich doch, ihm immer vom neuem wieder Mut einsprechen zu sollen. Ich lockte ihn von einer Stufe zur anderen, bis er endlich zusammenbrechend und nach Atem schnappend stammelte: „Herr, ich kann nicht mehr, doch wenn Ihr Kraft genug habt, so versuchet es allein und kümmert Euch nicht um mich. Ich möchte, daß Ihr Euer Ziel erreichtet, ich will hier auf Euch warten. Wenn Ihr gesund zurückkommt, gut, wenn nicht, werde ich mich nicht von der Stelle rühren und hier sterben". Und der gute, treue Bursche meinte jedes Wort so, wie er es sagte. Ich würde ihn sicher auch dem „ewigen Schnee" nicht geopfert haben, doch jetzt konnte ich mein

Ziel noch nicht aufgeben. Wenn ich nur dem Schnee so nahe rücken konnte, daß ich ihn mit der Hand zu berühren vermochte, wollte ich ja schon zufrieden sein und jetzt schien dies wirklich möglich. Ich hielt inne, um meine Situation zu überblicken. Einige Kilometer rechts von mir lag der Kimawenzi; doch dem Anschein nach war er ganz nahe und erhob sich fast direkt über mir in erhabner Majestät. Zwischen ihm und mir war nichts als ein vom Wind zusammengefegter Hang groben, trockenen Sandes, so rein und glatt wie die Gestade des Meeres. Ein wenig links sah ich den schneebedeckten Kibo. Ich befand mich fast auf gleicher Höhe mit der Schneelinie seiner Südflanke und höher, als der Schnee auf seinen westlichen Abhängen liegt. Der Schnee, welchen ich jetzt gerade im Auge hatte, war der der östlichen Seite, aber lag viel höher, als auf den anderen Seiten. Der Schnee auf dem Osthange des Kibo bedeckt gleich einer dicken Mütze die eigentliche Spitze, zieht sich aber dann in unregelmäßiger Linie nach Süden. An der südöstlichen Seite des Domes befindet sich eine Vertiefung, auf deren Grund eine lange Zunge Schnees zu sehen ist; von da aus zieht sich die weiße Linie abwärts um den Dom herum nach Westen. Dieser Schneefleck war es, auf den ich beständig mein Auge gerichtet hatte und den ich zu erreichen wünschte. Direkt vor mir lag der Grat, welcher zwischen beiden Gipfeln dahinläuft; aber der, den man von unten sieht, ist nicht der einzige. Er zerlegt sich im Zentrum in zwei Kämme, ist aber außerdem sanft und regelmäßig. Die Entfernung zwischen Kibo und Kimawenzi erschien hier nicht sehr groß. Aber wie konnte ich jenen Schneefleck erreichen? Der Grat lag vor mir und der Weg zu ihm war deutlich zu übersehen, da zwischen ihm und mir sich nichts als eine sanfte, sandige Mulde befand. Wenn ich die Höhe gewonnen, so konnte ich meinen Weg niederwärts verfolgen zu der Einsenkung, auf deren Grund der Schneefleck, dem ich zustrebte, sich befand; aber würde der Niederstieg möglich sein? Wenn nicht, konnte ich dann den obersten Rand des Firns erreichen? Ich fürchtete, nein, denn der Aufstieg ist so steil und felsig, daß ihn zu erklettern Leitern und Seile, mit denen ich nicht versorgt war, nötig sein würden. Es blieb also nichts übrig, als auf gut Glück den direkten Weg zu dem bewußten Fleck zu versuchen. Das Terrain war fast eben, aber einzelne Felsen versperrten den Weg und wehrten dem Blick zu erforschen, was dahinter lag. Indessen ich entschloß mich, diese Richtung einzuschlagen, und so wünschte ich denn Tofiki „Lebewohl“, indem ich ihm sagte, daß ich bald zu ihm zurückkehren würde. Ich setzte meinen

Weg fort, doch es war ein hartes Stück Arbeit, denn das Atmen wurde mir so schwer, daß ich nach wenigen Schritten immer Halt machen mußte, um Luft zu schöpfen. Auch die Gefühle, welche die ungeheure Einsamkeit erweckte, verbunden mit dem Gedanken, auf einer Höhe zu stehen, die noch kein menschliches Wesen vor mir erstiegen hatte, waren überwältigend. Die Situation mußte wahrhaft grausig genannt werden. Die Umgebung erschien von solcher Großartigkeit und Pracht, daß es beinahe zu viel für mich war; anstatt mich zu erheitern, bedrückte sie mich.

Ich war indessen nicht weit gegangen, als ich an einen fürchterlichen Abgrund kam, welcher sich fast lotrecht zwischen mir und dem Schneefleck absenkte, zu dem ich zu gelangen hoffte. Diese Schlucht war das einzige, was mich noch von dort trennte; aber was war dies einzige! Der Schnee lag auf einer Höhe mit meinem Auge, doch meine Hand zeigte sich zu kurz, ihn zu erreichen. Der Mut entsank mir; indes ehe ich ordentlich Zeit hatte, meine Lage zu prüfen, blieben meine Augen zu meinen Füßen haften, wo ich Schnee erblickte. Da lag er auf den Felsen unter mir in leuchtender Menge, wie ein frisch gewaschenes und schlafendes Lamm. Hurra! Ich vermag nicht das Gefühl zu beschreiben, das mein Herz in diesem Augenblick durchdrang. Hurra! Ich dachte an Tofiki. Indem ich eine kleine Strecke zurückging, rief ich, so laut ich konnte, und nach kurzer Zeit erschien er, ganz entsetzt. Was mußte ich gesehen haben? So kraftlos er auch war, so durchzuckte ihn doch mein Geschrei wie ein Pfeil und gab ihm neue Stärke. Er erwartete mich mindestens in den Händen eines Ungeheuers zu finden, daß sich anschickte, mich in einen bodenlosen Abgrund zu schleudern. Als er die Stelle erreichte, wo ich den Schnee gesehen hatte, rief er aus: „Da, da ist der Schnee, was wollt Ihr mehr, Herr?“ „Nichts,“ bemerkte ich, „doch wir müssen etwas davon mit uns nehmen.“ Die Masse aber war so hart gefroren, daß sie dem Fels selbst glich, doch mit dem spitzen Ende der Lanze brachte ich einige große Stücke heraus. Tofiki nahm sie in eine wollene Decke, schlug dieselbe um seine Schultern und fort gings, im Triumph bergab. Ich eilte so viel als möglich, denn mir schwindelte der Kopf dermaßen, daß ich fürchtete ohnmächtig zu werden: auch Tofiki sah wild und sonderbar aus; außerdem kam der Mittag heran und die Nebel mußten bald den Berg umfegen und es uns schwierig machen, unsere Gefährten wiederzufinden. Wir folgten zunächst unseren Fußstapfen in dem Sand, und nachdem wir wieder in die Felsenregion gelangt waren, gab uns der Rauch,

welcher von den Feuern unserer Leute aufstieg, den Weg an. Als wir die Männer erreichten, sahen sie uns fragend an, als ob sie sagen wollten: „Nun, was habt Ihr ausgerichtet?“ Tofiki warf seine Schneelast hin und sagte: „Da ist die weiße Masse, seht sie an, der Kibo ist endlich besiegt!“ Ich nahm den Schnee und fing an ihn zu verzehren, als ob es die größte Delikatesse wäre. Da sahen sich die Leute untereinander an mit der stummen Frage, was hat der Weiße nun wieder vor, während einige laut äußerten: „Wer sah einen Menschen jemals Steine essen?“ Mtema, einer der Wa-Dschagga gaffte zuerst den Schnee und dann mich an, blieb aber vor Erstaunen stumm. „Esset selbst,“ sagte ich. Er sah bestürzt aus, führte ihn aber nach einer Weile an den Mund und rief freudig aus: „Wasser! Wasser! Wir wollen es hinunter zum Häuptling schaffen.“ „Ja,“ sagte Sadi, „und ich will etwas davon mit an die Küste nehmen und es als Medizin verkaufen. Jedermann wird ein Stück von dem weißen Zeuge des Kilimandscharo haben wollen.“ Ich erklärte ihnen, daß er zerschmelzen würde, ehe wir nach Dschagga kämen, aber sie lächelten ungläubig und sprachen: „Wer hörte jemals von Steinen, daß sie geschmolzen wären?“ Der Schnee wurde darauf zerstückelt und in eine der Kürbisflaschen gethan. Tofiki und ich fühlten uns wieder ganz wohl; kaum hatten wir eine tiefere Region der Atmosphäre erreicht, so kehrte auch unsere Kraft zurück und es wurde uns zuletzt, als seien wir neu geboren.

Doch nun fort vom Berg! Hinab, hinab über Abhänge, so jäh, daß wir uns gar nicht denken konnten, daß wir sie erstiegen hatten, eilten wir über Hals und Kopf und in fast gefährlichem Schnelllauf, bis wir den Wald erreichten, wo wir im Dunkel des Urwalddickichts abermals eine Nacht verbrachten. Wir konnten indes nicht viel schlafen, denn die Wa-Dschagga vertrieben sich die Zeit mit Singen und ließen den Forst von ihrer wilden Musik wiederhallen.

Im Lager unten empfing man uns sehr herzlich und das Volk drängte sich in großer Menge herzu, um die Neuigkeiten zu vernehmen. Niemand aber war neugieriger als der Häuptling selbst; doch zeigte er sich sehr enttäuscht, als er hörte, daß die „weiße Masse“ kein Silber war. „Ja,“ sagte Mtema nachdrucksvoll, „es ist Wasser, Häuptling! Nichts anderes als Wasser! In der Kürbisflasche da drinnen ist es; überzeugt Euch selbst!“

Die Steine und Pflanzen, welche wir mit heruntergebracht hatten, wurden ebenfalls genau geprüft; sie waren den Leuten völlig

unbekannt und versetzten sie in große Verwunderung. Sie verließen schließlich das Lager mit den Worten: „Der weiße Mann ist ein Gott.“

6.

Der Baringo-See.

— Jos. Thomson —

Immerfort beschäftigte mich jetzt der Baringo-See, dieser Zankapfel der Geographen daheim, welche ihre Freude daran gehabt haben, ihn in verschiedenen Größen abzubilden mit der freigebigen Hand und in der breitspurigen Weise, welche Leuten eigen ist, die durch ihre innere Überzeugung und das theoretische Auge geleitet werden. Zuweilen war er dem Nyanza an Größe vergleichbar, zu andern Zeiten schrumpfte er in nichts zusammen. Dann wanderte er in der Karte ein wenig herum und wurde bald mit dem Viktoria-Nyanza zusammengeklebt, bald auch wieder von ihm getrennt oder nur durch einen dünnen Wasserfaden mit ihm verbunden. Nachdem man nun so Fangeball mit ihm gespielt hat, darf man wohl fragen, was ist nun die Wahrheit? Da hörten wir denn zu unsrer großen Freude, daß wir von dem Kenia nach Nordwesten ziehend, ihn finden würden. Sofort brachen wir auf.

Das Land war bedeckt mit einem pfadlosen Walde und Lebensmittel hatten wir nicht, immerhin waren wir alle in bester Laune nach unserm Leben voller Mühsal unter den Massai. Wild gab es reichlich und das ganze Land glich einem Netz funkelnder Bäche. Wir fanden das ganze Abenteuer sogar amüsant, und unbekümmert um alles pfiffen und sangen wir, oder rissen Witze, daß der Himmel davon wiederhallte. Büffel hoben ihre Nüstern empor und schnaubten vor Erstaunen, die Rhinocerosse flohen wie die bösen Geister, indem sie wie Dampfmaschinen pusteten.

Mit dem dritten Tagemarsche erreichten wir den Guaso n'Erok (schwarzer Fluß), der seinen Namen von der scheinbaren Farbe des Wassers hat, welches über schwarze vulkanische Trümmer und Felsen dahin fließt. Dieser Fluß ist die Fortsetzung des Aruru, unterhalb der Schlucht vom Thomson-Wasserfall. Er fließt hier auch durch eine tiefe Spalte oder Schlucht, wird aber nach Osten von einem hohen Berglande begleitet, welches sich an das Hochland von Dondole anschließt.

Der Marsch jenseit des Guaso n'Erok war äußerst unbequem. Volle sechs Stunden lang quälten wir uns über ein mit dichtestem Wald und Unterholz bedecktes Hügelland in einem abscheulichen Rieselregen vorwärts. Wir mußten auf den Büffelwegen weiterziehen, trotz der beständigen Gefahr, mit diesen gefährlichen Tieren zusammenzutreffen. Oft mußten wir unter den Büschen buchstäblich durchkriechen und wurden dabei so naß und schmutzig wie möglich. Am Mittag erreichten wir das kleine morastige Thal des Marmoset, worauf der Weg etwas besser wurde.

Am folgenden Tag begann der Abstieg von dem westlichen Abhange des Hochlandes von Leikipia und unsre Aussichten besserten sich sehr, als wir einen kleinen Bach und ein Thal fanden, die offenbar zum Baringo-See führten. Der Bach war der Guaso-Tien. Büffel, Zebras, Elefanten, Rhinoceros waren erstaunlich zahlreich.

Der folgende Tag erwies sich als ein sehr mühseliger. Nach Aufbruch aus dem Lager gingen wir eine enge Schlucht hinunter, durch welche der Tien thalwärts stürzt. Wir waren noch nicht weit gekommen, als wir sozusagen einen „Schlag ins Gesicht" bekamen, indem wir auf eine zweite Schlucht stießen, die rechtwinklig zu der erstern lief und in welche der Tien sich 120 m tief in einer Folge von höchst malerischen Fällen herunterstürzt. Eine Zeitlang schien es, als ob wir festsäßen, zuletzt jedoch entdeckten wir zu unsrer großen Freude eine Stelle, wo wir, wenn auch mit großer Gefahr, hinabsteigen konnten. Als wir den Grund erreichten, fanden wir, daß der Aufstieg von der andern Seite nicht minder schwierig und gefährlich war. Indessen mit dem Feldgeschrei „der Mensch soll nicht verzagen" erreichten wir mit heiler Haut den Rand.

Eine kurze Strecke abseits dieser Stelle erhielten wir noch einen Blick vom Kenia und gerieten weiterhin in helles Entzücken, als wir plötzlich aus dem Walde auftauchten und uns am Rande jener meridionalen Bodensenkung wiederfanden, welche wir in Kekupe verlassen hatten. Aber das beste von allem war, daß der geheimnisvolle Baringo-See da unten zu unsern Füßen hervorblickte, wenn auch wohl 1000 m unter uns.

Ich habe in meinem Leben auf viele wunderbare und packende Seelandschaften in Afrika heruntergesehen. Ich habe den Njassa bewundert von den Bergen im Norden, den Tanganjika von Süden, Osten und Westen, und den Leopold-See von den Bergen von Fipe. Aber keine dieser Ansichten kann an Schönheit, Großartigkeit und Mannigfaltigkeit auch nur annähernd mit der Landschaft wetteifern,

welche sich jetzt vor mir auf dem Rande des Hochlandes von Leikipia ausbreitete. Man stelle sich eine Mulde oder Bodensenkung von etwa 1200 m Meereshöhe und 30 km Breite vor, an deren beiden Seiten zwei Bergwände in sehr großer Steilheit zu einer Höhe von 2700 m aufragen. In der Mitte dieser Bodensenkung liegt eine funkelnde Wasserfläche, strahlend gleich einem Spiegel in den kräftigen Strahlen der tropischen Sonne. Fast in ihrer Mitte erhebt sich eine malerische Insel, umgeben von vier kleineren Inseln — gleich einer Gruppe von natürlichen Smaragden in einer glitzernden Schale polierten Silbers.

Um den unregelmäßig geformten See blickt ein Streifen blassen Grüns hervor, welches ein morastiges Ufer verrät und in dem äußern, sich zu den Bergen erhebenden Kreise hebt sich eine sehr dunkelgrüne Fläche ab, in welcher wir unsre alten Bekannten, die Akazienbäume mit ihren tischartig flachen Baumkronen erkennen. Der Eindruck der völlig eigenartigen Landschaft wird noch erhöht durch die vielen geraden Linien, welche wie Mauern und Winkelvorsprünge sie durchziehen. Alles verrät in beredtester Weise den feurigen Ursprung — denn überall sieht man zahlreiche Veränderungen des Erdreichs, sich unter rechten Winkeln kreuzende Spalten und andere charakteristische Züge, welche sicher nicht von Kräften auf der Oberfläche hergestellt sind, zumal sie alle so sehr neuen Ursprungs zu sein scheinen, daß sie von der Hand der Zeit verhältnismäßig noch gar nicht berührt sind.

Solcherart ist der See und die Bodensenkung. Werfen wir unsre Blicke weiter ins Land, so sehen wir, daß die Berge an der andern Seite dieser Mulde wirklich wie eine schmale Mauer aussehen, die einem cyklopischen Erdwerke gleicht und im spitzen Winkel aus der Böschung der Landschaft Ma-u hervortritt, welche ja das eigentliche Gegenstück der Wand bildet, von welcher wir die Landschaft ansehen. Die Ma-u-Böschung streckt sich weiter nördlich unter dem Namen Elgejo und bildet eine zweite Linie von kolossalen Erdwerken hinter Kamisia — das ist der Name der vorliegenden obengenannten Bergkette — bis an einer gewissen Stelle sie sich einer großen Welle gleich, welche bei Annäherung an den Strand immer höher wird, zu einer hohen Bergkette erhebt, welche rechtwinklig gegen die Böschung vortritt. Die schmale Mulde, in welcher der See liegt, erweitert sich beträchtlich nach Norden, obgleich etwas weiterhin eine malerische Bergkette, die Suk-Berge, fast unter rechtem Winkel quer durch die Mulde hindurchsetzt und sie ganz abzuschließen scheint. An verschiedenen Stellen im Norden des Sees treten eine Menge weniger hervorragen-

der Hügel auf, während am fernen Horizont darüber hinaus verschiedene isolierte Massen sich erheben.

Nachdem wir die Umrisse dieser Landschaft uns hinlänglich eingeprägt hatten, begannen wir allmählich zu erwägen, wie wir zu dem See hinunter steigen könnten. Es sah so aus, als ob wir in ein paar Stunden an seinen Ufern sein könnten, aber o weh! da hatten wir die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Wo wir standen, war der Absturz ein fast senkrechter und keine Möglichkeit hinabzusteigen. Wir gingen also am Rande der Hochfläche eine Strecke weiter, bis wir nach einstündigem Suchen eine Stelle fanden, wo eine schwacherkennbare Spur uns zeigte, daß hier dem Wilde es möglich gewesen war hinunter zu gelangen. Ich ließ meine Diener zurück und kletterte hinab, um zu untersuchen, ob der Pfad überhaupt gangbar sei. Der Abstieg war außerordentlich steil, aber mit der nötigen Vorsicht kam ich heil unten an.

Der Baringo-See ist ein für sich abgetrenntes Seebecken, von gar keinem großen Umfange, aber äußerst reizend mit seinen kleinen Inseln. Und wie sonnig lächelt er seine großen Väter an, die rauhen überhängenden Massen von Kamisia und Leikipia, deren obere, von den Wolken genährte Höhen den Regen ansammeln und ihn mit köstlichen Naturklängen tanzend und hüpfend herunterschicken. Die größte Länge des Sees beträgt 30 km und seine Breite 16 km.

Eine seiner größten Merkwürdigkeiten ist vielleicht die große Wassermenge, welche er selbst in der trockenen Jahreszeit in sich aufnimmt, ohne daß seine Höhe irgend bedeutend steigt oder das Wasser einen äußerlich erkennbaren Ausweg findet. Man versteht es nicht recht, daß bei so geringer Oberfläche die Verdunstung allein das Gleichgewicht erhalten könne. Selbst in der trockensten Zeit des Jahres münden nicht weniger als fünf Flüsse von ansehnlicher Größe in ihn und in der Regenzeit zwei bis drei weitere. Der Wasserzufluß in der Regenzeit muß ganz erheblich sein, und doch steigt der See nur äußerst wenig, vielleicht nicht mehr als 60 cm. Die Sonderbarkeit der Sachlage noch zu vergrößern, ist das Wasser vollkommen süß und beherbergt eine ungeheure Menge Fische nebst einigen Krokodilen und Flußpferden. Fast möchte es scheinen, daß er einen unterirdischen Abfluß habe.

Die mittelste Insel heißt Kirwan und wird von Wakwafi bewohnt, welche Ackerbau und Viehzucht (Rindvieh, Schafe, Ziegen) treiben. Sie fahren hin und her in kleinen höchst zierlichen Kanoes. Dieselben können nur einen Mann oder zwei Knaben tragen und sind

von dem merkwürdig leichten Holz einer Mimose gebaut, die rund um den See an morastigen Stellen wächst. Es scheint so leicht wie Korkholz zu sein, die einzelnen Teile des Kanoes werden in rohem Zustande einfach aneinander gebunden. Ich versuchte mich nach der Insel überfahren zu lassen, da aber die Insulaner glaubten, ich wollte die Insel behexen, so schlugen sie es mir rund ab mich mitzunehmen. Der Baringo-See scheint nicht durch eine Anhäufung vulkanischer Trümmer quer über die Mulde entstanden zu sein. Vielmehr scheint eine zweite nachfolgende Bodensenkung in der Mulde selbst die Veranlassung zu seiner Entstehung gegeben zu haben. So oft ich später von einer Höhe auf ihn hinunter sah, kam mir jedesmal der Gedanke, daß Kirwan der obere Teil eines Vulkankegels gewesen und daß die untern Wände des Vulkans verschwunden seien, indem sie unter das Niveau des umliegenden Landes versanken und infolge davon die Aufnahmestelle für die zufließenden Wasser wurden. Das ist natürlich nur eine Annahme — immerhin dürfte der Baringo-See seine Entstehung einer Senkung des Bodens verdanken.

Der beste Beweis neuerer vulkanischer Thätigkeit tritt am nördlichen Ufer des Sees zu Tage, wo ein mit Blöcken bestreuter Boden eine Landschaft hergestellt hat, deren Passage zu den schwierigsten je von mir überwundenen gehört. Die eckigen Schlacken und schlackenartigen Bruchstücke sehen so unverändert und frisch aus, daß sie das vulkanische Produkt des gestrigen Tages zu sein scheinen. Ich war auf dem Vesuv und sah die Lava ausströmen, und Bruchstücke und Steine sich aufhäufen, und für mich war die Ähnlichkeit mit den Erscheinungen am Baringo geradezu wunderbar. Am südlichen Ende des Sees sprudeln eine Menge heißer Quellen hervor, welche beredt für die neuerliche Thätigkeit vulkanischer Kräfte sprachen, wenn es noch weiteren Beweises bedürfte. Zu einer gewissen Zeit muß der Baringo-See sich viel weiter südlich — mindestens 16 km — ausgedehnt haben, durch die ungeheuern Mengen von den Bergen heruntergewaschenen Schlamms wieder seichter geworden sein. Noch jetzt bilden die verschiedenen Flüsse und Quellbäche auf ihrem Wege zum Baringo weit ausgedehnte Marschen und Moräste.

7.

Udschidschi.

— Henry M. Stanley —

Udschidschi ist eine alte Handelsniederlassung der Araber. Hier haben sie dicht am Ufer des blauen Tanganjika-Sees ihre Tembes gebaut, massiv aus Lehm aufgeführte, geräumige Häuser mit flachen Dächern und kühlen, nach der Straße zu offenen Veranden. Palmen und Melonenbäume, Granatapfel- und Pisangbäume heben in anmutigen, malerischen Formen ihre Zweige und ihr Laubwerk über dieselben empor und bilden einen gefälligen Kontrast zu den graubraunen Wänden, Einhegungen und Häusern von Ugoy, dem Stadtteil der Araber.

Nördlich von Ugoy liegt Kawele, das Quartier aller nicht arabischen Bewohner. Es umfaßt die viereckigen und kegelförmigen Hütten der Wangwana, der Wanyamwezi und arabischen Sklaven, zwischen denen zahlreich Guinea-Palmen sich erheben, aus deren goldfarbigen Nüssen die Wadschidschi das Palmöl pressen, und dichte Bananen- und Pisanghaine liegen, über welche hier und da ein graziöser Melonenbaum aufsteigt.

Der Marktplatz liegt in Ugoy, ein weiter, offener Raum am See. Auf seine Gestade sind die großen arabischen Kanoes emporgezogen, deren oberer Rand mit starken Tekholzplanken erhöht ist, so daß sie eine Tiefe von ungefähr 1 $^{2}/_{3}$ m erhalten. Die meisten dieser plumpen Schiffe sind mit einem Hinterdeck für den Kapitän und einem kleinen Vorderkastell versehen.

Über den Marktplatz hin sieht man den See, dessen schwere, schaumgekrönte Wogen mit sonorem Ächzen sich unaufhörlich gegen die Küste wälzen. Darüber hinaus schweift der Blick jenseits der stets unruhig gekräuselten Wogen des Sees bis zu den dunkeln Massen des Goma-Gebirges, dessen gewaltige Berge, je weiter sie zurückweichen, in immer zarteren Tönen sich färben.

Schon mit dem Morgengrauen entwickelt sich auf dem Marktplatze ein sehr reges Leben. Frauen aus den umliegenden Dörfern bringen Mehl, süße Kartoffeln, Yamswurzeln; Früchte der Ölpalmen, Bananen, Tabak, Tomaten, Gurken und viele andere Früchte in Körben auf den Markt, außerdem Topfgeschirr und in großen Kürbisflaschen Pombe und Palmwein.

Die Männer verkaufen getrocknete oder frische Fische, Fleisch, Ziegen, Zuckerrohr, Netze, Körbe, Holz zu Speeren und Bogen und Basttuch. Uhha sendet täglich sein Getreide, Hirse, Sesam, Bohnen, Geflügel, Ziegen, breitschwänzige Schafe und Butter; Uvinza sein Salz, andere Distrikte ihr Elfenbein, Sklaven, Hanf, eiserne Geräte, Eier, Honig, Reis.

Jeder Verkäufer hat täglich denselben Platz inne; viele bauen sich auch kleine Hütten aus Palmzweigen, um sich vor den brennenden Strahlen der Sonne zu schützen.

Unter der Menge der Käufer und Verkäufer gehen andere Trupps umher, die von entfernten Gegenden nach diesem Mittelpunkte des Handels kommen, um Sklaven und Elfenbein auszutauschen. Bei jedem Handel wird so laut als möglich geschrieen; fast betäubend ist der Lärm.

Die Stelle des Geldes vertreten Zeuge, blaue Kaniki,* weiße Merikani, auch gestreifte oder karrierte Zeuge in blauen und roten Farben, die fast alle aus amerikanischen und englischen Fabriken, einige auch aus Maskat oder Kütsch stammen. Das gewöhnlichste Zahlungsmittel indes sind Sofi, Glasperlen, welche schwarzweißen Thonpfeifenrohren gleichen, die in $1^1/_2$ cm lange Stücke zerbrochen sind. Ein solches Stück heißt Masaro und ist das niedrigste Wertzeichen; 20 Masaro, auf eine Schnur gezogen, bilden ein Khete; sie reichen aus, um einen Sklaven zwei Tage zu beköstigen, für einen Mgwana aber nur auf einen Tag. Andere Perlensorten, wie rote Sami-Sami, kleine blaue, braune und weiße Mutanda werden nur gegen Abzug angenommen.

Leute mit Quersäcken voll Sofi ziehen daher umher, wechseln sie bei Beginn des Marktes an Marktbesucher, welche Einkäufe zu machen gedenken, aus und tauschen sie nach Beendigung des Marktes gegen einen geringen Vorteil von den Verkäufern wieder ein. Nachmittags beginnt der Marktverkehr von neuem, ist aber dann viel weniger belebt als der Frühmarkt.

Oft kommt es zu erregten Scenen. Erscheint dem Käufer der geforderte Preis zu hoch, ohne daß der Verkäufer davon ablassen will, so ist gewöhnlich eine Prügelei das Ende. Namentlich sind die Wangwana stets bereit, mit Keulen über die Eingeborenen herzufallen, indem sie bei jedem Anlaß, um einander zu helfen, in Masse herbeigestürzt kommen.

Indes kann jeder Mdschidschi oder Mgwana sicher darauf rechnen, zu seinem Rechte zu kommen, wenn er unter Erlegung der

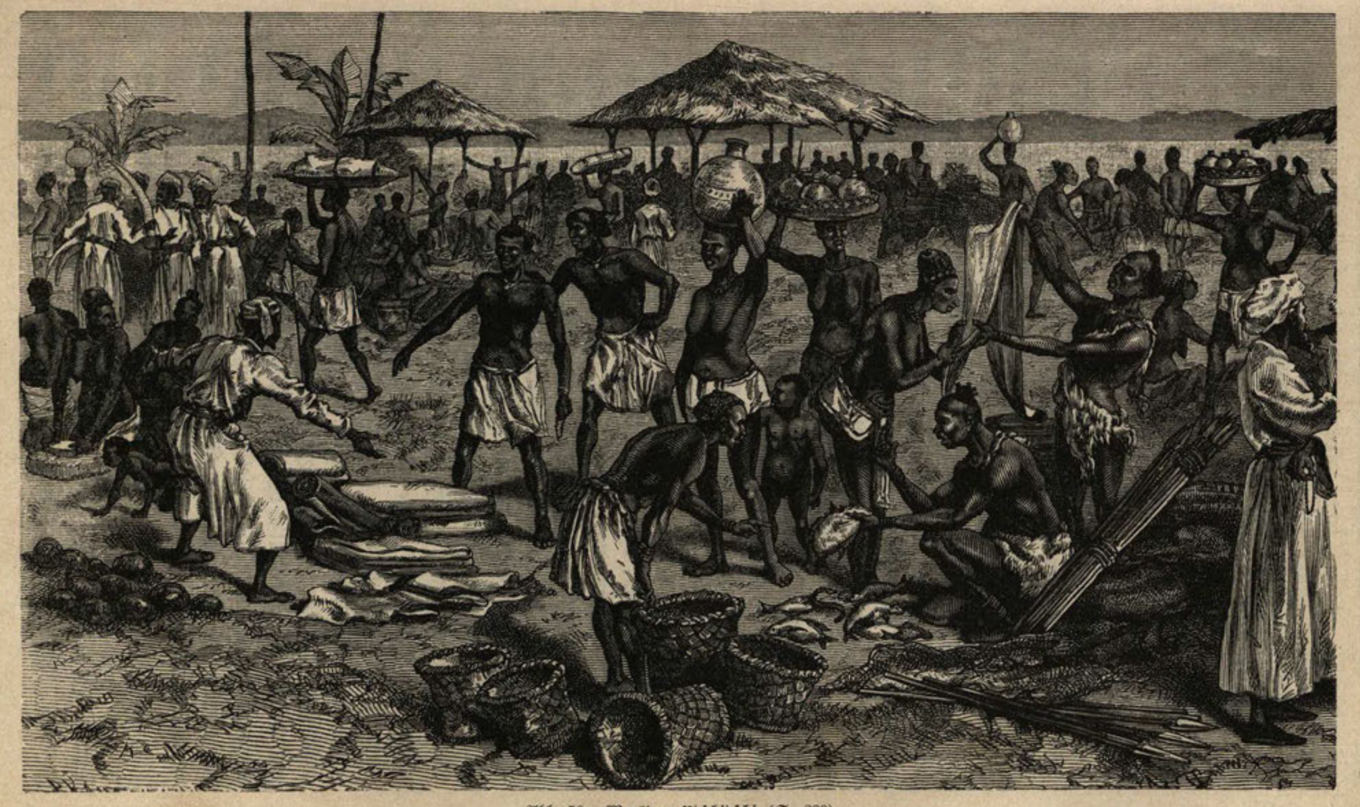


Abb. 50. Markt zu Udschidschi (S. 280).

vorgeschriebenen mäßigen Gebühren sich an den Gouverneur der arabischen Kolonie oder an einen der Häuptlinge wendet, welche über jedes Quartier gesetzt sind. Wichtigere Fälle werden einer Kommission von Arabern und Wadschidschi-Ältesten vorgelegt. Denn Eingeborene wie Araber verschließen sich keineswegs der Einsicht, daß viele Interessen Schaden leiden würden, wenn es irgend zu offenen Feindseligkeiten käme.

Dennoch steht die Sicherheit eines Europäers nur auf schwachen Füßen, wie aus mancherlei Vorgängen leicht zu schließen ist.

So war von einem Sklaven eines arabischen Kaufmanns einmal auf einen jungen Araber, Namens Bana Makombe, ein Mordversuch gemacht worden, weil der hochmütige junge Mann den Sklaven verächtlich mit dem Fuße gestoßen hatte. Zwar war der Araber nur ganz leicht geritzt worden; dennoch sammelten sich sofort seine Verwandten in Scharen und verlangten Rache für das vergossene Blut. Zu Hunderten stürmten mit ihnen die Wadschidschi herbei, um Abdullah, den Herrn des Sklaven, anzugreifen. Abdullah trat den aufgeregten Scharen nur mit wenig Leuten entgegen; ruhig und sanftmütig suchte er mit ihnen zu unterhandeln, indem er nachwies, daß nur ein betrunkener Sklave den Streit veranlaßt habe. Dennoch wurde er als für den Sklaven verantwortlich verurteilt, seine rechte Hand zu verlieren. Mit großer Mühe nur gelang es, den Gouverneur dahin zu bringen, daß er allein mit dem Kopfe des schuldigen Sklaven sich begnügte.

Wie leicht kann bei solchen Rechtsanschauungen ein Europäer in eine ähnliche Lage kommen. Jeden Augenblick kann irgend einer seiner Leute, durch Pombe oder Maramba aufgeregt, einen Araber oder Mgwane verwunden; die Folge würde sein, daß der Europäer entweder alle seine Habe und selbst sein Leben verwirkt hätte, oder mit seinen Leuten augenblicklich fliehen müßte, um sich zu retten.

Um alle solche Dinge kümmert sich der König von Udschidschi nicht im geringsten. Er residiert in einem entlegenen Gebirgsdorfe und begnügt sich damit, den fälligen Tribut durch seine Häuptlinge einsammeln zu lassen. Er selbst kommt nie nach Udschidschi. Denn ihn erfüllt eine abergläubische Furcht vor dem See: er glaubt, daß er an dem Tage, wo er ihn erblicken würde, sterben müsse.

Schon mit dem Frührot beginnt das geschäftige Leben in Udschidschi — jedoch nicht für den Araber. Matt und langsam gehen seine Tage dahin. Er verbringt sie mit Geplauder, mit dem Austauschen steifer Besuche, mit Gebetsceremonien und widmet kaum

ein paar Stunden den Handelsgeschäften und kleinen Haushaltungsangelegenheiten. So werden die Araber fast alle dort sehr wohlbeleibt und schwerfällig.

8.

Livingstones und Stanleys Zusammentreffen in Udschidschi.

— Henry M. Stanley —

Man hat mich darauf vorbereitet, daß ich in zwei Stunden den Tanganjika erblicken soll, denn der Führer sagt, man sehe ihn von der Spitze eines steilen Berges. Ich fange vor Erregung fast an zu weinen; doch Geduld, wir müssen ihn doch zuerst sehen. Wir stürzen vorwärts, den Berg atemlos hinauf, damit die große Scene nicht etwa davon eile. Endlich sind wir auf dem Gipfel; aber ach, noch ist er nicht zu sehen. Noch ein Endchen weiter, gerade dort; ja dort ist er, ein Silberstreifen. Ich erblicke ihn kaum zwischen den Bäumen, — hier aber ist er endlich wirklich, der Tanganjika, und das sind die blauschwarzen Berge von Ugoma und Ukaramba. Eine ungeheure, weite Fläche, ein glänzendes Silberbett — darüber ein leuchtender, blauer Baldachin — hohe Berge als Faltensaum, Palmenwälder seine Fransen! Der Tanganjika! Hurra! und die Leute erwiedern das Jubelgeschrei des Angelsachsen mit Stentorstimme, die großen Wälder und Berge scheinen sich an unserm Triumph zu beteiligen. „War dies der Ort, Bombay, wo Burton und Speke standen, als sie zuerst den See erblickten?"

„Ich weiß das nicht mehr genau, Herr, glaube aber, es war irgendwo hier in dieser Gegend."

Wir stiegen den westlichen Abhang des Berges hinab, das Thal des Lintsché vor uns. Ungefähr eine Stunde vor Mittag haben wir das dichte Matetegestrüpp erreicht, welches an beiden Ufern des Flusses wächst, waten durch den klaren Strom, kommen auf der andern Seite an, treten aus dem Dickicht hervor und die Gärten der Wadschidschi liegen vor uns, ein Wunder von Pflanzenreichtum. Einzelheiten entziehen sich meiner raschen, oberflächlichen Beobachtung. Ich bin von meinen eigenen Gemütsbewegungen fast überwältigt, wie ich die anmutigen Palmen, die netten grünen Gemüseplätze und kleinen, von schwarzen Mateterohrzäunen umgebenen Dörfer erblickte.

Rasch eilen wir weiter, damit nicht die Nachricht unserer Annäherung die Leute von Bunder-Udschidschi erreiche, ehe wir in Sicht und für sie bereit sind. Wir halten an einem kleinen Bach, dann steigen wir den langen Abhang einer nackten Hügelkette hinauf, die allerletzte der unzähligen, die wir überschritten haben. Diese allein hindert uns daran, den See in seiner ganzen gewaltigen Ausdehnung zu überblicken. Wir kommen auf dem Gipfel an, überschreiten denselben bis an seinen westlichen Rand und — der Hafen von Udschidschi liegt in Palmen gehüllt nur 500 Schritt von uns entfernt. In diesem großen Augenblicke denken wir nicht mehr an die unzähligen Meilen, die wir marschiert, die zahllosen Berge, die wir erklettert, die vielen Wälder, die wir durchwandert haben, die Erinnerung an die Dickichte und Dschungels, die uns belästigt, die heißen Salzebenen, die uns die Füße verbrannt, die glühende Sonne, die uns versengt hat, an alle Gefahren und Beschwerden, die jetzt glücklich hinter uns liegen, ist verschwunden! Endlich ist die große Stunde da!

Unsere Träume, Hoffnungen und Ahnungen sind jetzt erfüllt! Unsere Herzen und Empfindungen liegen in den Augen, wie wir in die Palmen spähen und es versuchen zu erraten, in welcher Hütte, in welchem Hause der weiße Mann mit dem grauen Bart, von dem uns ein Malagarazi berichtet, wohl wohnen mag.

„Entfaltet die Fahne und ladet die Gewehre!"

„Ay Wallah, ay Wallah, Bana!" erwidern die Leute eifrig.

„Eins, zwei, drei, feuert!"

Ein Kleingewehrfeuer von fast fünfzig Flinten brüllt wie ein Salutschuß von einer Artilleriebatterie. Wir werden die Wirkung desselben auf das friedlich aussehende Dorf da unten sofort sehen.

„Jetzt, Führer, halte die Fahne des Weißen hoch und laß die Sansibarer Flagge vor dem Nachtrab hergehen. Und Ihr, Leute, haltet Euch dicht aneinander und feuert weiter, bis wir auf dem Marktplatz oder vor dem Hause des Weißen stehen. Ihr habt mir oft gesagt, daß Ihr die Fische des Tanganjika riechen könnt; ich kann es jetzt auch. Hier giebt es Fische und Bier und lange Rast für Euch. Marsch."

Ehe wir hundert Schritt weiter gegangen waren, hatten unsere wiederholten Schüsse den gewünschten Erfolg. Wir hatten Udschidschi benachrichtigt, daß eine Karawane im Anzug sei, und man sah die Leute zu Hunderten uns entgegen strömen. Der bloße Anblick der Fahnen ließ jedermann wissen, daß wir eine Karawane seien, doch erregte die von dem riesigen Asmani, der das Gesicht heute zu einem

beständigen Lächeln verzog, hochgetragene amerikanische Flagge zuerst allgemeines Erstaunen. Viele der Leute aber, die sich jetzt uns näherten, erinnerten sich der Flagge; denn sie hatten sie über dem amerikanischen Konsulat und vom Mast so manchen Schiffes im Hafen von Sansibar wehen sehen und begrüßten sie alsbald mit den Rufen: „Bnidera Kisungu!" Die Flagge eines Weißen! „Bnidera Merikani!" Die amerikanische Flagge!

Dann umgaben sie uns, die Wadschidschi, Wanyamwezi, Wangwana, Warundi, Waguhha, Wamanyuema und Araber und machten uns fast taub mit ihrem Geschrei „Yambo, yambo, bana! yambo, bana! yambo, bana!" da jeder einzelne meiner Leute in dieser Weise begrüßt wurde.

Noch befinden wir uns etwa 300 Schritt vom Dorfe Udschidschi und mich umgiebt eine dichte Menge. Plötzlich höre ich eine Stimme zu meiner Rechten, in englischer Sprache mir zurufen: „Guten Morgen, mein Herr."

Erstaunt darüber, diese Begrüßung inmitten einer solchen Menge Schwarzer zu hören, kehre ich mich rasch um, um den Mann zu betrachten und erblicke ihn an meiner Seite mit ganz schwarzem, aber belebtem, frohem Gesichte, in einem langen, weißen Hemd, einen Turban von amerikanischer Leinwand um das wollige Haupt gewunden, und frage ihn: „Ach, wer sind Sie denn?"

„Ich bin Susi, der Diener von Doktor Livingstone," sagte er lachend und eine glänzende Reihe Zähne zeigend.

„Was? Ist Doktor Livingstone hier?"

„Ja wohl!"

„In diesem Dorfe?"

„Ja wohl!"

„Ganz bestimmt?"

„Ganz bestimmt. Ich habe ihn ja eben verlassen."

„Guten Morgen, mein Herr!" ließ sich eine andere Stimme vernehmen.

„Halloh," sagte ich, „ist das noch einer?"

„Ja, mein Herr."

„Wie heißen Sie denn?"

„Mein Name ist Dschumah."

„Wie, sind Sie Dschumah, der Freund von Wekotani?"

„Ja wohl."

„Und ist der Doktor gesund?"

„Nein, er ist nicht sehr wohl."

„Wo ist er so lange gewesen?“

„In Manyuema.“

„Nun, Susi, laufen Sie, um es dem Doktor mitzuteilen, daß ich komme.“

„Ja wohl, Herr!“ und wie ein Toller schnellte er davon.

Jetzt waren wir 200 Schritt von dem Dorfe entfernt. Die Menge wurde dichter und versperrte uns fast den Weg. Fahnen und Flaggen wurden aufgehißt, Araber und Wangwana drängten sich durch die Eingeborenen, um uns zu begrüßen, denn nach ihrer Ansicht gehörten wir zu ihnen. Alle waren in höchstem Grade erstaunt und fragten: „Wie kommt ihr von Unyanyembé?“

Bald kam Susi zurückgelaufen und fragte mich nach meinem Namen. Er hatte dem Doktor gesagt, daß ich im Anzuge sei, dieser aber war zu sehr erstaunt, um es zu glauben, und als er ihn um meinen Namen fragte, war Susi in Verlegenheit geraten.

Während Susis Abwesenheit war dem Doktor jedoch die Nachricht zugekommen, daß es wirklich ein Weißer sei, dessen Flinten abgefeuert und dessen Fahnen zu sehen waren, und die großen arabischen Magnaten von Udschidschi, Mohammed bni Sali, Sayd bni Madschid, Abid bni Suliman, Mohammed bni Gharip und andere hatten sich vor des Doktors Hause versammelt und dieser war aus seiner Veranda getreten, um die Sache zu besprechen und meine Ankunft zu erwarten.

Mittlerweile hatte die Spitze der Expedition Halt gemacht; der Führer war aus den Reihen ausgetreten, hielt seine Flagge hoch und Selim sagte mir: „Ich sehe den Doktor. Ach, was für ein alter Mann ist es! Er hat einen ganz weißen Bart.“ Und ich — was hätte ich nicht darum gegeben, einen Augenblick allein in der Wildnis sein zu können, um meiner Freude ungesehen in irgend einem tollen Streiche Luft zu machen, um nur die Erregung, deren ich kaum Herr werden konnte, zu beschwichtigen. Rasch klopft mir das Herz; doch darf ich meine Empfindungen nicht durch einen Gesichtsausdruck verraten, welcher der Würde Abbruch thun könnte, die ein Weißer unter solchen außergewöhnlichen Umständen an den Tag legen muß.

Ich that also, was ich für das Würdigste hielt; stieß die Menge zurück und schritt, von hinten hervorkommend durch eine lebendige Allee von Menschen, bis ich an den von Arabern gebildeten Halbkreis gelangte, an dem vorn der Weiße mit dem grauen Barte stand. Als ich langsam auf ihn zutrat, bemerkte ich, daß er blaß und ermüdet aussah und einen grauen Bart hatte, eine bläuliche Mütze mit ver-

schossenem goldenem Bande, eine Weste mit roten Ärmeln und ein paar graue Hosen trug. Ich wäre gern auf ihn zugelaufen; nur war ich in Gegenwart eines solchen Pöbelhaufens zu feig dazu. Ich wäre ihm gern um den Hals gefallen; nur wußte ich nicht, wie er, als Engländer, mich aufnehmen würde. Ich that also, was Feigheit und falscher Stolz mir als das beste anrieten, schritt bedächtig auf ihn zu, nahm meinen Hut ab und sagte:

„Doktor Livingstone, wie ich vermute."

„Ja," sagte er mit freundlichem Lächeln, die Mütze leicht lüftend. Ich setzte meinen Hut wieder auf den Kopf, er seine Mütze, wir reichen uns herzlich die Hand und ich sage laut:

„Ich danke Gott, Doktor, daß es mir gestattet ist, Sie zu sehen."

Er erwiderte: „Und ich bin dankbar, daß ich Sie hier begrüßen kann."

Hierauf wende ich mich zu den Arabern; nehme als Antwort auf ihren Begrüßungs-Chorus von Yambos meine Kopfbedeckung ab und der Doktor stellt sie mir mit Namen vor.

Dann kehren Livingstone und ich, die Menge und die Männer, die meine Gefahren mit mir geteilt haben, völlig vergessend, zu seinem Tembé. Er weist auf die Veranda oder vielmehr den Lehm-Altan unter dem breiten überhängenden Dach hin und zeigt auf seinen eigenen Sitzplatz, dessen Konstruktion ihm, wie ich sehe, sein Alter und die Kenntnis des Lebens in Afrika eingegeben hat, und der aus einer Strohmatte mit einem darüber gelegten Ziegenfell und noch einem andern Fell besteht, das an die Mauer genagelt ist, um seinen Rücken vor der Berührung mit dem kalten Lehm zu bewahren. Ich protestiere dagegen, seinen Sitz einzunehmen, der ihm so sehr viel mehr ziemt als mir, der Doktor aber giebt nicht nach und ich muß ihn einnehmen.

Wir, der Doktor und ich, sitzen mit dem Rücken gegen die Wand. Die Araber setzen sich zur Linken. Mehr als tausend Eingeborene befinden sich vor uns und erfüllen dicht den ganzen Platz. Sie befriedigen ihre Neugierde und unterhalten sich über die Thatsache, daß zwei Weiße in Udschidschi zusammentreffen, der eine eben von Manyuema im Westen; der andere von Unyanyembé im Osten kommend.

9.

David Livingstones Ende.

— Horace Waller —

Am 10. November 1871 hatte Henry M. Stanley in Udschidschi den verschollenen Nestor der Afrikaforscher, David Livingstone, aufgefunden. Nach Stanleys Rückkehr von dort trat Livingstone seine letzte Entdeckungsreise in Afrika an. Es galt, das große Problem des Nil-Ursprunges zu lösen.

Da Livingstone in dem Lualaba, der in Wahrheit der Oberlauf des Kongo ist, den Oberlauf des Nil sehen zu müssen glaubte, so wandte er sich vom Tanganjika-See nach Süden zu dem Bangweolo-See, dem der Lualaba als Luapula entströmt. Er erreichte ihn glücklich und umzog ihn an der Ostseite, nach den Quellen des Nil suchend. Aber die Dysenterie, welche er in dem sumpfigen Lande sich zugezogen hatte, erschöpfte die Kräfte des Unermüdlichen. Unter quälenden Schmerzen, von seinen schwarzen Begleitern getragen, erreichte er am 27. April 1873 den Molilamo, welcher sich in den See ergießt. Hier schrieb er in sein Tagebuch: „Ganz erschöpft und bleibe — erholen — schicke, zwei Milchziegen zu kaufen. Wir sind an den Ufern des Molilamo." Das waren die letzten Worte, die niederzuschreiben seine ganz gebrochene Kraft noch ausreichte. Seine Schwäche war so groß, daß er kaum noch sprechen konnte.

Seine Diener beschlossen daher, nachdem sie den Molilamo überschritten und Livingstone durch Sumpf und Lachen getragen hatten, in Ilala, dem Dorfe des freundlich gesinnten Häuptlings Chitambo, eine Hütte zu bauen, damit der Doktor sich dort in Ruhe erholen könnte. Zu dem Zwecke ging Susi mit einigen Begleitern dorthin voraus, während die übrigen mit dem Kranken langsam nachfolgten. Aber zu wiederholten Malen bat er sie, von Schmerzen gefoltert, still zu stehen und ihre Last auf den Boden niederzusetzen. Seine Schmerzen waren an diesem Tage so groß, daß er nicht den Versuch machen konnte, zu stehen, und hob man ihn, so kam nach einer kurzen Strecke eine Bewußtlosigkeit über ihn, welche seine Begleiter mit den ernstesten Besorgnissen erfüllte. Dies war besonders der Fall an einer Stelle, wo ein Baum am Wege stand.. Er rief hier einen seiner Begleiter zu sich, als dieser aber kam und sich zu ihm niederbeugte, konnte er vor Schwäche nicht sprechen. Sie hoben ihn wieder auf und bemühten sich, ihren Weg, so gut es gehen wollte, fortzusetzen, fürchteten

aber beinahe, sie würden die Aufgabe nicht vollenden, denn an einem freien Platze bat der Kranke sie wieder, ihn niederzusetzen und zu lassen, wo er sei. Glücklicherweise kamen in diesem Augenblicke einige der außenliegenden Hütten des Dorfes in Sicht, und sie suchten ihn durch die Aussicht zu beruhigen, er werde nun bald in dem Hause sein, das die andern für ihn gebaut hätten. Es half aber nichts, sie mußten ihn eine Stunde lang in den Gärten der Eingebornen außerhalb der Stadt ruhen lassen.

Als sie endlich mit dem Kranken zu ihren Gefährten kamen, ergab es sich, daß sie mit ihrer Arbeit noch nicht ganz fertig waren und man mußte ihn deshalb unter das breite Vordach der Hütte eines Eingebornen legen, bis die seinige in Ordnung war.

Chitambos Dorf war damals beinahe leer. Wenn das Getreide in Ähren steht, pflegt man auf den Feldern kleine bewegliche Häuser zu bauen und die Einwohner verlassen ihre festen Hütten, um jene zu beziehen und ihre Saaten zu bewachen. Auf diese Weise geschah es, daß die Reisenden reichlich Raum und Unterkommen fanden. Viele der Eingebornen näherten sich dem Orte, wo der Mann lag, dessen Ruhm schon in früheren Tagen zu ihnen gedrungen war, und umstanden ihn, auf ihre Bogen gestützt, in schweigender Bewunderung. Ein leichter Sprühregen fiel, man machte eiligst sein Haus fertig und umgab es mit einer Umwallung von Erde.

Im Innern der Hütte machte man auf einer Erhöhung von Holz und Gras sein Bett, das in die Nähe des als Fenster geformten Teils der Hütte aufgestellt ward; in die Fensternische selbst wurden Ballen und Kisten gerückt; von diesen letzteren vertrat eine die Stelle eines Tisches und es wurden darauf die Reiseapotheke und verschiedene andere Dinge niedergelegt. Außerhalb der Hütte, ganz nahe der Thür, ward ein Feuer angerichtet und der Knabe Majwara schlief mit in der Hütte, um des Winkes seines Herrn während der Nacht gewärtig zu sein.

Am 30. April 1873 kam Chitambo schon frühzeitig, um dem Doktor einen Höflichkeitsbesuch zu machen und ward in dessen Hütte geführt; Livingstone mußte ihn aber fortschicken und ihn bitten, am nächsten Tage wiederzukommen, wo er hoffte, mehr Kraft zu haben, um mit ihm sprechen zu können; er ward nicht wieder gestört. Nachmittags befahl er Susi, ihm seine Uhr ans Bett zu bringen und wies ihn an, wie er die Hand halten müßte, damit die Uhr auf seiner Handfläche liege, während er langsam den Schlüssel drehe.

So verstrichen langsam die Stunden bis zum Einbruch der



Abb. 51. In der Tipoja getragen (S. 288).

Nacht. Die Leute hielten sich still in ihren Hütten, während andre, an denen die Wache war, um die Feuer saßen; alle fühlten, das Ende könne nicht mehr fern sein. Um 11 Uhr abends ward Susi, dessen Hütte ganz nahe neben der seines Herrn lag, zu diesem gerufen. Aus der Ferne hörte man lautes Geschrei, und als er eintrat, fragte Livingstone: „Sind das unsre Leute, die den Lärm machen?" „Nein," erwiderte Susi, „ich höre an dem Geschrei, daß es von Leuten herrührt, welche Büffel von ihren Feldern jagen." Nach einigen Minuten sprach er langsam und augenscheinlich phantasierend: „Ist das der Luapula?" Susi sagte ihm, sie wären in Chitambos Dorf in der Nähe des Molilamo und er lag eine Weile still. Dann begann er wieder zu Susi zu sprechen, und zwar diesmal in der Suahelisprache: „Wieviel Tage sind es bis zum Luapula?"

„Ich denke, es sind noch drei Tage," antwortete Susi. Nach einigen Sekunden stieß er halb seufzend, halb wie in großen Schmerzen die Worte aus: „O lieber Gott!" und schlummerte dann bald wieder ein.

Ungefähr eine Stunde später hörte Susi Majwara wieder vor seiner Thür rufen: „Der Herr braucht dich, Susi." Als er an das Bett des Doktors kam, sagte ihm dieser, er solle etwas Wasser heiß machen. Susi ging zu diesem Zwecke zu dem außerhalb der Hütte brennenden Feuer und kam bald mit einem kupfernen Kessel voll Wasser zurück. Der Kranke rief ihn dicht an sein Bett, hieß ihn die Reiseapotheke bringen und ihm das Licht ganz nahe halten; er bemerkte dabei, daß Livingstone kaum noch sehen konnte. Mit großer Anstrengung suchte der Kranke den Calomel, den er ihn neben sich stellen hieß, befahl ihm dann, etwas Wasser in einen Becher zu gießen, einen leeren daneben zu setzen, worauf er sagte: „so, jetzt ist's gut, nun kannst du gehen." Das waren die letzten Worte, die ihn jemand sprechen hörte.

Es mochte 4 Uhr morgens sein, als Susi Majwaras Schritte wieder vernahm: „Komm zum Herrn," sagte er, „ich fürchte mich, ich weiß nicht, ob er noch lebt." Die Angst, welche aus dem Knaben sprach, veranlaßte Susi, seine Kameraden zu wecken, und die sechs Männer gingen unverzüglich nach der Hütte.

Beim Eintritt in dieselbe wandten sich alle Blicke sofort dem Bette zu. Livingstone lag nicht darauf, sondern schien im Gebet begriffen neben demselben zu knieen. Bei diesem Anblick wollten sich die Männer instinktiv zurückziehen, Majwara sagte aber, indem er auf den Knieenden deutete: „als ich mich niederlegte, kniete er schon

ebenso, und weil er sich gar nicht rührt, denke ich, er müsse wohl tot sein." Sie fragten den Knaben, wie lange er geschlafen habe. Majwara antwortete, genau könne er das nicht sagen, er glaube aber, es müsse eine ziemlich lange Zeit darüber vergangen sein. Darauf traten die Männer näher.

Auf der Kiste, welche als Tisch diente, war eine Kerze mit ihrem eigenen Wachs festgeklebt, und verbreitete brennend soviel Licht, daß man die Gestalt des Kranken erkennen konnte. Er kniete neben seinem Bette, sein Körper war ausgestreckt, der Kopf ruhte auf den Händen und war in die Kissen gesunken. Eine Minute beobachteten sie ihn, er regte sich nicht, man hörte keinen Atemzug; endlich ging einer leise an ihn heran und legte seine Hände an seine Wangen. Er wußte damit genug, das Leben mußte schon seit einiger Zeit entflohen sein, der Körper war kalt. — Livingstone war tot.

Seine tiefbetrübten Diener hoben ihn zärtlich auf, legten ihn seiner vollen Länge nach aufs Bett, deckten ihn sorgfältig zu und gingen dann in die feuchte Nacht hinaus, um sich miteinander zu beraten. Es währte nicht lange, so krähten die Hähne, und daraus, zusammengehalten mit dem Umstande, daß Susi noch kurz vor Mitternacht mit ihm sprach, vermögen wir abzunehmen, daß er in den ersten Stunden des ersten Mai verschied.

Und fürwahr, die um die Wachtfeuer kauernden Männer hatten viel zu bedenken. Sie waren weit, weit von der Heimat entfernt und hatten ihren Führer verloren!

Aber sie verloren den Mut nicht. Auf ihren Schultern haben sie den Entschlafenen nach der Küste getragen. Am 18. April 1874 ist er, der ausdauerndste Erforscher Afrikas, zu wohlverdienter Ehre in der Westminster-Abtei in London beigesetzt worden.

10.

Im afrikanischen Urwalde.

— Henry M. Stanley —

Die am weitesten nach Westen vorgeschobene Ortschaft, in der arabische Händler, von Sansibar kommend, sich niedergelassen haben, ist Njangwe. Am rechten Ufer des Lualaba liegt es auf dem Rande eines rötlichen Uferwalles, welcher sich um etwa 12—14 m über dem

Strome erhebt. Graubraun wälzt der Lualaba, 1200 m breit, von mehreren Inseln durchteilt, seine Wasser gerade nordwärts an dem steilen Ufer vorüber, Baumstämme und große Massen von Wasserpflanzen mit sich führend. Während der Regenzeit allein füllt er sein gewaltiges Bett ganz aus, und die Niederungen seines westlichen Ufers weithin überschwemmend, steigert er dann die Breite seiner Wassermassen Njangwe gegenüber auf mehr als eine halbe Meile. Die Stadt besteht aus zwei Quartieren. Diese trennt eine breite Bodensenkung, welche, von einem schlammigen Flüßchen bewässert, mit Reispflanzungen bebaut ist.

Es war in der Frühe des 5. Novembers 1876, als wir Njangwe verließen. Welchen Schwierigkeiten, welchen Gefahren gingen wir entgegen!

Der Weg stieg allmählich zu einem hoch aufschwellenden, grasbewachsenen Bergrücken empor. Vor mir sah ich einen Wald wie eine gewaltige schwarze Mauer vom Strome an in einem weiten Bogen sich erstrecken, bis er sich in den Bergen in weiter Ferne verlor. Ich wandte mich um und warf einen Abschiedsblick auf Njangwe. Wie lieblich und freundlich erschien der Ort, wie er so dalag, die Böschung einer lang hingestreckten Anhöhe bekränzend! Welche glänzenden und warmen Töne legten sich über die Uferebenen am Strome, während die Sonne auf die vom Winde bewegten Wogen der hohen Grashalme herabschien! Wie kalt sah dagegen das Schwarzgrün des dichten Waldes aus, der nach Norden hin aufstieg!

Ein schmaler Pfad, der sich zwischen hohen Graswänden hinschlängelte, bald in tiefe Gräben hinabsenkte, bald kleine Gewässer durchkreuzte, führte auf die dunkle, geheimnisvolle, stille Waldung zu. An ihrem Rande wurde zur Nacht gelagert. Am nächsten Morgen wurde der im Sonnenschein hellglänzenden Landschaft Lebewohl gesagt: hinein ging es in das schwärzliche, schaurige Waldesdunkel.

Über den Köpfen der langsam vorwärts Marschierenden schlossen die sich weit ausbreitenden Zweige, deren jeder breite, dicke Blätter trug, in vielen durcheinander gewobenen Schichten ganz und gar das Tageslicht ab. Es war ein mattes, feierliches Zwielicht, das im Walde herrschte, wie man es in der gemäßigten Zone eine Stunde nach Sonnenuntergang hat. Alle Augenblicke mußte Halt gemacht werden, denn des Vortrabs bunt gemischte Kolonne marschierte ohne Ordnung, bei jedem Hindernisse sich stauend und den ganzen Zug aufhaltend. Unterdessen ließen die Bäume unablässig ihren Tau wie Regen in großen, runden Tropfen niederfallen. Jedes Blatt schien

Thränen zu vergießen. An den Stämmen und Zweigen und längs der Schlinggewächse und der von Pflanzen gebildeten Guirlanden träufelte die Feuchtigkeit herab und fiel auf die Wandernden nieder. Der Pfad wurde bald zu einem zähen, lehmigen Teige, bei jedem Schritte spritzte das Schlammwasser weit umher.

Rechts und links vom Pfade stieg 7 m hoch das Unterholz auf, die niedere Welt der Vegetation. Der Boden, auf dem dasselbe wuchs, war eine dunkelbraune Erdschicht, aus den seit Jahren angehäuften Blättern und Zweigen gebildet, ein wahres Treibhaus für das Pflanzenleben, das, beständig mit Feuchtigkeit getränkt, die Triebkraft der Natur in den feuchtwarmen Schatten der Tropen auf ganz erstaunliche Weise zeigte.

Alle Augenblicke mußte der Zug in Gräben hinabsteigen, in denen sich die Gewässer aus den Laubtiefen der Palmen und Balsamstauden sammelten, um in kleinen Rinnsalen dem Strome zugeführt zu werden. Wenn dann die Leute aus diesen Bächen an den steilen Ufern wieder emporkletterten, so streiften ihr Gesicht die breiten Blätter der wilden Bananen und Feigenbäume, oder lange Ranken des am Boden kriechenden oder zu den Baumzweigen emporkletternden wilden Weins versperrten den Weg.

Bis um 10 Uhr vormittags tröpfelte und rieselte der Tau unaufhörlich herab. Die Kleider, von ihm durchdrungen, wurden je länger je schwerer. Mein helmförmiger Sonnenhut schien mit Blei belastet zu sein und konnte zudem in dem kühlen, dumpfigen Schatten nichts nützen. Ich gab ihn meinem Gewehrträger zu tragen. Aber auch die Kleider hatten so viel Gewicht, daß ich sie kaum zu tragen vermochte. Die Stiefeln schienen bei jedem Schritt in allerhand Klagetönen über die Unbilden, die der morastige Weg ihnen bereitete, sich zu beschweren. Zu diesen Plagen kam noch der Schweiß, welcher aus jeder Pore troff. Denn die Atmosphäre war erstickend. Man konnte den Dampf aus der heißen Erde emporsteigen und sich wie eine graue Wolkenschicht unterhalb der Zweige lagern sehen, so daß in den frühen Morgenstunden diese kaum zu unterscheiden waren.

Endlich um 3 Uhr nachmittags wurde eine Lichtung erreicht, auf der ein Dorf lag. Hier konnte man rasten.

Zwei Tage lang ging es so weiter unter den gleichen schrecklichen Mühsalen.

„Wieder einmal," schrieb ich am Abend in mein Tagebuch, „eine schwere Tagesarbeit in Wald und Dschungel. Ein solches Kriechen und Greifen, Zerren und Zwängen durch das feuchte, dumpfige

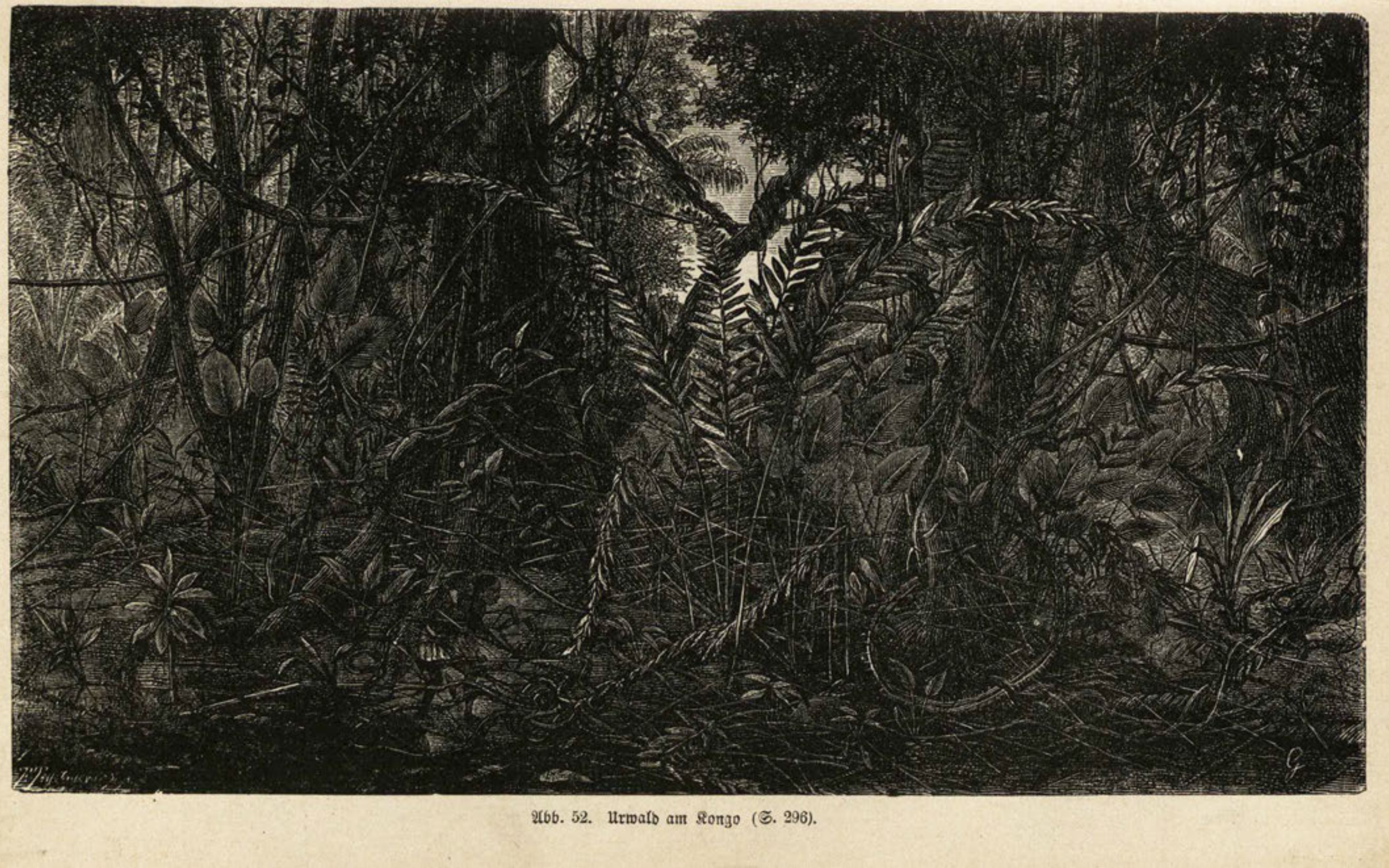


Abb. 52. Urwald am Kongo (S. 296).

Dickicht! Einmal gewann ich von einem Baum auf dem Gipfel einer Anhöhe eine Aussicht über die wilden Waldungen zu unserer Linken, welche in regellosen Wellen von Zweigen und Laubwerk bis in das Thal des Lualaba hinab wogten. Über den Strom hinweg gewahrten wir mit aufmerksamen Blicken etwas, das wie grüne Grasebenen aussah. O, welch ein Kontrast zu dem Ungemach, das wir hier zu erdulden hatten! — Es war manchmal so finster in den Wäldern, daß ich die Worte nicht erkennen konnte, wenn ich mit Bleistift Bemerkungen in mein Notizbuch einschrieb. Nachmittags lagerten wir uns, völlig erschöpft von dem Kämpfen und Ringen durch das dicht verwachsene Gebüsch und von der drückenden Atmosphäre. O nur einen Atemzug frischer Bergluft! — Die Expedition marschiert nicht mehr in der dichtgeschlossenen Kolonne, welche mein Stolz war. Sie ist ganz aus Rand und Band. Ein jeder arbeitet sich, wie und wo er es am besten kann, durch den Wald hindurch. Der Weg ist in dem lehmigen Boden ganz schlüpfrig, so daß man beim Vorwärtsschreiten jeden Muskel gebrauchen muß. Die Zehen greifen in den Boden ein, der Kopf trägt die Last, die Hände biegen die den Weg versperrenden Gebüsche auseinander, der Ellbogen schiebt die Stengel zur Seite. Gestern klagten die Bootträger so sehr, daß ich aus allen Führern eine Pionierabteilung bildete, welche den Pfad mit Äxten lichten sollte. Natürlich konnten wir keine breite Straße herstellen. Es lagen viele Riesenbäume quer über den Weg am Boden, und jeder hatte einen Berg von Ästen und Zweigen über sich. Daher waren wir oft gezwungen, in weitem Bogen den Pfad im Dickicht auszuholzen, um sie zu umgehen. Meine Bootträger sind ganz erschlafft."

Das Schlimmste war das Unterholz, welches den ganzen Raum unter dem Schatten der säulenförmigen Baumwoll- und der mastähnlichen Moule-Bäume vollstopfte, ein wahres Wunder der Vegetation. Farnkräuter bildeten es, Stechgras, Wasserrohr und Orchideen, untermischt mit wildem Wein, kabeldicken, langen Zweigen der Kletterfeige und einzelnen Mimosen, Akazien und Tamarinden; dazu Lianen, Palmen verschiedener Arten, besonders Öl- und Fächerpalmen, wilde Dattelbäume, Palmried, Raphia und hundert andere Arten, die sich jeden Centimeter Raumes streitig machten und mit einer Üppigkeit und Dichtigkeit sich emporDrängten, wie sie nur eine solche Treibhausatmosphäre hervorbringen kann.

Die Beschwerden wurden gesteigert durch die beständige Dunkelheit, mehr noch durch die alles beschmutzende Feuchtigkeit, die un-

gesunde, dampfende Atmosphäre und die Einförmigkeit der Landschaftsbilder; nichts als ein ewiges Gewirr von Zweigen und Laubwerk, als hohe Stämme, welche aus einem zu lauter Knoten verschlungenen Dickicht emporstiegen, durch das kaum mit Händen und Füßen zugleich sich hindurchzuwinden möglich war.

Das Marschieren in dem weichen Lehm und feuchten Dunst nutzte schnell das Schuhwerk ab. Am zehnten Tage waren meine Schuhe unbrauchbar. Ich mußte aus dem Vorratskoffer mein letztes Paar hervornehmen. Zu vielen Sorgen noch eine mehr; und im Herzen von Afrika eine keineswegs unwesentliche!

Neue Not kam dazu. Die Träger fingen an über die schrecklichen Mühsale des Marsches laut zu murren.

Freilich war der Ausblick auch, den eine ziemlich bedeutende Anhöhe unterwegs gewährte, sehr entmutigend. Man hatte sie bestiegen in der Hoffnung, das Ende des Waldlandes erblicken zu können. Aber soweit die Aussicht reichte, nach Norden und Nordosten war nichts zu sehen als ein wüstes Gewirr dichtbewaldeter Hügel bis an den Horizont hin.

11.

Die Vegetation der Kongo-Inseln.

— Henry M. Stanley —

Wer rein tropische Landschaften liebt, der müßte die reichen, grünen Inseln in der Mitte des Kongo zwischen Iboko am rechten und Mutembo am linken Ufer sehen, mit den unzähligen verschlungenen und gewundenen Armen des Flusses, in denen üppige Vegetation wie sammetartiger Abglanz der Blätter und Wedel sich im intensiv hellen Sonnenschein widerspiegelt. Das Unterholz zeigt die mannigfaltigsten Farben; die buschartigen Spitzen, die schlangenartig emporkletternden Lianen mit dem weinblattähnlichen Laub, alle haben ihre eigene und besondere Farbenschönheit, die eine Beschreibung unmöglich macht. In diesen Breiten kann man meiner Meinung nach zu jeder Zeit die erfrischende Freudigkeit und Kraft der tropischen Natur beobachten. Einige der kleinsten Inselchen scheinen in karmesinrotem Feuer zu stehen, während die Blüten der Trichterwinde in purpurner,

die Blumen des Jasmins und der Mimose in goldenen und weißen Farben das Auge erfreuen und die Luft mit ihren süßen Düften erfüllen. Unberührt von der zerstörenden Hand des Menschen und seiner ungestümen und entheiligenden Gegenwart, kommen diese Inseln in der Blüte ihrer angeborenen Schönheit, Anmut und Unschuld, was das Aussehen anlangt, der Lieblichkeit des Gartens von Eden näher als irgend eine andere Gegend, welche man außerhalb des Paradieses finden könnte. Sie sind mit einem himmlischen Reichtum von Blüten- und Blätterschönheit gesegnet, einer Vollständigkeit des vegetabilischen Lebens, wie man sie nur da kennt, wo Boden, Wärme, reichliche Feuchtigkeit und wohlthuender Sonnenschein in gleicher Vollkommenheit vorhanden sind. Aber nicht nur das Auge erfreuen diese Inseln durch ihre wunderbare Pracht. Die Palmen sind eine ewige Quelle süßen Saftes, welcher in gegorenem Zustande dem Menschen Vergnügen und Behagen schafft. Die goldigen Nüsse anderer Palmen liefern reiches gelbes Fett, welches frisch selbst für die Küche eines Epikuräers genügen würde und das an der Küste als ein sehr wertvoller Handelsartikel geschätzt wird. Die üppigen, fast endlos langen Schilfgräser werden zu Matten für Haus und Veranda, zu Sonnendächern für Reisen auf dem Flusse, Schutzwänden für die zeitweilig auf den Uferterrassen sich aufhaltenden Fischer, Netzen und Fallen, Feld- und Marktkörben und einer Menge anderer nützlicher Dinge verarbeitet, namentlich aber zum Bau der netten und starken Häuser und zum Rahmenwerk der Wände. Dasselbe geschieht mit den starken, strickartigen Schlinggewächsen, die wie Festons aus der Höhe herabhängen oder an den Stämmen der kräftigen Bäume emporranken. Jenes Gewächs mit blaßweißen Blüten ist die Kautschukpflanze, die vom höchsten Werte für den Handel ist und in Zukunft von den Eingeborenen von Iboko und Bolombo auf das eifrigste gesucht werden wird. Der unternehmende Händler findet eine Feigenart mit fleischigen grünen Blättern, deren Rinde sich vorzüglich zur Anfertigung von einheimischem Zeug eignet, und deren weiche, schwammartige Faser in Zukunft zur Herstellung von Papier von einigem Nutzen sein dürfte. Dann giebt es hier die verschiedensten Arten von Palmen, aus deren gehörig vorbereiteter Fiber die geschickten Hände der Bengela Taue von einer Stärke flechten, wie sie weder heimischer oder Menilahanf noch Jute liefern und die sich von gewöhnlichen Tauen unterscheiden, wie die Seide von der Baumwolle. Dort das weiche, blaßgrüne Moos, welches die Baumspitzen wie ein Schleier umhüllt, ist die Orseilleflechte, aus welcher ein geschätzter Farbstoff

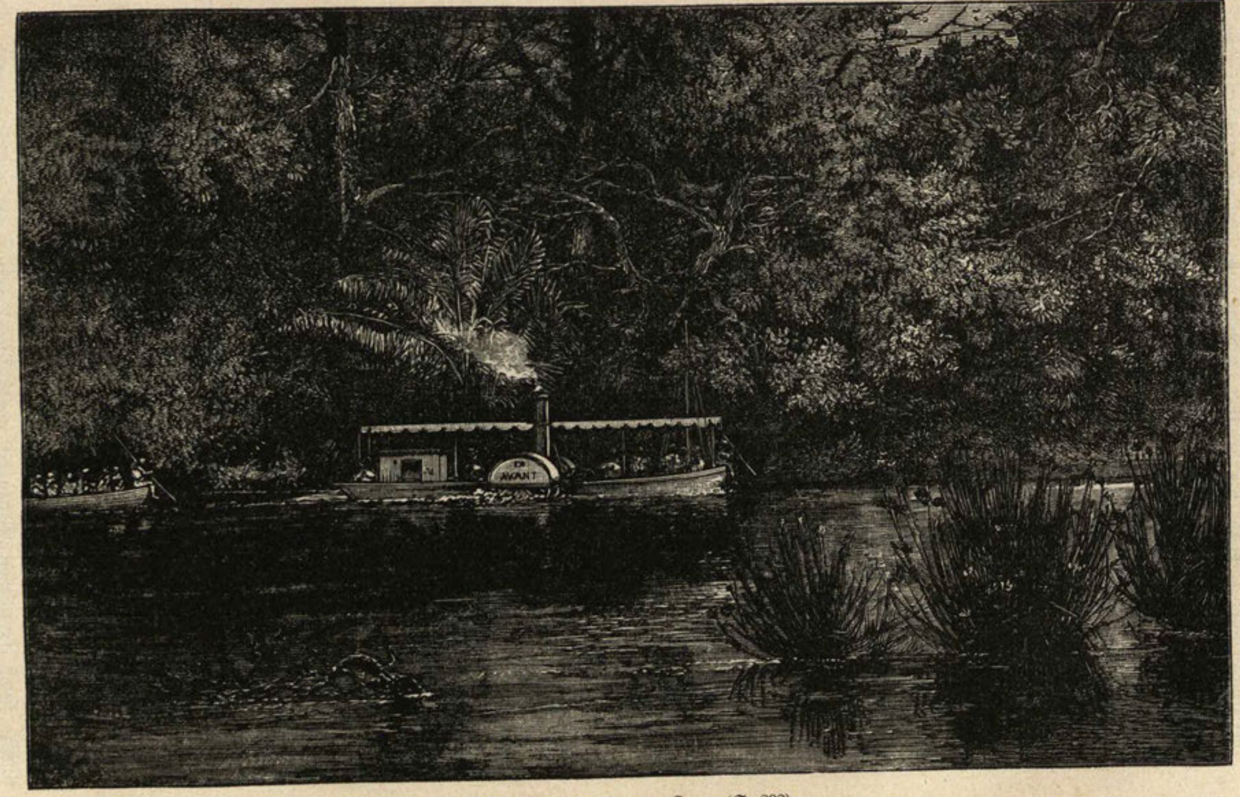


Abb. 53. Vegetation am Kongo (S. 298).

extrahiert wird. Auch die Wälder dürfen nicht vergessen werden, die dem Blicke überall am Ufer und auf den Inseln begegnen und scheinbar endlos sind. Tagtäglich verbrennen wir unter dem Kessel unsers Dampfers die verschiedensten Holzarten, und oft bewundern die Maschinisten die Farbe und das Geäder derselben, atmen mit Genuß den wundervollen Duft des Harzes ein. Wir zehren von Ansichten und Genüssen, von denen wenige Menschen sich einen Begriff zu machen vermögen; wir sind wie Kinder, die unbewußt mit Diamanten spielen. Jeden Augenblick werden unsern Blicken, die bereits von der großartigen Üppigkeit der tropischen Welt übersättigt sind, neue Farbenreichtümer gezeigt; beständig passieren wir an Seltenheiten und Schätzen des vegetabilischen Lebens vorüber.

Und gegenüber auf dem linken Ufer des Stromes entdeckten wir den Anfang eines wertvollen Waldes von Gummi-Kopalbäumen, deren Kronen mit der Orseilleflechte drapiert waren. Ein allgemeiner Ruf der Bewunderung entrang sich den Lippen der Sansibarer, als wir diese Entdeckung machten, und wir hörten sie sagen: „Oh, Freunde, das ist ein reiches Land! Unten Kopal und oben so viel Orseille, daß man viele Vermögen damit verdienen kann. So etwas giebt es in unserer Heimat nicht. Und seht nur den Kautschukstrauch!“ Und während zweier ganzer Tage noch hatten wir den Kopalwald, der so dicht mit der wertvollen Farbeflechte bedeckt war, zur Seite!

12.

Eingeregnet in Kinschassa.

— H. H. Johnston —

Ich verließ Leopoldville gegen Ende Februar, d. h. um die Mitte der Regenzeit, in einem großen Leichter oder Walfischboot, welches von einer handfesten Mannschaft von Sansibarern gerudert wurde, um den Kongo bis Bolobo hinaufzufahren, einem großen Negerdorf ungefähr 350 km oberhalb des Stanley-Pool.

Unsere Abreise wurde, wie üblich, durch einen Regenguß eingeleitet, welcher nach seiner Gewalt und Dauer fast ungewöhnlich zu nennen war, mir aber rasch zeigte, wie wenig wir für die Bedürfnisse einer tropischen Regenzeit vorbereitet waren. In einem großen offenen Boot, ohne irgend welchen andern Schutz als ein hastig

übergeworfenes Segel, welches die Regenwasserströme in seinem Bauche nur auffing, um sie auf unsere Schultern zu ergießen, wenn der heftige Wind darunter griff; ohne eine Stelle zum trockenen Verstauen des Gepäcks, das vielmehr auf dem Boden des Bootes herumlag oder, wenn es schwimmfähig war, hier und da im Regenwasser umherschwamm, welches trotz des steten Ausschöpfens oft 18 cm über dem Kiel des Leichters stand; unter solchen Umständen hatten wir keine andere Wahl, als mit dem Rudern aufzuhören, sobald es regnete, das Boot auf Grund zu setzen und uns nach zeitweiligem Schutz umzusehen, wo wir und die Teile der Ladung, welche von Durchnässung am ehesten Schaden nehmen konnten, die Rückkehr bessern Wetters in Sicherheit abwarten mußten. So hatten wir kaum das Kallina-Vorgebirge umfahren, als ein Regenstrom uns zwang, das südliche Ufer des Pool aufzusuchen, wo die Dörfer von Kinschassa liegen. Meine Ruderer aus Sansibar, welche sich auf die Anzeichen des Wetters verstanden und einen ganzen Regentag vorhersahen, wünschten, daß ich aussteigen und in einer Negerhütte Zuflucht suchen sollte, aber elend wie ich mich fühlte bei dem fortwährend strömenden Regen, und mit den Füßen mehrere Centimeter tief im Wasser stehend, zauderte ich, ihnen zu willfahren, denn erst eine Woche zuvor war der Chef von Leopoldville in friedlicher Absicht hierher gekommen und im Dorfe einqartiert, als er mitten in der Nacht von feindlichen Eingeborenen herausgetrieben wurde, welche die Ankunft eines weißen Mannes in ihrem Distrikt mit leicht erregtem Verdacht betrachteten. Würden sie mich irgendwie besser empfangen oder mir eine sichere Zuflucht vor dem Regen gewähren? Ich fragte mich, ob wir, im Falle sie uns nicht allein die Gastfreundschaft versagten, sondern uns sogar angreifen und berauben würden, in der Lage seien, ihnen zu widerstehen. Meine Zweifel wurden indessen bald beendet. Die Aussicht, langsam den ganzen Tag durchweicht zu werden und rheumatisches Fieber zu bekommen, oder sonst in gedrückter Stimmung nach Leopoldville zurückzukehren, war noch unangenehmer, als sich unter die launischen Neger zu wagen, welche vielleicht selber vom Wetter weicher gestimmt waren. So verließ ich das Boot, nahm einige notwendige Gepäckstücke mit mir, und schritt durch das lange, nasse Gras dem Dorfe zu, wo zu meiner angenehmen Überraschung die Einwohner mich gastfreundlich empfingen und mich sofort in eine bewohnte Hütte luden, wo ich bleiben und mich trocknen konnte, bis eine unbewohnte Hütte aufgefunden und zu meiner Verfügung gestellt wurde. Die übrigen Insassen der Wohnung bestanden außer den

vielen Besuchern aus einem Mann in mittlern Jahren, der sein Haar in einen Chignon aufgebunden hatte, einer Frau mit einem Säugling, deren Stirn mit einem scharlachroten Streifen geziert war, und einem alten Mann, vielleicht einem heruntergekommenen Onkel der Familie.

Nach dem durchdringenden Regen und der dichten Feuchtigkeit draußen bildete die trockene Wärme des Innern einen wohlthuenden Gegensatz und ich legte mich auf einem hohen Mattenbett in behag-



Abb. 54. Ein Negerhaus am Kongo (S. 302).

licher Stimmung nieder. Ein Holzfeuer brannte in der Mitte der Hausflur, welches dazu diente, meine Kleider zu trocknen; doch that der Rauch von dem brennenden Holze meinen Augen bös weh. Als die Frau dies bemerkte, nahm sie die brennenden Scheite aus dem Feuer und ließ nur die reine helle Asche auf dem Herd zurück. Das Haus war rein und nett, und verschiedene niedliche Gegenstände hingen an den Wänden herum. Lange Pfeifen mit kleinen Köpfen, ein Klarionett, eine weiße Matrosentasse, ein musikalisches Instrument wie eine Guitarre, aber mit fünf Saiten, eine Sammlung geschickt

gemachter Beutelchen mit ich weiß nicht was allem, Flußpferdharpunen, Fischnetzen, Hörnern und einer Menge von allerlei Sachen, die man in klassischer Rede mit et cetera zu bezeichnen versteht.

Ich öffnete die Tasche mit meinen Vorräten, legte das Zeug auf das Bett und setzte mich mit ansehnlichem Appetit nieder zu einem frugalen Mahl. Der Anblick der Zuthaten aus den Zinnbüchsen erregte beträchtliches, halb furchtsames Interesse bei den meine Hantierung überwachenden Einwohnern. Sie schlugen mit den Fingern auf den Mund — eine beliebte Weise sein Erstaunen zu äußern — als sie meinen Diener mit einem „Dosenöffner" in einen wie sie glaubten, massiven Block Stahl hineinschneiden und kleine Fische (Sardinen in Öl) herausnehmen sahen. Als ich ihnen aber einige zum Kosten anbot, weigerten sie sich erschreckt. Es war „Nkessi", Zauberei, weißen Mannes Nahrung — Gift, und einige erschraken so sehr über mein Anerbieten, das Frühstück mit mir zu teilen, daß sie eilends aus der Hütte wegliefen. Die Neugierde führte sie freilich bald zurück, und Besucher strömten scharenweise aus und ein. Viele Kinder, darunter kleine allerliebste Dinger, thaten ganz zutraulich und waren entzückt über meine Tickuhr, die sie für ein in einen Käfig eingeschlossenes kleines Tier hielten. In dieses Paradies der Ruhe drang denn der Versucher in Gestalt eines gottlosen, alten Gesellen mit seiner Frau und zwei heiratsfähigen Töchtern. Er wollte durchaus, ich sollte sein Schwiegersohn werden, „vermittelst" einiger Streifen Tuch. Mein Zaudern bemerkend, nahm er dies für Mißachtung und beeilte sich, die mannigfachen Reize seiner Töchter zu erörtern, während diese Dämchen über meine Kälte höchlich erbost wurden. Ich wich jedoch allen verlockenden Vorschlägen so zart wie möglich aus und deutete unter vielem Lächeln und „Mbotes" (Negergruß, etwa „Gut Heil!") darauf hin, daß unter andern Umständen eine Verbindung mit einer der ersten Familien von Kinschassa ganz und gar meinen Wünschen entsprochen hätte. So wie die Dinge lagen, erschien mir die Ehre zu teuer erkauft. Wir schieden jedoch als ausgezeichnete Freunde, und die ältere Dame beschenkte mich mit einem schönen großen Fisch, der für das Mittagsessen wie gerufen kam; während die jüngern Gefährtinnen Kindergaben wie Eier, Maiskolben und Bananen brachten. Ich beschenkte sie dafür mit bunten Taschentüchern, und so entstand allgemeine Befriedigung.

Da ich einsah, daß der hoffnungslose Regenguß nicht aufhören würde, so traf ich Vorbereitungen, ein Haus zum Nachtquartier zu mieten, und bald war eins gefunden — trocken, rein und geräumig,

in welchem ich mit meinem Gepäck bald untergebracht war. Dann wurde vorgeschlagen — augenscheinlich von den Notabeln des Dorfes — daß eine abendliche „Conversazione“ in meiner Wohnung abgehalten werden solle und der Vorschlag einstimmig angenommen. Infolge dessen drängte sich zu meinem stillen Verdruß eine stets zunehmende Zahl von wohlbeleibten Personen in mein kleines Zimmer, die Männer mit ernsten Gesichtern sich auf den Hausflur niedersetzend, jeder mit seiner langen Pfeife völlig darauf eingerichtet, einen angenehmen Abend zu verbringen, und die Weiber, wie eingedenk ihrer niedrigern Stellung in der Gesellschaft, draußen am Eingang stehend und dadurch alle Ventilation hemmend. Ein Beschluß wurde sofort durchgesetzt und mir von dem anscheinenden Vorsitzenden der Gesellschaft mitgeteilt, daß meine Uhr wiederum den versammelten Herren und Damen vorgezeigt werden möchte. In meiner Bekümmernis, diese harmlosen Seelen zu enttäuschen, kostete es mich einen Entschluß, mir ein wenig Stille und Ruhe zu suchen, um so mehr, als meine Abendmahlzeit fast fertig war; aber allmählich brachte ich ihnen die Idee bei, daß der weiße Mann müde und hungrig sei und allein zu sein wünsche. Die Männer standen darauf ganz artig und ruhig auf, schüttelten mir die Hand, jeder nach der Reihe, und verließen mit vielen „Mbotes“ das Haus, die protestierenden Weiber vor sich hertreibend, und so war ich endlich allein, wie ich es wünschte. Ich zog meine nassen Stiefeln aus, machte es mir bequem und setzte mich vergnügt zum Essen.

Am nächsten Morgen verließ ich meine Kinschassa-Freunde und setzte meine Reise fort durch die weiten Gewässer des Pools, welcher jetzt in seiner ganzen prächtigen Breite sich zu öffnen begann.

13.

Rundschau von der Kongo-Station Leopoldville.

— Henry M. Stanley —

Von Leopoldville am Stanley-Pool steigt man auf einer bequemen Straße zum Leopoldberg hinauf, von dem man stets eine sehenswerte Aussicht genießt. Von diesem hervorragenden Punkte kann man in mäßiger Entfernung die springenden Gewässer des Kintamo-Wasserfalls, das runde, von Bergen, Klippen und isolierten Gipfeln

eingefaßte Becken des Stanley-Pool, die große Insel Bamu und die unzähligen zierlichen Schwesterinseln bewundern, entweder im Sonnenschein oder von leichten Nebeln bedeckt oder von schwarzen Wolken beschattet, welche alles mit Regen zu überfluten drohen und durch ihre Dunkelheit die Wut des kommenden Sturmes ankündigen. Ist schon in der Nacht Regen gefallen, und verspricht der bläulich schillernde Himmel einen hellen, klaren Tag, dann findet die Schönheit des Stanley-Pool und der ihn umgebenden Hügel, Berge und bewaldeten Abhänge kaum ihresgleichen. Dann treten die Berge und die von ihnen umschlossene, mit Inseln besäete Wasserfläche, der seeartig verbreiterte Fluß mit einer solchen Klarheit des Details und Schönheit der Umrisse dem Beschauer entgegen, daß er sie immer von neuem betrachten muß, selbst wenn er jeden Punkt der Landschaft schon bis zum Überdruß gesehen zu haben glaubt. Aber auch der Blick nach dem Innern des Landes und nach Westen ist nicht zu verachten. Um einen wirklichen Genuß zu haben, kann ich den Aufstieg auf das Dach eines der Gebäude auf dem Hügel in Wahrheit empfehlen, weil dort die Aussicht auf die ganze Umgegend durch die Kronen der in der unmittelbaren Nachbarschaft stehenden Bäume nicht behindert wird. Man wird von dem weitern Gesichtsfelde, der größern Schönheit der wilden Felskegel und Tafelberge, der gewundenen, waldbedeckten Schluchten, der schlangenförmigen Vertiefungen und unregelmäßigen Wellenform des Landes geradezu überrascht. Dort liegt die massive Felsmasse des kahlen Ijumbi-Gipfels, der Kegel des Nsangu und der fast viereckige Kinduta-Berg; zur Linken dehnt sich der düster bewaldete Rücken von Lama-Lankori aus, zur Rechten steigt die hohe Bergkette von Usansi auf. Jenseits des Kongo erstrecken sich die mit üppigem braunen Grase bedeckten Ebenen von Mundele-Masuna bis weit ins Innere, und gerade gegenüber liegen die dichten Haine, welche die Dörfer der Häuptlinge Buabua-Ndjalis und Gampas beschatten.

Aus den Tiefen des dunkeln grünen Laubwerks schießen die beiden silberfarbenen Ströme des Gordon-Bennett hervor, während ein von der Sonne beschienener langer breiter Wasserstreifen sich in der Ferne immer weiter und weiter nach dem Herzen des Berglandes zu verliert.

Auch jene breite niedrige Ebene, die sich von Kintamo südwärts bis zum Fuße des Mabenga-Berges ausdehnt und das südliche Ufer des Pool bildet, ist für mich ebenso schön wie interessant und hat jetzt sogar ein fast idyllisches Aussehen, da außer den hervortretenden

Grashütten von Kintamo alles übrige buchstäblich eine einzige Wildnis von Gras, Gesträuch und Laubwerk ist. Meine Gedanken beschäftigen sich indes bei Betrachtung dieses Anblicks stets schon mit den Möglichkeiten der Zukunft. Es ist mir, wie wenn man in das hübsche, intelligente Gesicht eines vielversprechenden Kindes blickt; wir sehen nichts in den Zügen als Unschuld, bilden uns aber gern ein, die Keime eines künftigen großen Genies zu sehen, vielleicht einen Gesetzgeber, Gelehrten, Krieger, Dichter. Wie würde der reiche, fruchtbare Boden jener von zahlreichen Strömen entwässerten Gegend den Landmann belohnen, der dieselben kultivieren würde! Welche Üppigkeit würde das Land entwickeln! In dem ganzen großen Mississippithale ist kein Boden, der diesem an Fruchtbarkeit gleichkommt, und dennoch liegt derselbe vernachlässigt als Wüste da, und wird wahrscheinlich noch viele Generationen dasselbe schläfrige, träumerische Aussehen behalten, welches er jetzt hat.

14.

Kongo-Landschaften.

— H. H. Johnston —

Ich verließ Isangila mit meinen drei Dienern, um diesen Teil des Kongo in einem kleinen Dampfer zurückzulegen. Die Scenerie an diesem Abschnitt des Kongo ist anfangs recht hübsch. Ein schöner Schmetterlingsblütler war zahlreich vertreten und verbreitete mit seinen Blüten einen köstlichen Geruch. Die Ufer waren gewöhnlich mit reichem Wald bestanden, und Massen von Schlingpflanzen überdeckten die Uferbäume. Bisweilen glichen sie einer grünen, leicht über das Laubwerk geworfenen Decke, dessen Massen und Formen sich deutlich unter ihr abzeichneten. Dann wieder bildeten sie ein duftiges, grünes Spinngewebe oder einen großen Wall von Pflanzengewirr, welcher sorgfältig zu einer glatten Oberfläche wie beschnitten, dabei öfters aber nur 30—40 cm dick war. Es läßt sich kaum eine deutliche Vorstellung von diesen schönen Proben vegetabilischer Architektur geben. Oft schienen diese Schlinggewächse eine frische Reihe von Bauten aller Art bilden zu wollen, bei welchen die langen geraden Lianen als Pfähle des Baugerüstes dienten. Daneben bildeten die horizontalen, sich verschlingenden Ranken ein riesenhaftes Gitterwerk, und auf diesem

Grunde bricht dann das schöne und gleichmäßige Laub hervor, bis bald große Mauern und Umzäunungen entstehen, deren bevorzugter Mittelpunkt irgend ein Riesenbaum ist. Wie sanft schienen diese Bäume darin gebettet zu sein! Welch ein idyllisches Leben könnte jemand inmitten dieses feenhaften, zart verhüllten Theatercoulissen ähnelnden Labyrinthes führen, über welches der glänzend strahlende Himmel und seine mattweißen Wolken von den Zweigen und Ranken der Lianen so verdeckt durchscheinen, daß der helle Glanz des Tageslichtes nur mit Mühe die Maschen unsers Zauberreichs zu durchdringen vermag, und die Sonnenstrahlen durch die Laubmassen in wechselnder Stärke ihr grünlich goldenes Licht durchfiltrieren lassen. Geradezu schön wird es, wo die Einförmigkeit des Grüns durch lilafarbige Winden mit karmesinroten Mittelpunkten und durch die blaßgelben Blüten der kriechenden Kürbisse belebt wird, deren orangerote Früchte wie kleine Lampen aus dem durchblümten Laube hervorglänzen. Der großgefleckte Königsfischer und sein kleiner behender schwarzer und weißer Bruder bewohnen die abgelegenen Sümpfe, um welche jene Mauern stolzen Pflanzenwachstums herumstehen, und auf den dürren, kahlen Zweigen, die sich durch die zarten verschlungenen Lianen ihren Weg bahnen gleich wild protestierenden Armen, die sich der umklammernden hinterlistigen Umfassung erwehren wollen, auf diesen knorrigen, weißen Zweigen hockt der Fischadler und begrüßt unsere Annäherung mit fröhlichem, prahlerischem Gekreisch.

Hier und da zeigte sich der Kongo mit Inselchen bestreut, welche nur spärlich mit Bäumen bestanden waren; und zwischen ihnen und weiterhin wirbelte und sprudelte der Strom über die verborgenen Klippen.

Oft sieht man lange Strecken niedriger Felsen im Strome, welche aussehen, wie die Reihen von Schieferplatten im Hofe eines Baumeisters; und auf dem Strande des Flusses und längs der Ufer der Inseln erscheinen Sandbänke von blendend weißem Aussehen, die offenbar oberhalb der Hochwassermarke liegen, weil Scharen von Uferschwalben dort ihre Nester angelegt haben. Diese niedlichen kleinen Vögel sind in Wirklichkeit kleine Sumpfvögel wie die Regenpfeifer und vielleicht entfernt verwandt mit Tauben und Sandhühnchen einem oberflächlichen Beobachter jedoch erscheinen sie bloß als große starke Schwalben und gleichen diesen Vögeln jedenfalls durch die Art, wie sie die Insekten über der Oberfläche des Wassers verfolgen, über welches sie niedrig hinstreichen und ihre Beute im vollen Fluge ergreifen. Auf dem Kongo, zwischen Isangila und Manjanga, sieht

man sie in Scharen von über tausend Stück beisammen, welche buchstäblich die einzeln stehenden Felsen bedecken, auf denen sie hocken.

In den breitern Stellen des Kongo stehen gerade mitten im Strome Gruppen von Bäumen, welche seiner reißenden Strömung Trotz bieten. Sie müssen die Stellen der Felsen und Sandbänke verraten, welche in der trocknen Jahreszeit nicht vom Wasser bedeckt bleiben, vielleicht auch sind sie nichts als erst kürzlich versunkene Inseln, denn sonst hätte der junge Pflänzling zwischen zwei Hochwasserzeiten schwerlich die nötige Festigkeit erlangen können, um der Strömung des Flusses zu widerstehen. Eine Strecke oberhalb der Wasserfälle von Itunzima, welche nicht gerade sehr bedeutend sind, wird der Kongo ansehnlich breiter; in der Nähe von Wanjanga indessen wird die Umgebung des Stromes im höchsten Grade einfach. Niedrige rote Hügel mit mattgelbem Grün gestrichelt und gefleckt und von duftigem Wald unten umsäumt, fassen den großen Wasserlauf ein, welcher selber auf alle hochfliegenden Pläne verzichtet und eine nichtssagende Gemeinheit der Physiognomie angenommen zu haben scheint.

Haufen von Eingeborenen stehen schwatzend auf dem südlichen Ufer und hängen ihre Fischernetze zum Trocknen auf. Sie begrüßen uns mit lautem Zuruf „Mbote", welcher „gut", „wohl", „freundlich", kurz irgend etwas Verbindliches bedeutet, und am Kongo zwischen der Küste und dem Äquator als Gruß ganz gewöhnlich ist.

Am Morgen des fünften Tages, nachdem wir Isangila verlassen hatten, kamen wir in Manjanga an. Diese Station liegt auf einer kleinen Hochfläche, über welche ein steiler Berg von vielleicht 120 m Höhe hervorragt. Am Fuße der Hochfläche befindet sich eine kleine Bai oder Einbuchtung des Kongo, so daß Boote in dem kleinen Nebengewässer sicher verankert werden können. An jeder Seite fallen Schluchten mit fast senkrechten Wänden ab, durch welche es von drei Seiten fast uneinnehmbar wird und bloß der schmale Rücken der Hochfläche, welcher zu den Bergen im Innern führt, verteidigt zu werden braucht. Durch die Schlucht zur rechten Seite der Station stürzt ein kleiner Bach mit klarem Wasser herunter, welcher in seinem untern Laufe viel von Krokodilen besucht wird.

An der andern Seite des Baches in viel geringerer Höhe als die Station liegt die Baptisten-Mission, äußerlich sehr schön und niedlich anzuschauen, eingebettet in schönen Gebüschen und in unmittelbarer Nähe eines kleinen Nebenlaufs des Stromes.

15.

Die Jellala-Fälle des Kongo.

— H. H. Johnston —

Am nächsten Morgen brachen wir in der Frühe unter Führung des alten Häuptlings von Jellala auf, um die großen Fälle von Jellala zu sehen — und zwar nicht von dem Gipfel eines hohen und entfernten Berges aus, sondern aus solcher Nähe, daß der Sprühregen des wundervollen Wasserfalles in feinen Schauern über den glücklicherweise von mir mitgenommenen wasserdichten Überzieher niederrauschte. Die Reise dahin war aber beschwerlich. Zuerst führte der Weg durch Gärten und liebliche Waldlichtungen, verließ aber bald deren angenehmes Grün und schattiges Laub und zog einen steilen steinigen Berg hinan, wo die Felsen fast in treppenartigen Absätzen, beinahe wie bei den Pyramiden, anstiegen, von denen jede Stufe für Riesenbeine bestimmt war, da sie fast 1 m hoch war. Faradschi, einer meiner Sansibarleute, hob mich mühsam auf jeden nächsthöhern Block, während der gewandte alte Häuptling den steilen Aufstieg wie eine Ziege bewältigte. Zuletzt erreichten wir denn den letzten Punkt und darauf — man stelle sich meine Enttäuschung vor —, anstatt auf den Fluß geradewegs hinunterzusehen, wie ich gehofft hatte, lag ein anderes Thal mit wogendem Grase und noch eine andere Hügelkette vor uns. Der Abstieg war fast noch ermüdender als der Aufstieg gewesen war, denn die Beine wurden lahm und steif von den beständigen dreifüßigen Sprüngen von Stufe zu Stufe. Danach quälte und kratzte uns das Gras des nachfolgenden Thales, und als ich den nächsten, und wie mir däuchte, letzten Berg erstiegen hatte, war ich überzeugt, daß die Fälle von Jellala mich nimmermehr für solche Quälerei belohnen würden.

Jedoch hörte das Steigen allmählich auf und als der Weg sich um einen Berg zu winden begann, sahen wir auf ein imposantes Schauspiel herab, als nach einer plötzlichen Wendung des Pfades unsere Ohren von dem betäubenden Brausen des Wasserfalles erfüllt wurden.

Es war ein großer Anblick und allein schon die Stelle, von welcher wir ihn genossen, genügte, um ihn mehr als außergewöhnlich frappant zu machen. Der Pfad hing noch soeben am Abhange eines kegelförmigen Berges, und wo wir gerade anhielten, trat eine große Basaltplatte über einen fürchterlichen Abhang frei hinaus. Von

diesem Vorsprunge aus sahen wir etwa 100 m tief auf den Kongo hinunter, der da über die Felsriffe sprang und zornig gegen die ihn gefangen haltenden Bergwände brandete. Einige Inseln lagen im Strom, eine hervorragend durch eine dichte Masse sammetweichen Gebüsches. Sie hieß die Pelikaninsel, weil diese großen Vögel in zahlloser Menge die unzulänglichste Stelle als Brüteplatz benutzten.

Bevor der erste Fall kam, floß der Strom so schlicht daher, mit o glasiger Oberfläche, als ob er keine Ahnung von dem nächstbevorstehenden Kampfe hätte, und als er die Felsen und den Abhang zuerst erreichte, strömte er fast widerwillig über sie hinweg, bis er, ergrimmt über die wiederholten Widerstände, in dem letzten großen Wasserfall von Jellala sich selbst in so weiße brausende Wut hinein peitschte, daß das zornige Getöse die Ohren betäubte und der Anblick des Schaumes die Augen blendete. Ich hätte gewünscht, länger auf dieser Stelle zu verweilen und sie als den Endpunkt des Ausfluges zu betrachten, aber der alte Häuptling bestand darauf, den Berg ganz hinaufzuklettern und die Fälle vom Flußufer aus anzusehen. Ich hatte wirklich Bedenken, ob ich das Wagnis ausführen könne, ohne mich ernstlich in Gefahr zu bringen und möglicherweise kopfüber in den Fluß zu stürzen; jedoch mit Hilfe eines Taues und eines starken Alpenstockes gelang es mir, einen Felsgrat zu erreichen, wohin schon der Sprühregen der Wogen drang, und zuletzt fand ich meinen Weg zu einer Reihe kleiner Höhlungen in den Felswänden, von denen aus ich die Fälle von Jellala in aller Bequemlichkeit betrachten konnte.

Allem Anschein nach stürzt der Kongo hier nirgends tiefer als etwa 4 m auf einmal hinab, aber die beständige Aufeinanderfolge der Fälle und wegversperrenden Klippen peitscht die Gewässer in eine unbeschreibliche Wut hinein. Es ist ein prächtiges Wettrennen, welches die einzelnen Fälle aufführen. Die einen scheinen die anderen zu übertreffen, und dann und wann begegnet das von einem Absturz zurückspringende Wasser der nächstfolgenden Masse und ihre Berührung erzeugt eine Wolke von Rauch und Schaum, welche Schüsse von Sprühregen in die Lüfte entsendet. Die Felsen in der Nähe des Wassers sind mit langem bandartigen Kraut von tiefem Grün bedeckt, das Massen langen grünen Haares gleicht. Weißer Bleiwurz und viele leuchtende Blumen wachsen in den Klüften der grauen Felsen, über welche große und blaue und rote Eidechsen den Fliegen nachsetzen, welche zu unvorsichtig im Sonnenlichte sich wärmen. Eine große überhängende Felsmasse ist da, welche der Schatten nie verläßt und wo die Fischerleute ihren frisch gefangenen Fisch für ihre

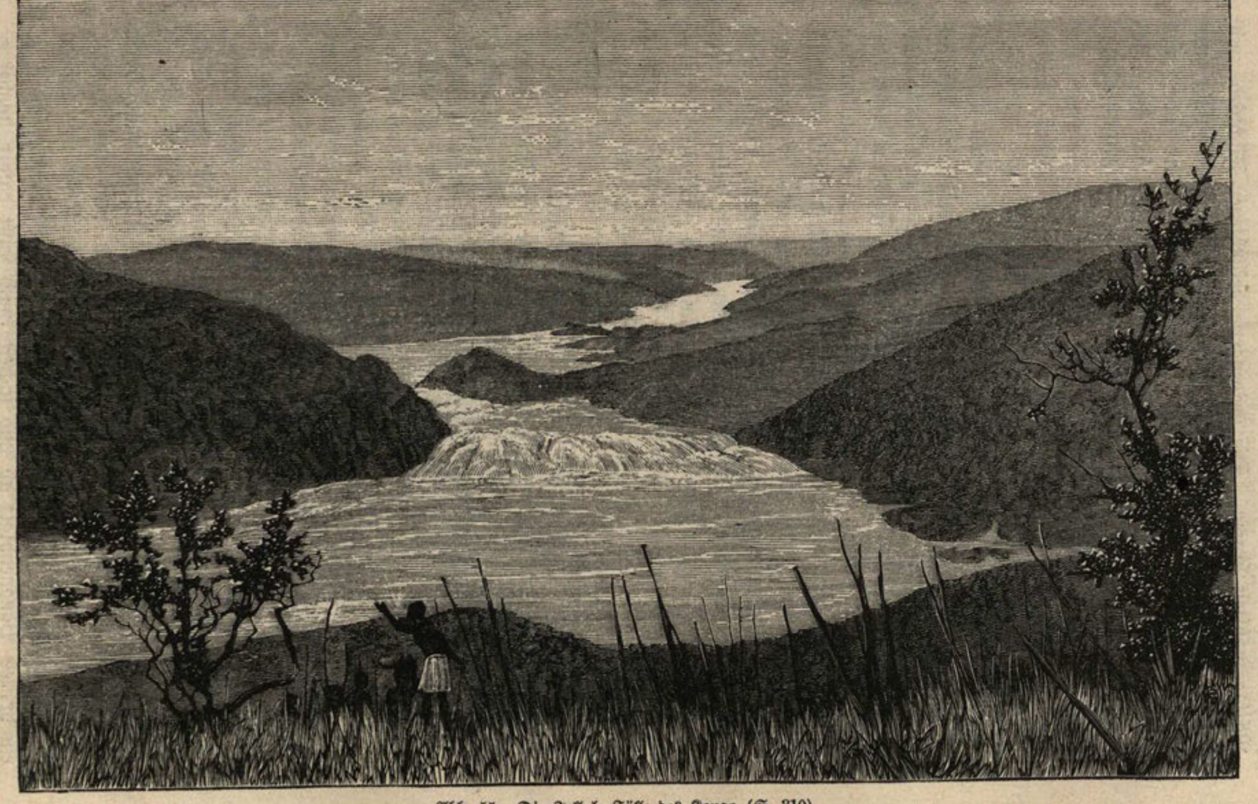


Abb. 55. Die Jellala-Fälle des Kongo (S. 310).

Mittagsmahlzeit braten. Die weidenartig geflochtenen Fischkörbe und Fallen liegen hier herum, ihres Inhaltes beraubt, und die nicht zum Räuchern oder Braten bestimmten Fische werden zu drei oder vier zusammengebunden und in den Schatten zurückgelegt, bis ihre Besitzer zum Aufbruch bereit sind. Mitunter ist ein befloßtes Ungeheuer, so groß wie ein Lachs, beiseite gelegt, mit seinen armen sich ausdehnenden und zusammenziehenden Kiefern noch atmend, wie er im Todeskampf in der trockenen heißen Luft daliegt.

Der Häuptling und fast alle meine Begleiter hatten sich ausgezogen und badeten sich lustig und wohlgemut in den kleinen Pfuhlen und Nebengewässern des Stromes. Nach dem Bade ging der Häuptling von dannen und setzte sich auf einen kühlen Felsgrat unter der überhängenden Grotte. Er lud mich ein, auch dahin zu kommen und an einer improvisierten Mahlzeit von geröstetem Fisch teilzunehmen. Dazu war ich durchaus nicht abgeneigt, und so zogen wir einige eingemachte und einige frische Maiskolben hervor, welche meine vorsorglichen Sansibarer mitgebracht hatten, und hielten ein sehr appetitliches Frühstück von gebratenem Mais und geröstetem Fisch — Fisch, der vor wenigen Minuten noch in den Fischkörben zappelte und uns jetzt mit dem Schwanz im Maul serviert wurde, gerade wie die Weißlinge zu Hause.

Als meine Zeichnungen der Fälle fertig waren, wünschte ich zurückzukehren und begann trotz der Mittagssonne die Felsen hinanzuklettern und den Bergpfad nach unserem Dorf wieder aufzusuchen. Der alte Häuptling, weiser als ich, gab sich alle Mühe, mich zu bereden, bis zum Abend am kühlen Flußufer zu bleiben, aber ein sonderbarer Anfall von Hartnäckigkeit ergriff mich und ich wäre darüber beinahe einem Sonnenstich zum Opfer gefallen. Die gewaltige von den Felsen zurückgeworfene Hitze — die Felsen wurden so heiß, daß man sie nicht mit der Hand berühren durfte — und die erschöpfende Quälerei, diese Stufen von Felsblöcken aufwärts, waren zu viel für mich, so daß, als die ersten Gärten rings um das Dorf erreicht waren, ich mich in den dankbar acceptierten Schatten hinwarf, zum Tode krank und schwach. Kaum hatte der alte Häuptling mich so erschöpft und krank gesehen, als er erschrocken einen seiner Jungen zum Dorfe schickte, um mir etwas von seinem kostbaren Rum, und einen anderen Jungen zum nächsten Bach sandte, um eine Kalabasse mit kühlem Wasser zu holen. Während diese Sendboten fort waren, schnitt er ein breites Bananenblatt ab und fächelte mich sanft damit, wobei er stets sehr mitleidig drein schaute.

Ich erwachte lange bevor der Rum gebracht wurde, doch mußte ich durchaus etwas von dem widrigen Mischtrank zu mir nehmen. Auf dem letzten Wege ins Dorf führte er mich sorgsam am Arm, und obgleich mein leichtes Unwohlsein all diese Aufmerksamkeit von seiner Seite nicht wert war, so machte der Häuptling von Jellala doch auf mich den Eindruck eines gutherzigen alten Mannes. Ich habe auch überall so viel Beweise von Zartgefühl und wirklichen Mitleidens bei den Eingeborenen am Kongo angetroffen, daß ich sie mit Recht für Menschen von zarterer Gesinnung ansehe als die entarteten Negerstämme der Küste. Nachdem die Anstrengungen von Jellala bald überwunden waren, reiste ich ab und wanderte die 20 km nach Vivi zurück.

16.

Negermusik.

— Hermann Soyaux —

Der musikalische Abschiedsgruß Europas ward mir auf jenem Fleckchen Erde zu teil, das für mich der Inbegriff aller Naturschönheit ist, auf Madeira! In dem köstlichen Blumengarten des „Hotel Reade" und auf der Esplanade Funchals lauschte ich den letzten Guitarreklängen, den letzten Tönen portugiesischer und spanischer Romanzen. Es war eine laue Nacht am 7. Dezember 1873, die Rosen dufteten und wetteiferten mit den Florenkindern heißerer Zonen, die Sterne leuchteten und küßten den Traum der Nacht auf die entschlummernde Erde. Halb berauscht atmete ich den fremdartigen Zauber der südlichen Natur, die blauen Rauchwölkchen einer Cigarre wirbelten in das Blütenaroma und der Duft des sonnengeborenen feurigen Inselweines erinnerte mich an die Rheinweinsommernächte der nordischen Heimat. — Das war der Scheidegruß Europas, klangreich, duftig und süß.

Dann ging es weiter durch die Fluten des heiligen Okeanos dampfbeschwingt dem schwarzen Erdteil zu. In Sierra Leone betrat ich zum erstenmal den Boden Afrikas und hörte die erste Musik von Eingeborenen.

Während meines dreitägigen Aufenthalts daselbst veranstaltete ein dort ansässiger Deutscher eines Abends ein — Konzert. Er hatte zur Bedienung seiner Frau, einer farbigen Senegalesin, drei tief-

schwarze Uoloffnegerinnen im Hause. Die Gesänge der Uoloff sind weit und breit berühmt. Die drei Frauen begleiteten die ihren einfach durch taktmäßiges, bald stärkeres, bald schwächeres Schlagen der Finger auf eine hohle, trockene Kürbisschale. Zuerst sangen sie ein Loblied — so wurde mir durch die Frau meines Landsmannes verdolmetscht — auf ihre Gebieterin, „die blasse Blume vom Senegal". Eine der Negerinnen war Hauptsängerin, während die anderen in choralartigen Summstimmen den Gesang harmonisch begleiteten; dazu wendeten und drehten sie ihre Körper bald aufrecht, bald knieend in halb tanzartigen Bewegungen. — Ihre übrigen Lieder sprachen von der Liebe, Kindes- und Elternliebe, Geschwisterliebe und der Liebe zwischen Jüngling und Jungfrau. Die Weisen waren improvisiert, wie die Worte, und nicht so monoton und an Wiederholungen reich, wie ich es stets weiter im Süden hörte. Im ganzen hatte die Musik einen ernsten, wehmütigen Charakter, der durch die eigentümlich gedämpfte Trommelbegleitung nicht beeinträchtigt, sondern vielmehr schärfer hervorgehoben wurde. Zuweilen brauste — besonders in dem letzten ihrer Lieder — die entfesselte Leidenschaft der Naturkinder hervor; in rollenden Duraccorden abwärts, abwechselnd mit chromatischen Tonfiguren, stürzte die Glut dahin und die Bewegungen der Sängerinnen wurden wilder, ungestümer und endlich zügellos.

Während meiner ferneren Reise fesselten mich die Lieder der Kruneger. Die Kru sind ein äußerst kräftiger, dabei intelligenter und fleißiger Volksstamm aus der Gegend des Kap Palmas. Die Männer verdingen sich gewöhnlich auf den dort anlegenden Schiffen für je eine Reise und werden als Arbeiter beim Löschen und Laden benutzt. Der Krubursche verrichtet nicht leicht eine Arbeit, ohne sie mit Gesang zu begleiten. Wenn er die schweren Palmölfässer dem Meeresstrande zurollt, wenn er ein Boot rudert, wenn er die Ladung im Raume staut oder in den Masten umherklettert — nie geht es ohne sein schnell improvisiertes Lied in wenig veränderlicher, sich in kurzen Sätzen wiederholender Melodie. Dabei erhält er außer seiner Arbeitslöhnung in Waren täglich eine Portion Reis, zwei kleine Gläschen Rum und er ist zufrieden. Stark ausgeprägt ist seine Heimatsliebe — er ist der Schweizer Afrikas. Nach der schweren Arbeit des Tages versammeln sich die Kru beim Sternenschein auf dem Zwischendeck und singen, tanzend, von ihrer Heimat, von ihren Bergen und Wäldern, vom kleinen Häuschen im Dorf, in dem sie einst „reich", „dicke Leute" zurückgekehrt leben werden.

Sitzt man in einem von Kruburschen geruderten Boot, so singen

sie vom Weißen, vom „Englishman“ und vom „Hamburg“ (Deutschen); er, der im Boot sitze, sei reich und werde ihnen ein gutes Trinkgeld geben, und dazu schlagen die Ruder taktmäßig, als ob es ein Ruder wäre, in das Meer.

Im Gabungebiet, unter dem Äquator, musicieren, hervorragend in Melodienreichtum, die M-pangwes, ein Kannibalenstamm; analoges fand ich später im Süden. Die M-pangwes singen kraftvoll und feurig, aber ernst, und haben für ihre Lieder einen größeren Umfang von Tönen, als die meisten anderen Stämme Westafrikas. Auch ihr Hauptinstrument ist das vollkommenste in seiner Art und erlaubt mannigfachere Tonstücke. Es ist eine achtseitige Harfe, deren Resonanzboden durch einen mit Haut überspannten Kasten dargestellt wird. Die Saiten bestehen aus dünnen Blattschaftfortsätzen einer Rotangpalme. —

Ein Freund erzählte mir von den zauberischen Mondnächten, die er auf den Fluten des dem Gabunästuarium benachbarten Ogowe verlebte. Am Tage vom Bord seines kleinen Dampfers aus gegen den wilden, kriegslustigen Stamm kämpfend, lauschte er nachts beim milden Sternenschimmer den Melodien der ums Lagerfeuer ruhenden Krieger.

An der Loangoküste hörte ich von den dortigen Eingeborenen, den Bawili, viel, aber nicht besonders auffallende Musik. Jedes Vergnügen, die gemeinschaftliche Arbeit und die Siesta wird mit Gelegenheitsliedern in wenig taktigen Melodien, die sich in infinitum wiederholen, begleitet. Ihre Instrumente sind sehr verschiedenartig, vom denkbar einfachsten Kerbestöckchen bis zur mehrstimmigen Marimba. Das erstere wird in der Jungfrauenhütte, in welcher die Mädchen in die Geheimnisse des Familienlebens eingeweiht werden, benutzt und besteht aus weiter nichts als einem Stöckchen mit vielen feinen Kerben. Dasselbe wird mit der Brust an einen festen Gegenstand, z. B. die Wand, gestemmt, und die Hände rasseln mit zwei Splittern von der Rinde der Raphiapalmenstiele auf den Kerben hin und her. Ein anderes eben so einfaches Instrument liefert die Natur in den trockenen Früchten des Affenbrotbaumes. Dieselben sind ihres Fleisches entledigt, und durch Schlagen mit der gewölbten oder flachen Hand auf die etwas vergrößerte Stielöffnung werden hohler oder heller klingende Töne hervorgebracht, die das Schnorren des Kerbstockes taktmäßig — fast überall, im Norden wie im Süden, fand ich beinahe immer dreiviertel Takt — begleiten. Höher stehen schon die Trommelinstrumente. Die beim Tanzen angewendete N-dungo-

Trommel ist ein ausgehöhltes Baumstämmchen, an dem zugespitzten Ende massiv verschlossen, an dem breiteren Ende mit einem Stück Tierfell überspannt. Der Musikant nimmt die N-dungo wie ein Steckenpferd zwischen die Beine und trommelt mit den Fingern einer Hand und in der anderen mit einem Stock darauf. Die N-coco ist eine backtrogähnliche Kriegstrommel, der wahrhaft beängstigende Töne entlockt werden. Die M-pundschi, die Trompeten, sind Elefantenzähne, die dem spitzen, verschlossenen Ende nahe an der Innenseite der Biegung des Zahnes ein etwa walnußgroßes Loch zum Hineinblasen haben. Die Töne sind ungemein dröhnend und erschüttern gewaltig; ähnlich dem Klang von Posaunen, sind sie noch ungleich stärker, durchdringender und gröber; mir riefen sie stets ein unheimliches Gefühl hervor.

Ein schon etwas komplicierteres Instrument ist die kleine Marimba. Es sind Eisenstäbchen oder elastische Späne von der Rinde des Raphiapalmenblattstieles über einer Art Steg auf einem Kasten oder Brettchen an einem Ende befestigt. Im letzteren Fall wird, um die nötige oder erwünschte Resonanz hervorzubringen, das Brettchen in ein Stück Kürbisschale gelegt. Die Stäbchen sind von verschiedener Stärke und Länge und geben, vom Spielenden mit den Daumen beider Hände geschnellt, verschiedene hohe oder tiefe Töne, zitternd und summend, doch nicht unangenehm berührend, von sich.

Vielseitigere Musik wird weiter im Süden getrieben, allein zum Teil ist sie schon ganz europäisch geworden, die Handharmonika und Flöte, auch die einfach blecherne Pfennigpfeife sind von Kaufleuten und Matrosen dort eingebürgert worden. Das Heer der Kolonie Angola hat Musikchöre aus Negern und Mulatten, gewöhnlich unter Leitung eines Weißen stehend. Die Reproduktion unserer Musikstücke durch diese Musikbanden ist häufig tadellos, besonders bemerkte ich wahre Kornetvirtuosen. Das Gehör des Negers ist sehr entwickelt, denn überall, selbst im Inneren Angolas, hörte ich von Männern, Frauen und Kindern die Mandolinata und die Air de Paris — tout comme chez nous — gepfiffen und gesungen.

Mehr im Inneren Angolas haben die selbsterfundenen Instrumente noch ihren Platz behauptet, und zwar das auch an der Loangoküste erwähnte Kerbholz — allein hier vervollkommnet, weil auf einer Adansonienfrucht als Resonanzboden befestigt —, die N-kungu, der Uranfang einer Guitarre, und die große vieltönige Holzmarimba. Die N-kungu besteht aus einer schwach gebogenen ca. 1,20 m langen elastischen Gerte; die Enden derselben sind durch einen straffgespannten

Faden aus Pflanzenfasern verbunden, der nahe dem einen Ende der Gerte durch einen zweiten Faden, gewissermaßen einen Steg, etwas an dieselbe herangezogen wird. An derselben Stelle, auf der dem Faden entgegengesetzten Seite, ist eine hohle Kürbisschale zur Resonanz befestigt. Der Spieler hält die N-kungu aufrecht im linken Arm, so daß die Schale auf der linken Hüfte ruht. Mit dem linken Zeigefinger wird, wie bei der Geige, die Höhe des Tones bestimmt, während die Saite mit einem Stäbchen in der rechten Hand zitternd berührt wird. —

Ein ganz ingeniöses Instrument ist die Holzmarimba. Dieselbe besteht aus zwei Bögen federnden Holzes, deren Enden durch Spannschnüre verbunden sind; auf den Holzbögen liegen Brettchen aus hartem Holz, die mit einer Art Trommelstöcke, deren Kolben mit Gummielastikum umgeben sind, berührt werden; die verschiedene Größe der Bretter bedingt verschiedene Töne, die, in Kürbisschalen von den Brettchen entsprechender Größe und unter denselben befestigt, wiederhallen. Die Tonart des Ganzen wird durch stärkere oder losere Spannung der Holzbögen verändert. Ich hörte einst ein Marimbaquartett, dessen Spieler zu meiner Verwunderung in treffendster Übereinstimmung Musikstücke vortrugen. Der Ton der Holzmarimba erinnert an den der „Holz- und Strohinstrumente" der umherreisenden Tirolergesellschaften, ist jedoch ungleich charakteristischer, voller, mächtiger und mehr modulationsfähig.

Noch mehr nach Süden, in dem Gebirgsinneren Bengellas, lebt der sehr musikliebende Kannibalenstamm der M-balundu. Neben den Instrumenten der Angolaneger haben die M-balundu noch eine dreisaitige Geige, die ich häufig bei Karawanen sah und hörte. Saiten und Bogen sind natürlich aus Pflanzenfasern hergestellt. In der deutschen Station Chinchoxo hatten wir eine Menge Träger aus dem M-balundulande, denen ich eine Anzahl ihrer Gesänge ablauschte. Hervorzuheben ist der Kriegsgesang, der von wahrhaft erschütternder Wirkung ist, und merkwürdig sind die Rudergesänge, die stark an auch uns Deutschen bekannte Melodien erinnern.

Die Nächte, die unsere M-balundumänner und -Frauen auf der deutschen Station durch Gesang und Tanz feierten, gehören zu meinen liebsten Erinnerungen. Regelmäßig vergnügten sie sich in dieser Weise in den Sonnabend- und Sonntagnächten; oft ging ich in ihr Dörfchen, um dem heiteren Völkchen zuzusehen und seinen Liedern zu lauschen, und immer wieder erfuhr ich die weichstimmende Gewalt ihrer heiteren Lieder, die sie meistens in ernste und schwermütige

Melodien kleiden. Solche Mondnächte in den Tropen ahnt der Nordländer gar nicht mit all ihrem Strahlenschimmer der funkelnden Sternenwelt, mit dem mächtigen Brausen des nahen Meeres, dem Flüstern der Palmenwipfel, fröhlichen Menschen, im Kreise sich tummelnd nach einer Trommel Klang, und dem bald sanften, bald brausend schwellenden Gesang.

17.
An der Mündung des Kongo.

— Henry M. Stanley —

Noch eine volle Tagereise waren wir von der Kongo-Mündung entfernt, als sich der gewaltige Strom uns schon ankündigte. Das Wasser des Meeres wurde fleckig, das Blau verwandelte sich in ein schmutziges Grün, um einige Stunden später in ein helles Braun überzugehen, während allerlei Tang und Baumabfälle in den langen, flachen Wogen träge auf- und niederstiegen, die unaufhörlich aus Südwesten dem wenige Kilometer ostwärts von uns liegenden Kontinent zuzurollen schienen.

Am nächsten Vormittage befanden wir uns der Küste nahe genug, um deren Umrisse erkennen zu können. Zu unserer Linken dehnte sich Land aus, das unsern Ideen von tropischer Üppigkeit sehr wenig ähnlich sah; nahe der Küstenlinie erhoben sich niedrige rötliche Klippen und hinter diesen stieg das allmählich höher werdende Land auf, das mit Seegras bedeckt und hier und dort mit kleineren oder größeren Baumgruppen bestanden war, welche zweifelsohne die Lage kleiner Dörfer der Eingebornen bezeichneten. Nirgends waren hervorragende Hügel zu erblicken, doch bemerkten wir, daß das Land sich dem Innern zu allmählich mehr hebt, die Umrisse eine größere Unregelmäßigkeit annehmen und jenes endlich zu einer Hügelkette aufsteigt, welche die Richtung NNO.—SSW. verfolgt und fast überall dieselbe Höhe hat. Über dem Bug des Dampfers war außerdem ein großer dreieckiger Komplex von Waldland zu sehen, der an der Basis etwa 30 km messen mochte und dessen beide Seiten, wenn man dieselben mit dem Blicke nach dem Innern zu verfolgte, sich an einem weit entfernten Punkte fast zu vereinigen schienen. Einige Kilometer nördlich davon läuft der schon erwähnte Höhenzug, der eine plötzliche Kurve gemacht hat, parallel mit den Seiten des Dreiecks in genau

östlicher Richtung, während eine ähnliche Hügelkette aus Süden zu kommen scheint, ebenfalls eine Biegung macht und sich ostwärts fortsetzt. Vor uns liegt das Thal des untern Kongo und in der Mitte desselben und des waldigen Dreiecks fließt der mächtige Strom, der eine durchschnittliche Breite von 5 km besitzt, sich aber an der Mündung zwischen Banana-Point im Norden und Sharks-Point im Süden bis auf 11,2 km verbreitert.

Im Süden zeigt das Land ungefähr dieselben charakteristischen Merkmale wie auf der Nordseite des Kongothales, nur daß die Klippen in der Nähe der Küstenlinie weniger zerrissen sind und eine mehr fuchsrote Farbe haben.

Mittlerweile war es fast Mittag geworden und allmählich erscheint, je näher wir dem Lande kommen, der Kongo wie ein ungeheueres Ventil; ein breiter Streifen des hellen Tageslichts hat die dreieckige Waldmasse in zwei Teile geteilt, und gerade vor uns liegt eine 30 km lange Strecke des majestätischen Flusses mit seinem mächtigen Volumen Wasser und seiner gewaltigen Kraft, die wir an dem langsamen Vorwärtskommen unsers Dampfers fühlen, trotzdem der „Albion" mit vollem Dampf arbeitet, um die Strömung zu bewältigen.

Mit Sharks-Point, einer jetzt zu unserer Rechten liegenden hakenförmigen Halbinsel und mit der langen Mauer fast undurchdringlicher hoher Bäume, welche das südliche Ufer dunkel abhebt, haben wir nichts zu thun, denn zur Linken dehnt sich jetzt auf einer vorspringenden Landzunge eine lange Linie niedriger Kongo-Faktoreien aus, welche in ihrem Kalkanstrich glänzend weiß erscheinen und fast die ganze Länge der unter dem Namen Banana-Point bekannten sandigen Halbinsel einnehmen. Diese sandige Zunge ist so niedrig, daß die dunkeln Stumpfe der Schiffe auf einer Ebene zu ankern scheinen, die höher liegt, als der mit den Häusern bedeckte Grund. Hoch oben über den Gebäuden und Schiffen wehen an weithin sichtbaren Flaggenmasten die verschiedenen Nationalfarben Hollands, Frankreichs und Großbritanniens.

Banana-Point ist etwa 4 km lang und dehnt sich von der Nähe der Mündung des Mputu-Creek bis zu dessen äußerstem südlichen Ende aus, in der Breite von etwa 1½ km an der Basis bis zu einer gegen 40 m weiten Spitze allmählich sich verengernd. Die Landzunge schließt einen Hafen ein, in welchen Schiffe, die nicht über 7 m tief gehen, leicht einlaufen können; derselbe ist für die Boote, Schooner und Leichter der verschiedenen Faktoreien auf der Landspitze leicht zugänglich. Zu Schiffahrtszwecken würde der Hafen sich noch

verbessern lassen, und der Bau von Hafendämmen, die den Fahrzeugen genügenden Raum zum Laden und Löschen geben würden, an dem 3 km langen Ufer ist nur eine Kostenfrage.

Ruhig glitt der „Albion“ in den Hafen und ging querab von dem obern Ende der holländischen Faktoreien vor Anker. Als wir uns in dem stillen Kongohafen befanden, begannen wir die Hitze zu fühlen, da die hohen Wälder und Mangrove-Dickichte die trockene Landbrise abhielten, und noch einige Zeit verging, bis die kühlere Seebrise aus Südwest unsern stark transpirierenden Körper zu fächeln anfing.

Unter den Faktoreien ist die holländische die bedeutendste; es nehmen ihre Gebäude mit den dazu gehörenden Höfen, Schuppen &c. ein Areal von 700 Ackern ein, alles reiner Sand und nur 1¹/₃ m über Hochwasser gelegen.

Um für die große Zahl der farbigen Hilfskräfte des Etablissements Wohnungen zu schaffen, bedarf es eines ganzen Dorfes. Die Leute vertreten mit ihren Frauen und Kindern jeden Stamm und Distrikt der Küste bis nach Kap Lopez und vieler Teile der weit entfernten Länder der Bateke und Basundi. Auch findet man Kruneger, starkknochige, breitbrüstige und muskulöse Arbeiter, in großer Zahl. Am Strande und an den Landungsplätzen sieht man sie, mit Lendentüchern und umfangreichen Hüten mit breiten, vorstehenden Rändern oder den verschiedenartigsten grotesken Mützen bekleidet, unter eintönigem Geschrei die schweren Waren aufwinden, gekalkte Fässer mit Palmöl rollen, den reichen gelben Saft der Ölpalme auskochen und in Fässer füllen, auf den Kohlenhäfen die Wagen beladen und Säcke mit Palmenkernen oder Erdnüssen tragen. Unter den langgestreckten Schuppen sind die Bootbauer mit der Herstellung von neuen Leichtern und Ruderbooten beschäftigt, während die Böttcher aus Kabinda die eisernen Reifen mit betäubendem Gehämmer auf die Fässer treiben. Am Strande kommen und gehen die Boote, langen die mit frischem Wasser beladenen Galioten vom südlichen Ufer und andere Fahrzeuge mit allerlei afrikanischen Produkten von Boma oder dem noch höher hinauf liegenden Mussuko an.

In den Ecken der Schuppen oder in Haufen am Strande sammeln sich die eisernen Abfälle vieler Geschäftsjahre dieses großen, blühenden Etablissements; da bemerkt man alte Anker mit zerbrochenen Händen, altertümliche Haubitzen und Drehgeschütze, die Gott weiß welche Geschichte haben, große Mengen verrosteter Ketten, eiserner Stangen und Reifen, sowie verschiedene sonstige Metallabfälle. Unter einem andern großen Schuppen lagern etwa 5000 Tonnen Steinkohlen.

Am äußersten Ende der Halbinsel von Banana liegt das Pulvermagazin, welches anscheinend genügend Pulver enthält, um für das nächste Jahrhundert die bei den Beerdigungen üblichen Schüsse abgeben zu können.

Ganz in der Nähe, zwischen dem Pulvermagazin und den weißen Faktoreigebäuden, befindet sich der Friedhof, auf welchem schon mancher den langen, festen Schlaf schläft, aus welchem ihn selbst die Explosion der im Magazin lagernden vielen Tonnen Pulver nicht wieder zum Leben erwecken würde. Dumpf und feierlich schlagen die Wogen des nahen Oceans an die Küste, wie ein Klagelied über den Verlust derjenigen, die nach den Tropen gekommen sind, um dort ihre ewige Ruhestätte zu finden. Diejenigen, welche zur Schwermut geneigt sind, sollten den Ort meiden, denn das dumpfe Geräusch der Wellen, der Anblick des toten Sandes und der kahlen Wasserwüste, die sich bis in die unendliche Ferne ausdehnt, bringt sehr leicht eine tiefe Melancholie hervor.

Vor dreihundert Jahren war die Halbinsel, wenn die alten Karten zuverlässig sind, nicht so lang, sondern es existierte nur ein wie ein stumpfer Haken aussehendes Vorland, Kap Palmas genannt, und möglicherweise wird sie in Zukunft wieder dieselbe Gestalt annehmen; wenigstens fürchten dies die Holländer und haben demgemäß ihre Vorsichtsmaßregeln getroffen, indem sie das innere Ufer der Landzunge durch Staken, Pfähle und Steintrümmer geschützt und an der Seeseite viele Schiffsladungen von Felsstücken aufgestapelt haben.

Allein es ist nicht schwer vorauszusehen, daß bei dem Zusammentreffen eines Orkans oder eines lange anhaltenden Tornado aus West oder Nordwest und einer Aufstauung der Gewässer der Kongomündung das niedrige Land überflutet wird, und mit dem zurücktretenden Wasser würde die Banana-Halbinsel wahrscheinlich bis auf die festen Felsen fortgefegt werden, auf denen sich Sand und Niederschläge gelagert und schließlich die Verlängerung der Spitze gebildet haben.

18.
Mangrovenwald.

— Reinhold Buchholz —

Am Nachmittag lief das Schiff in die Mündung des Kamerunflusses ein. Diese hat jedoch so gewaltige Ausdehnungen, daß sie eher den



Abb. 56. Mangrovendickicht (S. 323).

Eindruck eines beträchtlichen Meeresarmes als eines Flusses gewährt und in einigen Richtungen selbst bei klarem Wetter keine Ufer erkennen läßt.

Nach Südosten hin breitet sich eine unbegrenzte Wasserfläche aus, welches die Mündung eines der Hauptzuflüsse bildet, wo hinein sich mitunter nach Kamerun geschickte Boote von den draußen ankernden Schiffen verirren, welche dann nach tagelangem Umherirren in einer unwirtlichen Wildnis unverrichteter Sache zurückkehren. Das Fahrwasser des Flusses ist nämlich so schwierig, daß größere Schiffe nur mit Hochwasser den Fluß hinaufgehen können.

Auch unser Schiff hatte einen unfreiwilligen Aufenthalt, indem es bei der Ebbe auf Grund geriet und erst nach mehreren Stunden durch die Flut wieder flott gemacht wurde. Nun ging's den Fluß hinauf, der sich 15 km unterhalb Kameruns bedeutend verengt, aber doch eine imposante Breite behält, die noch bei Kamerun fast 4 km beträgt.

Nirgends, soweit das Auge reicht, gewahrt man die Spuren menschlicher Wohnplätze, denn es werden unterhalb Kameruns die Ufer dieses großen Wasserbeckens überall nur von gänzlich unbewohnbaren Mangrovensümpfen eingenommen, und die benachbarten Ortschaften der Eingebornen liegen weitab vom großen Flusse an den kleineren Zuflüssen, wo sich inselartige Stellen besseren kulturfähigen Landes vorfinden. Nur selten gewahrt man auf dem Fluß ein Kanoe, welches entweder nach diesen Ortschaften, oder nach den Fischgründen an der äußern Flußmündung sich zu begeben im Begriff ist.

Die Mangrovenwälder selbst gewähren gegenüber den mannigfachen Farben, die man sonst gewohnt ist, durch ihr monotones, blasses Grün keinen anmutigen Anblick. Die Form und Färbung ihrer Belaubung erinnert einigermaßen an unsere Weiden, doch streben die schlanken Stämme, welche zum Bauen sehr geschätzte Pfähle von eisenhartem Holze liefern, durchschnittlich zu beträchtlicher Höhe empor.

Die wirkliche Erscheinung übertrifft alle Vorstellungen, welche man sich davon gemacht hat. Da stehen gleichsam auf hohe Stelzen gestellt die zahllosen Stämme, oft 1½ bis 2 m hoch über dem Schlammboden erhaben, so daß man zwischen ihrem Wurzelwerke hindurchkriechen kann. Doch außer diesem den Stamm tragenden Säulenwerke erscheint das ganze wie verwachsen durch die zahllose Menge der von allen Seiten aus den Stämmen und Ästen bis zu den kleinsten Verzweigungen herab hervorkommenden größeren und kleineren Wurzeln, die sich unentwirrbarerweise durchkreuzen, bald wie starke Säulen den Erdboden erreichen, bald wie gekrümmte Taue oder herabhängende Seile nach allen Richtungen ausgespannt sind,

oft frei in der Luft endigen. Das Auge wendet sich verwirrt ab, in diesem vegetabilischen Labyrinth vergeblich nach einem Ruhepunkt suchend. Soweit es reicht, gewahrt es während der Ebbe zwischen diesem Wurzelwerk nur öden, schwarzen Schlammboden, denn kaum



Abb. 57. Mangroven (S. 323).

ein anderes Gewächs kann hier gedeihen, da während der Flut diese Sümpfe meist von Wasser bedeckt sind.

An mehreren Stellen war es möglich, eine kurze Strecke in das Mangrovengebüsch einzudringen, zumal bei der Ebbe, während an andern Stellen der Schlammgrund auch in dieser Zeit mit Wasser weit hinein bedeckt blieb.

Übrigens bilden die Rhizophoren mit ihren gekeimten herab=

hängenden Samen doch nicht den einzigen Baumwuchs in der Mangrovenregion, sondern es finden sich besonders ein wenig hinauf größere Massen der in zwei Arten hier vorkommenden sogenannten Bambu-Palme, sowie längs der Ufer große stachlichte Pandakusdickichte und dazwischen überall zahlreiche andere hohe bis in die Wipfel mit prachtvoll blühenden Schlingpflanzen umwundene Bäume, auch mannigfaches Gebüsch.

19.

Am Gabun.

— P. G. Heims —

Angesichts der französischen Militärstation Libreville am Eingange des Gabun, einer gewaltigen langgestreckten Flußmündung, gingen wir vor Anker. Ein freundliches, farbenfrisches Tropenbild breitete sich im klarsten Sonnenlicht längs des Strandes vor unseren Blicken aus; waldige Hügel im Hintergrunde, von denen sich die weißen Mauern des Gouvernementsgebäudes mit den Rundbögen des untern Stockwerks und daneben die noch unvollendete, aus roten Backsteinen aufgeführte Kirche im hübschen Kontrast abhoben. Am Wasser entlang lagen nach zwei Seiten hin die Wohnhäuser und Faktoreien, alle mit geneigten Dächern, teils aus hellen Ziegeln, teils aus Mattengeflecht; dicht, prächtig, grün und üppig war der schattende Schmuck der Palmen und Pisangs über das Bild zerstreut.

Wir hatten so unendlich viel Schlechtes von Gabun, dem Glutofen und Fieberneſt gehört, daß wir wirklich begierig waren, das verrufene Land zu betreten, und schließlich war auch dieser Ort besser als sein Ruf. Eine ganz bequeme, aus Tuffstein gebaute Mole machte gleich äußerlich einen nicht unangenehmen Eindruck beim Anlegen des Kutters, und ein weiß gestrichenes, hölzernes Thor mit der Inschrift „Entrée du Port“ hatte außerdem sogar einen Anstrich bescheidener Großartigkeit. Rechts von ihm faßte ein Turko der Garnison das Gewehr an, und links mühte sich ein für das äquatoriale Klima viel zu dicker Genius aus Bronze auf einem jener reglementmäßigen Delphine zu reiten, die berufsmäßig erhobenen Schwanzes in ein Becken speien. Wie weit die Civilisation hier schon Wurzel gefaßt, davon zeugte ferner ein freilich schmuckloser, oben offener Bambuverschlag, über dessen Eingang zu lesen war: „Marché public“. Der Hauptweg, den wir einschlugen, führt in die Nähe



Abb. 58. Im Garten der französischen Mission in Gabun (S. 330).

des Strandes anfänglich durch eine Art Straße, deren etwas, oder auch sehr vernachlässigte Häuser mehr malerisch, als gerade komfortabel aussahen. Ein gewisser Geist des Verfalls schwebte über allem. Mehr und mehr artete die Straße zum Feldwege aus, bis eine tiefe Wasserschlucht uns nötigte, an den Strand abzubiegen, wo ein riesiger Baumwollenbaum steht, ein Prachtstück mit einem sonst schlanken weißgrauen Stamm, welcher im ersten Viertel seiner Höhe durch ungeheure, dieser Art eigentümliche Wurzelstrebepfeiler, die tiefe Nischen bilden, verstärkt ist. In seiner Krone hängen unzählige Nester schwirrender Webervögel. Hier und da ragt aus der grasigen Steppe ein Genosse in ähnlicher Stattlichkeit und Verstützung auf, dann und wann auch einer mit abgeschmettertem Wipfel und verkohlt zersplittertem Stamm, zum Zeugnis, daß hier zu Zeiten Gewitterstürme tosen, von deren Furchtbarkeit wir keine Ahnung haben sollen. Rechts und links am Wege senken alte Kokospalmen die schweren Riesenwedel, oder junge, sprießende strecken das frische, hoffnungsgrün gefiederte Blatt noch kühn nach oben; in ganzen Hainen und Büschen zusammenwachsend, beschattet der Pisang den Weg, dessen Seiten purpurne Winden und allerlei duftendes, mit blutroter oder violetter Dolde blühendes Kraut schmücken zwischen reichlichem, stachlichtem Kaktus — — doch lassen wir den Strand, auf dessen feuchten, festgeschlagenen Sand die rauschende Flut spielt, in seiner sonnigen Öde zur Rechten liegen, schwach belebt durch ein seine Freiheit genießendes Pferd oder ein träge hindämmerndes Rind, das sich an einem gestrandeten Baumstamm scheuert — und wenden wir uns dem Negerdorfe zu. Es sind schon viele „Schwarze“ in bunten Gewändern an uns vorbeigegangen, durchgängig höflich grüßend; sehnige, dunkelbraune Gestalten, im Bau an die Kaffern erinnernd. Die Männer, wie um die Kraftgestalt recht ins Licht zu stellen, meist nur im Schurz, die Weiber oft ganz malerisch große, grellfarbige Kattunstücke um sich drapierend; die jüngeren, schlank und gut gewachsen, in gerader, fast stolzer Haltung mit auswärts gesetzten Füßen einherschreitend und mit sehr selbstbewußtem Gesichtsausdruck auf den Fremdling blickend. Ihre Haartracht ist eigentümlich. Von der Stirn aus laufen vier auseinandergehende Scheitel bis auf den Hinterkopf, zwischen denen fünf Wülste kurzen, wolligen, tiefschwarzen Haares sich heben, durch deren einen ein langer, schön gearbeiteter Pfeil aus Elfenbein gesteckt ist. Alle Lasten werden auf dem Kopf getragen, daher die gute Haltung des Nackens. — Dort kam der „König Glaß“ dahergeschritten, ein ältlicher Gentleman, einen ält-

lichen Cylinder auf dem Haupte, hinter ihm zwei junge Weiber seines Hauses, — der eingeborene Häuptling einer der vielen zusammenhängenden Ortschaften, aus denen „Gabun" zusammengesetzt ist. Hier trug eine junge Negermutter ihr wolliges, geduldiges Kindchen auf den Rücken gebunden, gerade wie in Japan; eine andere läßt ihres auf dem Nacken reiten, und die kleinen dunkeln Geschöpfe sehen wirklich ganz niedlich, drall und guten Mutes aus.

Links herum führt uns der einsamer werdende Seitenpfad hin zwischen hohen Hecken von Mimosa pudica, deren Zweiglein und feine gefiederte Blätter von der Berührung unserer Hand sich im Nu, wirklich wie schamhaft erschreckend, neigen und schließen. Leises, zwitscherndes Zirpen schallt hier und da aus dem frischen Grün, reizende Kolibris schwirren im raschen Fluge wie schimmernde Diamanten über den farbigen Blumen am Wege und tauchen die spitzigen Schnäblein im Schweben in die duftigen Kelche — ein Anblick, dessen man nicht müde wird. Eine Bohlenbrücke führt über einen breiten, sumpfigen Grund, in dessen Morast mancher Alligator sich behaglich fühlen mag; aber was für ein Sumpf ist das auch! Man sieht nichts als eine fast kompakte, frisch-lichtgrüne Masse einer Calleaceenart mit riesigem Blatt und fußlangem, dicken, noch geschlossenen Blütenkolben, wie sie in weit über Manneshöhe aus dem fruchtbar fetten Schlamm über die schlecht gefügten Bohlen hinausragen zu beiden Seiten des morschen Geländers. Lustiges Geplauder weckt uns aus unserem einsamen Sinnen; es muß ganz in der Nähe Menschen geben, die wir aber trotz allen Spähens nirgends entdecken können; aber doch! dort, wo's weiterhin rieselt und rinnt wie flüsterndes Gewässer, unter jener zweiten Brücke, da stehen sie im Schatten mächtiger Mangobäume, die sich über dem Bache zu kühler, geschlossener, dunkler Halle wölben, drei junge, dunkle Weiber und ein Mann zwischen den umspülten Steinen des tiefen, schmalen Bettes, und waschen mit Muße und Behagen das wenige, das sie ihr eigen nennen — ein Bild, das in seinem sonnigen Halbdunkel wohl eines geschulten Pinsels würdig gewesen wäre. Auch die schiefen, verfallenden Hütten des Negerdorfs, umgeben von üppigen Maisäckern mit riesigem Gewächs, würden kein übles Bild abgeben mit ihren Wänden aus Bambustäben und dem zerzausten, weit vorhängenden Dach aus Maisstroh oder Palmblättern, den verwahrlost in den Angeln hängenden Thüren und Luken und den faul auf dem Bauch hingestreckten Bewohnern.

Der Handelsverkehr mit all diesen Völkern bis tief ins Innere vermittelt sich von Gabun aus auf dem Wasserwege. Die großen



Abb. 59. Negerdorf am Gabun (S. 328).

Firmen hier — hauptsächlich drei deutsche und eine englische, die französischen kommen weit weniger in Betracht —, welche am Strande hin ihre stattlichen Faktoreien gebaut haben: Wohnhaus, Warenlager, Laden und Werkstätte in weitgedehnter Anlage, sind außerdem sämtlich auf dem Fluß angesiedelt, auf einer der vielen kleinen, zu diesem Zweck gerodeten Inseln, rings umgeben vom dichten, die Ufer bedeckenden Urwald, der Heimat der Gorilla-Affen.

Indes, das anziehendste Stück von Gabun ist zweifellos die große Missionsanlage der Väter de la congrégation du St. Esprit et du St. Cœur de Marie. Ein schöner Gang reichtragender Kokospalmen führt längs des Strandes zu ihnen. Unterwegs begegnete uns schon die ganze Schar munterer Negerjungen, an 300, die dort im Internat erzogen werden, wie sie unter Führung eines Paters ihren Nachmittagsspaziergang machten, auf dem sie frisch genug, aber doch mit anständiger Gesittung, umhertollten. Die Gebäude der eigentlichen Mission schließen mit der im Innern freilich etwas negerhaft bunt gehaltenen Kirche einen großen Hof ein, auf dem die Wohnung des Bischofs, das Haus der Väter und die Räume für die Zöglinge liegen. In den Werkstätten der Schuster, Tischler, Schmiede wurde von Negergesellen so gut gearbeitet, wie nur Weiße wünschen konnten. Zum Teil hat die Anstalt schon das dritte Menschenalter in Arbeit; von weit, weit her senden frühere Schüler ihre Kinder jetzt den Vätern zu, die sie unterrichten und in irgend einem Handwerk ausbilden, in dem sie dann drei Jahre als Gesellen in der Mission selbst schaffen, um frei ihres Weges zu ziehen. Sie ist seit langer Zeit imstande, mit diesen Gehilfen alles, dessen sie bedarf, zu bauen, herzurichten und zu bewirtschaften. Eine wahre Freude war es, unter Leitung des Pater-Ökonomen die prächtige, großartige Gartenanlage zu durchwandern. Gar nicht zu reden von dem parkähnlichen Terrain, das 4 km weit sich hinter dem Gebäudekomplex erstreckt, durchschnitten von stillen Alleeen schattiger Mangobäume und stolzer Palmen, indem hier eine Vanillenpflanzung an niedrigem Geländer, dort eine kleine Kaffeepflanzung, neben uns Kakaobäume mit ihren gurkenähnlichen Früchten, und drüben der mächtige Affenbrotbaum mit den hellgrünen, narbigen, kopfgroßen Ballen, rechts Maisfelder und links Zuckerrohr von schöpferischer Arbeit erzählten, die aus der wirren Wüstenei einen botanischen Garten gemacht von seltener, nutzbringender Schönheit. Was aber das wirklich Bewundernswerteste war, sah schlecht und recht wie ein wohlgepflegter, recht ausgedehnter Küchengarten daheim aus, in dem hier unter dem Äquator auf gut

gereinigten und bewässerten Beeten der biedere Weißkohl neben der schmiegsamen Bohne, die wackere Kartoffel zu seiten des rundlichen Kohlrabi, die gelbe Wurzel in der Nachbarschaft junger Radieschen und frisch gepflanzten Salats gedieh. Und zwischen den Beeten gingen die schwarzen Gartenjungen willig mit Gießkanne, Spaten und Hacke hin und her — Summa: es geht alles und alles gedeiht, wo der rechte Wille und die rechte Kraft dahintersteckt.

20.
Die Ölpalme.

— Hermann Soyaux —

Ein leiser Ruf des Erstaunens rang sich von meinen Lippen, als ich die erste Palme — es war nur die weniger schöne Dattelpalme — zwischen den Häusern von Funchal emporstrahlen sah. Was sind doch die berühmten Palmenstämme in Herrenhausen oder in Kewgarden gegen dieses ewig schöne, ewig jugendfrische Kind der üppigen Natur! Träumerisch wiegte sie im warmen Strahl der Dezembersonne ihr luftiges Haupt, leise und schmeichelnd koste der Morgenwind in den zarten Wedeln, und geheimnisvoll grüßte sie den entzückten Sohn des Nordens.

Später, in Afrika, lernte ich noch manche andere Palmenarten kennen: die Borassus, die Hyphaena, die Kokos, die Raphia, aber keine von ihnen gereicht besonders der offenen Landschaft so zur ausgezeichnetsten Zierde wie die nützliche Ölpalme (Elaïs guineensis). Überall herrscht sie im Urwald, in der Savane, im Buschwald, an den Ufern des Stromes, nur die Gesellschaft der mephitischen Mangroven fliehend; überall zieht sie den Blick des Reisenden als der hervorragendste, schönste Ausdruck alles afrikanischen Pflanzenlebens auf sich, besonders aber in der Savane. Hat auch die Savane für den Naturforscher und Naturfreund ihren eigenen Reiz, so beschränkt sich derselbe doch nur auf die erste Zeit unserer Bekanntschaft mit dem Gräsermeere; das vorwaltende Einerlei des Schilfgrases, welches auf dem Gipfelpunkt der Vegetationsperiode an vielen Stellen mit seiner undurchdringlichen Dichtigkeit und großen Höhe jeden Fernblick verschließt, ermüdet auf die Dauer und läßt den Anblick eines Baobab, eines Wollbaumes, besonders aber einer Ölpalme oder einer Gruppe dieser Palmen um so willkommener erscheinen.

Hoch über das Proletariat der schnell entstandenen und schnell dahinsterbenden Gramineen hinwegragt der mannsstarke, in seiner Dicke sich stets gleich bleibende Stamm der Ölpalme, auf seiner luftigen Höhe die Strahlenkrone von Fiederwedeln wiegend, welche oft die Zahl von dreißig und mehr erreichen. Der Stamm ist schwarz und rauh, denn die abfallenden oder meist künstlich entfernten Blattstiele hinterlassen tiefe Narben; die Wedel, von 2,50 und mehr Meter Länge, sind zarter als die der Kokospalme, und der leiseste Hauch des Morgenwindes ist stark genug, um sie ihre geheimnisvoll rauschenden Lieder flüstern zu lassen; im Gegensatz zu der blaugrünen, stumpfen Farbe der Wedel an der meerstrandliebenden Fächerpalme schmückt die Ölpalme das glänzendste Tiefdunkelgrün, wenn die Wedel völlig entfaltet, das leuchtendste Goldgrün, wenn sie noch fest geschlossen gleich einem schlanken, scharfen Spieß aus dem Herzen der Krone hervorsprießen.

Aus den Winkeln der ältern Wedel, unmittelbar am Stamme, schieben sich unaufhörlich im Kreislauf des Jahres die dichtgeschlossenen, rispigen, aufrechtstehenden männlichen und weiblichen Blütenstände hervor, deren matte, unscheinbar schmutziggelbe Farbe den reichen Segen der leuchtend farbigen Frucht nicht ahnen läßt. Wenn die männliche Blüte ihre Pflicht der Befruchtung erfüllt hat, so fällt sie ab oder wird abgeschnitten, während die weibliche Blüte sich zu dem schweren Fruchtzapfen vergrößert. Die Form des Zapfens ist gedrungen konisch und erinnert an eine riesengroße Erdbeere; dicht aneinander gedrängt und sich daher gegenseitig schwach fünfkantig drückend, stehen die über pflaumengroßen, vom zartesten Gelb bis ins dunkelste Violett und Schwarz schattierten einzelnen Früchte, welche wie zum Schutz von den verhärteten Stachelfortsätzen der Blütenachsen nach allen Richtungen hin überragt werden. Das ist die viermal im Jahre wiederkehrende Frucht der Ölpalme, welche den Baum zum wichtigsten Gewächs eines großen Teils von Afrika macht, den weiten Raum mächtiger Schiffe stets von neuem füllt, für sich allein einen Zweig des weltumspannenden Handels bildet und, zu Licht oder — prosaisch genug — Seife verarbeitet, in unserm alltäglichen Haushalt ihren Endzweck findet.

Die Fettmasse, welche aus dem, die harte, kaum walnußgroße Steinschale des Kerns umgebenden Fruchtfleisch gewonnen wird, ist von trüb orangegelber Farbe und gewöhnlich von der Konsistenz sogenannter grüner oder schwarzer Seife, eher etwas weicher; sie wird gewonnen, indem man die ganzen Früchte eine Zeitlang, etwa dreißig Tage, in der Erde eingegraben einem Gärungsprozeß unterwirft; dann wird das sich leicht ablösende Fleisch durch Stampfen von den harten

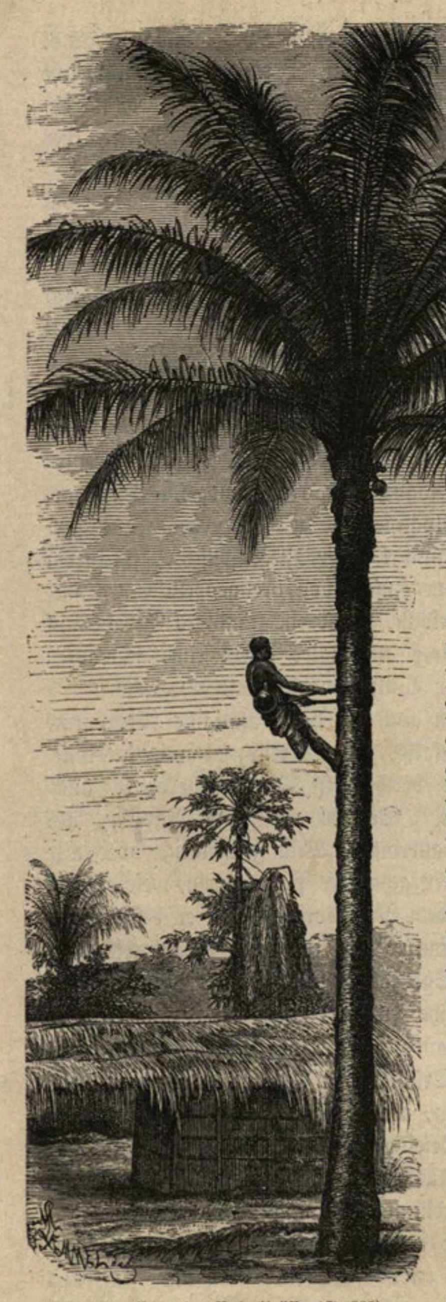


Abb. 60. Ernte der Palmölnüsse (S. 335).

Kernen getrennt, geschmolzen, um die gröbsten Unreinigkeiten herauszuschöpfen, und nachdem die Masse kalt und härter geworden, verpackt und in die Faktoreien der Europäer gebracht. Diese schmelzen das Öl nochmals in großen Kesseln, welche auf einem gemauerten Herdfundamente stehen, und lassen es dann, noch mehr gereinigt, durch in geeigneter Höhe über dem Boden der Kessel angebrachte Hähne direkt in die großen Versandfässer ablaufen.

Neben dem kostbaren Palmöl bietet die Frucht auch noch den Kern. Derselbe, von Hornhärte, und graublauer, halbdurchsichtiger Farbe, ist haselnußgroß und steckt in einer harten Schale von der Größe einer kleinen

Walnuß. Er enthält ebenfalls eine große Menge vegetabilischen Fetts, das jedoch erst in Europa ausgepreßt wird. In allen Plätzen, welche Palmöl ausführen, bilden daher auch die Palmenkerne einen starken Exportartikel, welcher in Säcken, aus den gespaltenen Blättern der Hyphaenapalme geflochten, versandt wird.

Das Palmöl, besonders noch als Fruchtfleisch, bildet mehr noch als die vielangebaute ölreiche Erdnuß in der Negerküche einen Hauptbestandteil bei der Zubereitung der Speisen. Während unsere Hausfrauen die nötigen Fettstoffe für teures Geld aus ihrer Wirtschaftskasse kaufen müssen, erklettert der schwarze Hausherr auf das Geheiß einer seiner bessern Hälften den Ölpalmenbaum und kehrt mit einem Fruchtzapfen beladen heim, dessen Fett für Wochen hinreicht. Das frische Fruchtfett schmeckt auch dem nicht allzu verwöhnten Gaumen des Weißen angenehm, und man gewöhnt sich bald an den fremdartigen Geschmack desselben. Moamba, das rot-goldgelbe Nationalgericht des Negers in den Ölpalmendistrikten, bestehend aus zerkleinertem Hühner-, Enten-, Hammel- oder Ziegenfleisch, getrockneten oder frischen Fischen, mit starkem Zusatz von brennendem Capsicumpfeffer (pimente) in Palmöl gekocht, bildet ein ständiges Gericht auf dem Tische des weißen Ansiedlers und wird jedem einen schwarzen Nobile Besuchenden als ehrender Willkommenschmaus vorgesetzt.

Die Elaïs ist in Westafrika auch die hauptsächlichste Weinpalme und deshalb nicht mit der ebenfalls, aber verkürztstämmig vorkommenden Raphia (vinifera) zu verwechseln, deren Wedel so ausgezeichnetes Baumaterial liefern. Sowohl von dieser Raphia, als auch von der Hyphaena wird allerdings Wein gewonnen, aber nur in außergewöhnlichen Fällen. Der gangbare Palmenwein, welcher dem umherstreifenden Europäer in jedem Negerdorf, in dem er bekannt ist, gastfreundlich kredenzt und in seinem Hause für einen Spottpreis zum Kauf angeboten wird, ist der Saft der Ölpalme. Um denselben zu erhalten, wird nicht etwa, wie man wohl häufig liest, das Herzblatt der Palme gebrochen, sondern man schneidet die Blütenstiele ab; um die Schnittfläche wird dann ein Trichter von Stücken eines zusammengerollten Bananenblattes befestigt, welcher in die Öffnung einer unmittelbar unter der Krone befestigten Kalabasse (Flaschenkürbis) mündet. Der Wein hat das Aussehen von Kokosmilch, von klarer Molke oder stark mit Wasser verdünnter Kuhmilch, und schmeckt frisch vom Baum, wie er fast immer getrunken wird, angenehm süßsauer, süßer noch als Kokosmilch, doch etwas fade, und man muß sich, um ihn gern zu trinken, erst an seinen Geschmack gewöhnen. Nach der

Gärung, welche schon nach wenigen Stunden eintritt, aber, weil der Wein fast alle Gefäße sprengt, schwer zu bewerkstelligen ist, kommt er unserm Champagner nahe. Er ist insofern für den weißen Ansiedler von Wichtigkeit, als die schwarzen Köche aus ihm die Hefe für die Zubereitung des Brotes gewinnen. Höchst interessant ist das Erklimmen der Palme durch den Neger. Ein aus einer Liane geschlungener weiter Ring umschließt den rauhen Stamm und die Hüfte des Kletternden; letzterer legt nun mit leichtem Schwunge des Oberkörpers, welcher auf die platt an den Stamm gestemmten Füße sich stützt, den Kletterring etwa 50—60 cm höher an den Stamm, der in den Narbenrillen der abgebrochenen Blätter dazu den sichersten Halt liefert, schiebt sich daran hinauf und bringt dann, um in der alten Lage, nur entfernter vom Boden, dasselbe Experiment von neuem vorzunehmen, seinen mit dem Rücken angelehnten Körper durch einige Schritte am Stamme wieder weiter nach oben.

Die Pflege der Ölpalme, das Einsammeln ihrer Früchte, das Abzapfen des Weins sind neben der Jagd, dem Fischfang und dem Handelsverkehr mit den Weißen die wichtigsten Lebensaufgaben des Schwarzen, welche er selbst erfüllt, während er die eigentlichen Feldarbeiten zum größten Teil seinen Frauen überläßt. Die Ölpalme ist dem Neger auch so wert, daß er sie den „Vater der Palmen" nennt, und sehr, sehr selten findet man eine unkultivierte Ölpalme. Die Kultur ist einfach genug; sie besteht in der Reinhaltung der Stämme von allen Blättern, welche zum Leben und Wachsen des Baumes nicht absolut nötig sind und ihm Säfte entziehen, welche der Ausbildung der Früchte zu gute kommen sollten; dann in dem Ausbrechen des männlichen Blütenstandes, sobald die Befruchtung vollzogen und er, falls nicht früher zur Weinfabrikation abgeschnitten, so weit verblüht ist, daß durch die Bruchfläche kein starker Saftabfluß mehr zu befürchten steht. Das ist die geringe Pflege, deren der herrliche Baum bedarf, um überdankbar die wenige Arbeit tausendfältig zu lohnen.

In allen Gegenden, welche sie überhaupt bewohnt, hält sich die Ölpalme nicht an bestimmte Bodenarten oder Umgebungen, sie dominiert überall: in den Savanen, auf mäßigen Bodenerhebungen, in den Thalsohlen, in eigenen Beständen, und ähnlich den Palmen Amerikas überragt sie auch die Massen des geschlossenen Laubwaldes. Sie bildet die Schönheit des Landes und seinen vorzüglichsten Reichtum, und deshalb wird sie der Reisende auch nur in ganz vereinzelten Fällen noch unberührt von des Menschen Hand finden. Allüberall, wo sie ihr königliches Haupt erhebt, sucht der Neger seinen Schritt

hinzulenken. Zu jeder einzelnen Palme in der Savane oder im Urwalde führen schmale Negerpfade.

Welche Widerstandsfähigkeit gegen den Andrang der Elemente die Ölpalme besitzt, hatte ich Gelegenheit in Dondo am Kuansa zu sehen.

Wenn in der Regenzeit, wie es alljährlich geschieht, der Kuansa über seine Ufer tritt, schauen dann manche Palmen in den tiefer gelegenen Ufergeländen nur gleich riesigen, rosettenförmigen Wassergewächsen mit dem Wipfel noch aus dem trüben Flutenspiegel; viele Wochen lang führen sie ein Amphibienleben, doch immer bleiben sie die alten, blühenden, fruchtreichen, weinspendenden Palmenbäume. Nie sah ich einen vom Sturm gebrochenen Stamm der Ölpalme, und selten stößt der Wanderer in der Savane auf einen toten traurigen Stumpf, dem der Blitz des Himmels sein schmückendes Haupt zerschmetterte.

21.

Die Kruburschen.

— Reinhold Buchholz —

An Bord des Schiffes fand ich ein höchst reges Leben, denn außer Herrn Thormählen wohnten daselbst noch zwei Kaufleute, die demselben im Geschäfte behilflich waren, sowie ein Kapitän, ein Steuermann und ein Zimmermann, lauter deutsche Landsleute. Im übrigen wimmelte das Schiff von Negern, deren Herr Thormählen über sechzig im Dienst hatte. Die meisten von diesen waren nicht hier einheimische Kameruns-Leute, sondern Kru-Neger, lauter stark gebaute junge Leute, welche zum Laden, Löschen und Arbeiten an Bord verwendet werden. Weiße Matrosen sind bei der Gefährlichkeit des Klimas zu so schweren Arbeiten nicht brauchbar, und die einheimischen Neger sind dermaßen träge, daß der Handel an diesen Küsten bis zum Kongo hin überall nur durch die Kruburschen vermittelt wird.

Diese Kru-Neger sind bei Kap Palmas zu Hause, von wo sie, weil ihre Heimat ihnen zu geringen Verdienst gewährt, in ganzen Trupps unter einem selbst gewählten Anführer in die Fremde ziehen. Wenn sie soviel erworben haben, daß sie eine Frau kaufen und sich niederlassen können, kehren sie in ihre Heimat zurück.

Schwerlich könnte ohne diese harmlosen, sorglosen, genügsamen stets heitern Menschen der europäische Verkehr an vielen Orten, bei der Abneigung der unabhängigen Neger gegen alle Arbeit, aufrecht erhalten werden. In der That, wenn man diese Leute bei oft schwerer Arbeit und der denkbar elendesten Kost, stets heitern Sinnes unter Singen und Lachen ihr Werk verrichten sieht, so kann man sich mit manchen übeln Eigenschaften des Negercharakters aussöhnen. Es ist wahr, daß sie auch träge sind und sehr zur Arbeit angehalten werden müssen, daß sie diebisch und im höchsten Grade unzuverlässig und sorglos sind, das sind aber sozusagen Rasseneigentümlichkeiten, für welche man den einzelnen nicht verantwortlich machen kann.

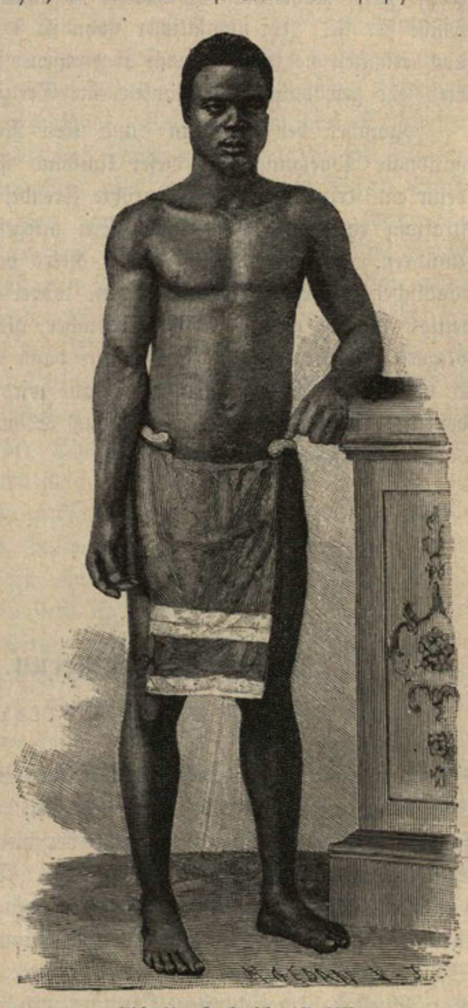


Abb. 61. Kruburſche (S. 337).

Dagegen kann man kaum verträglichere und genügsamere Menschen finden, Zank und Streit, ohne welche die Kamerun-Neger nicht scheinen bestehen zu können, findet man selten unter ihnen. Giebt man auf einer langen Bootfahrt einem etwas Tabak oder Brot, so wird er sicher mit allen Kameraden teilen. Diese Kameradschaftlichkeit geht so weit, daß niemals einer den andern verrät; ist z. B. ein Diebstahl geschehen, so lassen sich Kru-Neger eher auspeitschen, als daß sie einen andern verrieten, während bei den Kamerun-Negern Angeber und Spione leicht zu finden sind.

Ihr Unterhalt ist ungemein einfach; sie erhalten nichts als ein reichliches Quantum Reis, den sie gewöhnlich ohne jegliche Zuthat verzehren. Wird geschlachtet, so fallen ihnen die Eingeweide und Köpfe zu. Kann man es haben, so kauft man ab und an einige Fische für sie. Ihr monatlicher Lohn ist 4 Pfd. Sterling in Gütern, doch erhalten sie ihn erst nach abgelaufener Dienstzeit, um dem ohnedies sehr gewöhnlichen Entlaufen eine Grenze zu setzen.

Zwischen den Kamerun- und Kru-Negern besteht eine heftige nationale Abneigung, und dieser Umstand ist den Europäern günstig, denn ein Kru-Neger hat die größte Freude, die Ertappung und Bestrafung eines von Kamerun-Negern ausgeführten Diebstahls herbeizuführen. Daß nichtsdestoweniger öfters beträchtliche Diebstähle aus ländlichen Warenlagern vorkommen, wobei die Häuptlinge selbst beteiligt sind, ist um so selbstverständlicher, als der Diebstahl bei diesen Negern wie bei den Spartanern nur dann für schimpflich gilt, wenn er mißlingt. In diesem letzteren Falle wird er aber auch sehr streng bestraft, und die Strafe kann bis zur Sklaverei gesteigert werden, zu der der Delinquent verurteilt wird.

22.

In Kamerun.

— Hugo Zöller —

Kamerun bietet uns das seltsame Beispiel eines regelrechten Mündungsdeltas, das nicht, wie beim Nil, von einem Strome allein, sondern von nicht weniger als sechs verschiedenen Flüssen und einigen kleineren Flüßchen gebildet worden ist. Dieses ausgedehnte Delta umschließt ein die Mündung des Kamerun-Flusses darstellendes seeartiges Wasserbecken, in dem die nach Kamerun kommenden größeren Schiffe ankern und das durch eine breite, vom Kap Kamerun und Kap Suellaba eingeschlossene Öffnung mit dem Meere in Verbindung steht. Schiffe von mittlerem Tiefgang können auch über dieses seeartige Becken hinaus im eigentlichen Kamerun-Fluß bis Dido-Stadt und Hickory-Stadt gelangen. Übrigens ist im Grunde genommen der ganze Kamerun-Fluß nichts weiter als die gemeinsame Mündung der beiden Flüsse Abo und Wuri.

Aber an Bedeutung überragt der Kamerun-Fluß seine Bruderströme so sehr, daß diese neben ihm kaum in Betracht kommen. Es rührt dies daher, daß erstens der Kamerun-Fluß so recht eigentlich den Hafen und Anlegeplatz für das ganze große Kamerun-Gebiet darstellt und daß zweitens die drei am linken Ufer des Kamerun-Flusses gelegenen Ortschaften König Bells Stadt (jetzt niedergebrannt), König Acquas Stadt und Dido-Stadt als Mittelpunkt des Kamerun-Handels betrachtet werden müssen. Bis zu diesen drei Ortschaften hat der Fluß, der selbst hier noch immer zwischen 1200 und 1500 m breit ist, recht tiefes Fahrwasser, aber auch zu beiden Seiten Sandbänke und Untiefen, die man ganz genau kennen muß, wenn man nicht selbst mit einem Boot von geringem Tiefgang auf den Grund geraten will. Der Einfluß von Flut und Ebbe erstreckt sich außerordentlich weit flußaufwärts. Bei König Acquas Stadt beträgt der Unterschied zwischen Flut und Ebbe für gewöhnlich 2,7 m und bei hoher Flut bis zu 3 m. Diesem starken Unterschied entsprechend ist bei Ebbe der Abwärtsstrom des Wassers so stark, daß man ihn auf vier Knoten Fahrt in der Stunde schätzt. Man sucht daher bei Dampfer- und Bootfahrten stets mit der Flut den Fluß hinauf und mit der Ebbe den Fluß abwärts zu fahren, da man andernfalls selbst mit Benutzung des Stillwassers zu beiden Seiten die doppelte und dreifache Zeit benötigen würde.

Die Färbung des Wassers ist nicht so intensiv wie beim Kongo oder beim Niger; auch werden bloß gegen Ende der Regenzeit bei dem alsdann eintretenden Hochwasser entwurzelte Bäume flußabwärts getrieben, während man z. B. auf dem Kongo zu jeder Jahreszeit schwimmende Inseln sehen kann. Nördlich, südlich und östlich von dem seeartigen Mündungsbecken des Kamerun-Flusses erstreckt sich viele, viele Seemeilen weit ein merkwürdiges Mittelding zwischen Meer und Land, das, so grundverschieden auch das Aussehen sein mag, dennoch am besten mit den „Watts" unserer norddeutschen Küsten verglichen werden kann. Es sind das Dutzende und fast möchte ich sagen Hunderte mit dichtester Mangrove-Vegetation bestandene Inseln und Inselchen, die zur Flutzeit teilweise vom Wasser bedeckt werden und zur Ebbezeit ein unnahbares Gemisch von Schlamm und den vielverschlungenen Luftwurzeln der Mangrovebäume und Mangrovebüsche darstellen. Die zauberhaft schöne Scenerie des Kamerun-Gebirges reicht bloß bis Bimbia, wo sie sofort wie mit einem Schlage aufhört. Überblickt man vom Gebirge aus das wie eine Landkarte zu unsern Füßen ausgebreitete Mündungsdelta, so sieht man, so weit

das Auge reicht, bloß eintönig flaches Land von graugrüner Farbe, zwischen dem sich gleich Hunderten von Silberfäden eben so viele Wasseradern hindurchschlängeln. Es braucht kaum erwähnt zu werden, daß fast alle diese Inseln, und namentlich die dem Meere zunächst gelegenen, gänzlich unbewohnt sind oder bloß Vögeln, Krabben und Meeresbewohnern als Aufenthaltsort dienen. Zwischen diesen Mangrove-Inseln führen zahlreiche, teils recht seichte, teils aber auch ziemlich tiefe Wasseradern hindurch, auf denen man beispielsweise von Kamerun aus sowohl in nördlicher Richtung nach Bimbia, als in südlicher Richtung nach Malimba gelangen kann.

Man möge jedoch nicht glauben, daß solche Creeks einem gewöhnlichen Flußlauf gleichen. Einesteils sind die Windungen so zahlreich und so scharf und anderenteils zweigen rechts und links so zahllos viele, ganz gleich aussehende andere Creeks ab, daß sich, wer nicht sehr gut Bescheid weiß, mit größter Leichtigkeit verirren kann. Ruft man in den Mangrove-Wald hinein, so antwortet anstatt menschlicher Stimmen bloß ein hohles Echo, und weithin sichtbare Merkmale sind außer den nur bei klarem Wetter wahrnehmbaren Bimbia-Bergen in und bei diesem Labyrinth nicht vorhanden.

Den Übergang zu dem bei jeder Flut überschwemmten zu festerm Lande erkennt man daran, daß das Mangrove-Dickicht stellenweise mit Schilf und mit verschiedenen Pandanus-Arten durchsetzt ist. Am Kamerun-Fluß beginnt wirklich festes und eine mannigfaltigere Vegetation tragendes Land erst jenseits des Doktor-Creek. Von hier aus weiter flußaufwärts reiht sich über den 10—12 m hohen, steilen, aus Laterit und Thon bestehenden Ufergehängen ein Dualla-Dorf an das andere, während die Faktoreien für gewöhnlich tief unten am Flusse gelegen sind, in welchem noch hie und da Hulks ankern, alte abgetakelte Schiffsrumpfe, gewissermaßen Faktoreien auf dem Wasser.

Die Dualla, deren Gesamtziffer auf 26 000 bis 30 000 zu veranschlagen sein dürfte, wohnen zwischen stammverwandten Völkern, mit denen sie Handel treiben.

Noch vor zehn Jahren konnte man behaupten, daß sämtliche Dualla zwei Königen, Bell und Acqua, unterthan seien. Neuerdings aber hat die niemals zu einer vollkommenen Monarchie ausgebildete königliche Macht große Einbuße erlitten, ja, es hat den Anschein, als ob weit mehr Neigung zu fortschreitender Zersplitterung als zu einem engern Anschluß der verschiedenen Gruppen vorhanden wäre.

König Bells Dorf und König Acquas Dorf sind unter allen Ortschaften die bedeutendsten.

Da sich zwischen König Bells Stadt und König Acquas Stadt ein kleiner Wasserlauf befindet, so kann man die halbstündige Entfernung

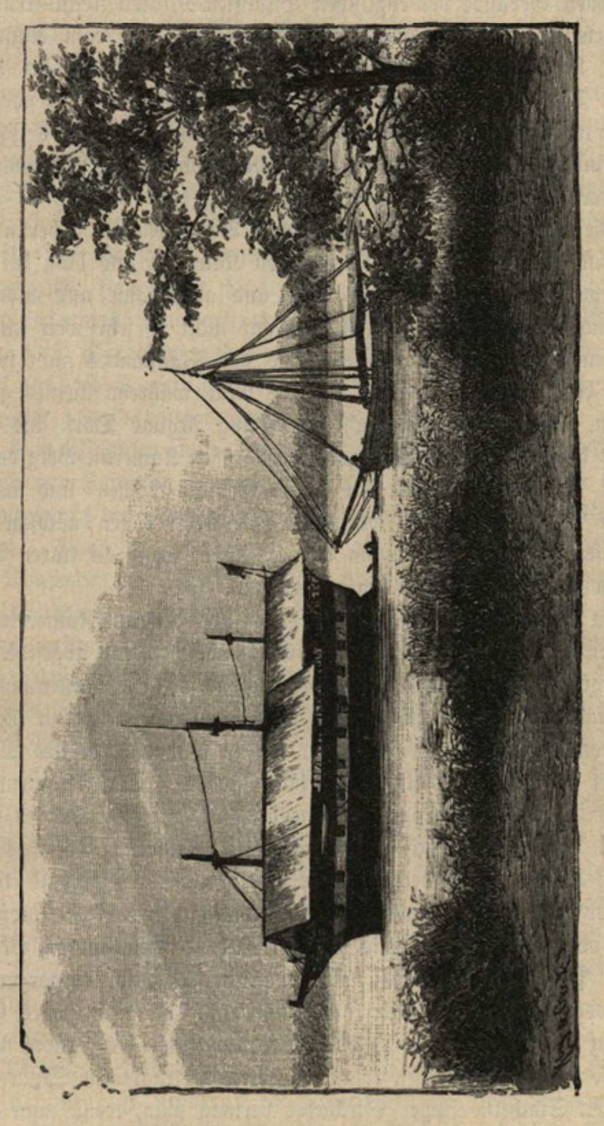


Abb. 62. Eine Hulk (S. 340).

bloß bei tiefster Ebbe, wenn der Strand eine Strecke weit trocken ist, zu Lande zurücklegen, muß sich aber in allen übrigen Fällen eines Bootes bedienen. Am Strande von König Acquas Dorf liegt die

große Hauptfaktorei von C. Woermann, während von der Höhe zwischen König Bells Dorf und König Acquas Dorf die weiß angestrichenen Gebäude der englischen Baptisten-Mission recht freundlich herunterwinken. Das Landschaftsbild, wie es sich vom Kamerun-Flusse, beispielsweise von der Woermannschen Faktorei bei König Acquas Dorf gesehen, darstellt, ist weder besonders schön noch besonders mannigfaltig. Denn die gelbbraunen Ufergehänge des Flusses, die braunen Dächer der Eingebornen-Hütten und das sie umwuchernde Buschwerk bieten nicht sehr viel Abwechslung dar.

Die wahrscheinlich nicht sehr hohen Bergketten am Oberlauf des Abo- und des Wuri-Flusses können von Kamerun aus bloß bei ganz außergewöhnlicher Klarheit der Luft und auch dann nur undeutlich wahrgenommen werden. Selbst das gar nicht so sehr weit entfernte Kamerun-Gebirge vermag die Scenerie des Flachlandes nicht wesentlich zu beeinflussen. Bloß ein einziges Mal während meines ganzen dortigen Aufenthaltes habe ich von König Acquas Dorf aus eines Abends kurz vor Sonnenuntergang den großen Kamerun-Berg deutlich gesehen. Gewöhnlich bleibt das ganze Gebirge wochen- und monatelang in Dunst und Nebel versteckt, und selbst dessen nächstgelegene Ausläufer, nämlich die Bimbia-Berge, pflegen sogar an klaren Tagen bloß morgens und abends sichtbar zu sein.

Zu längern Fußmärschen findet sich von den am Kamerun-Fluß gelegenen Faktoreien aus nur wenig Gelegenheit. Denn abgesehen von der Dichtigkeit des Busches, durch den bloß die vielgewundenen schmalen Negerpfade hindurchführen, gelangt man jeden Augenblick an die Ufer von Creeks oder sumpfigen Stellen, die in solcher Nähe des Meeres sehr viel häufiger sind, als weiter landeinwärts. Der Pflanzenwuchs erscheint dem aus Europa Kommenden üppig, ohne daß er jedoch nur im entferntesten mit demjenigen des Kamerun-Gebirges oder anderer Tropenländer verglichen werden könnte. Hochwald kommt nicht vor und über die ausgedehnten Buschkomplexe pflegen bloß vereinzelte oder in geringer Anzahl zusammenstehende Eriodendren, Mangobäume, Papayas, Ölpalmen, Kokospalmen u. s. w. emporzuragen. Am Boden wuchern vielfach Farne und auch ein ganz feines Gras, aus dem vielleicht einmal bei höherer Entwicklung des Landes Rasen-Teppiche hergestellt werden könnten. Den klettenartigen Samen und die feinen Stacheln einiger Sträucher vermag man, wenn man einige Zeit durch solches Dickicht spaziert, kaum mehr aus den Kleidern herauszubringen. Der Ackerbau, dem wegen der Dichtigkeit der Bevölkerung ein gar nicht geringer Teil des Bodens unterthan ist, der

aber bei der ohnehin nicht fruchtbaren Beschaffenheit der ziemlich ausgesaugten Ackerkrume keinen so großen Ertrag bringt wie anderwärts, liefert hauptsächlich Bananen, Yams, Mandiocca, Coco, Bataten, Landespfeffer und Kürbisse. Apfelsinen und Citronen sind ziemlich selten. Auch beschränkt sich der Viehstand auf Ziegen, Hühner, Schweine, Hunde und nicht sehr zahlreiche Herden einer kleinen, wenig oder gar keine Milch gebenden Rindvieh-Rasse. Überall findet man eine und dieselbe Rasse einheimischer afrikanischer Hunde, die in vielen Gegenden, wie z. B. im Gebirge, als Leckerbissen zur Nahrung dienen. Diese Hunde sind am größten Teile des Körpers behaart, aber auch zuweilen am Bauch und untern Teil des Halses weiß. Von mittlerer Hundegröße, struppigem Haar, langen Ohren und scheuem Wesen, haben sie etwas schakalartiges, das sich, wenn sie in den Besitz von Europäern übergehen und besser gepflegt werden, teilweise verliert, ohne daß jedoch ein gewisser plebejischer Zug im Äußern und im Charakter jemals ganz ausgemerzt werden könnte.

Von Moskiten und anderm Ungeziefer hat man in den Faktoreien von Kamerun lange nicht so viel zu leiden, wie das eigentlich in Anbetracht der vielen nahegelegenen Sumpfgegenden erwartet werden könnte. Eines Abends wurden wir, als wir gerade zu Tische saßen, von Tausenden von Eintags-Fliegen überfallen, die das Essen beinahe zur Unmöglichkeit machten. Sehr häufig sind auch die 1—1½ cm langen grünen „Gottesanbeterinnen". Dann sah ich etwa 4 cm lange Heuschrecken, die man selbst bei genauer Betrachtung für einen vertrockneten Baumzweig hätte halten können. An Schmetterlingen und Käfern herrscht ein außerordentlicher Reichtum. Auch fehlt es nicht an Schlangen, obwohl man fast niemals hört, daß sie irgend welches Unheil angerichtet hätten. Weit unangenehmer sind die großen, roten, zum Glück nicht sehr häufigen Treiber-Ameisen, die bisweilen auf ihren Wanderzügen eine Hütte, einen Viehstall oder dergleichen überfallen und alles, was sich darin befindet, zu schleuniger Flucht veranlassen. Von seltenen Tieren, die bisweilen von den Eingebornen zum Verkauf angeboten werden, möchte ich Zibethkatze, Ameisenfresser und die sehr seltene Seekuh erwähnen.

Nach gewöhnlicher Annahme, die aber mit sehr vielen und häufig das Verhältnis beinahe auf den Kopf stellenden Ausnahmen zu rechnen hat, beginnen für Kamerun die Regengüsse im Mai, steigern sich bei starker Brise im Juli und August und pflegen gegen Ende September wieder nachzulassen. Im Oktober giebt es bloß noch gelegentliche Schauer. Übrigens habe ich selbst im Januar, also während der

sogenannten Trockenzeit, außerordentlich starke Regengüsse beobachtet, worauf dann im Februar die Hitze sehr groß wurde.

Einen Blick in das Hinterland von Kamerun gewährte mir ein Ausflug nach Mungo-Land, zu dem der Generalkonsul Dr. Nachtigal mich einzuladen die Güte hatte.

Unsere Gigg wurde von acht Missionsnegern gerudert und erhielt außerdem noch einen Stewart und einen als Dolmetscher fungierenden Dualla-Mann. Dieser letztere, der Kock Acqua hieß, war sehr stolz auf seinen, mit einer großen Hahnenfeder geschmückten, hellgrauen Filzhut, und fragte mich mehrmals, ob ich ihm nicht seinen Namen mit Tinte vorn auf den Hut schreiben wolle.

Von König Bells Dorf erreichten wir in 1½ Stunden die Einfahrt in den an der andern Seite des Kamerun-Flusses mündenden Mungo-Creek. Des weitern fuhren wir drei Stunden lang in west-nordwestlicher Richtung durch einen schmalen Creek dahin, von dem in der Richtung nach Norden neun und in der Richtung nach Süden nicht weniger als achtzehn Seitencreeks abzweigten. Von den in nordwestlicher Richtung abbiegenden Creeks führten einige zu großen und volkreichen Dörfern. Schließlich begann, während die sich in endlosen Schlangenlinien dahinwindende Wasserstraße nur noch etwa zwanzig Schritte breit war, die Fahrt immer schwieriger zu werden. Der Inseln, die teils bloß mit Mangrove, teils auch mit Ölpalmen und Raphiapalmen bestanden waren, gab es in Unmasse. Fester Boden und Mangrovewurzel-Dickicht wechselten so häufig miteinander ab, daß man kaum zu sagen vermochte, wo der eine aufhörte und der andere begann. Streckenweise ging es, während die bloß bei Hochwasser benutzbare Wasserstraße nur noch fünf Schritte breit war, durch einen ununterbrochenen, von zahlreichen Vögeln belebten Ölpalmenwald, dessen elegante bis zu zwei Meter lange Blätter sich anmutig über die Wasserfläche hinüberbeugten. Mehrfach begegneten wir Fischerbooten oder hörten aus dem Walde den von unsern Ruderern erwiderten Ruf einiger Bell-Neger, die hier Stöcke zum Häuserbau schnitten. Kurz vor der Ankunft in Boadibó lenkten wir in eine von Nord nach Süd verlaufende, von palmenbestandenen Ufern umsäumte und etwa fünfzig Schritt breite Wasserstraße ein.

Am östlichen Ufer liegt über der etwa acht Meter hohen gelblichen Lehmböschung das Dorf Boadibó, in dem sich zur Zeit König Bell mit seinen Frauen und einem Teil seiner Leute aufhielt. Am Strande lagen mehrere buntbemalte Kriegskanoes, um welche sich badende Männer und Frauen lustig herumtummelten. Von Boadibó

aus gelangten wir nach einstündiger Fahrt, während deren sich der große Boadibó-Creek links und der Babinga-Creek rechts abzweigten, zu dem an dieser Stelle etwa 80 m breiten, von der denkbar üppigsten Palmenvegetation beschatteten Mungo-Fluß, den wir nun an einem kleinen Inselchen vorbei eine Strecke weit hinauffuhren.

Gerade als wir aus dem Mungo-Flusse hinaus in westlicher Richtung in den zu den Mungo-Dörfern führenden Creek hineinbogen, verkündeten Schüsse und Trommelwirbel die Ankunft eines kleinen Geschwaders von vier Kriegskanoes, die Manga Bell, den Sohn des Königs, auf einer Reise nach Bomano begleiteten. In dem größten, etwa ein Meter über die Wasserfläche emporragenden und von wenigstens fünfzig Menschen geruderten Kanoe stand hochaufgerichtet Manga Bell, der, als er uns gewahr wurde, sein Kanoe an unser Boot heranrudern ließ. Manga Bell, der auch in Europa als eine imponierende Erscheinung angesehen werden würde, trug kurz geschnittenen Bart, ein mit einer Kokarde und einem Zahnstocher geschmücktes Käppchen, ein dunkelfarbenes Hüftentuch, ein etwas helleres Wams, über demselben einen großen Revolver und in der Hand einen englischen Offiziersäbel. Das Merkwürdigste an seiner ganzen Ausrüstung war ein aus Elfenbein gefertigtes hornartiges Instrument, von dem ein weißer Pferdeschweif herunterhing. Sollte er jemals in Gefahr geraten — so erzählte mir Manga Bell — oder aus irgend einem Grunde der Hülfe seines Volkes benötigen, so würde das Umhersenden dieses Hornes ausreichend sein, um jedermann zu den Waffen greifen zu lassen. Der am Steuer des Kanoes sitzende Schwarze, der so etwas wie Manga Bells Adjutant zu sein schien, trug Husarenmütze und Kavalleriesäbel, während die sämtlichen Ruderer je ein Snider-Gewehr und einen Kriegshelm neben sich liegen hatten.

Die am Südufer der erwähnten Creeks gelegenen Mungo-Dörfer, zu denen wir zwei Stunden nach der Abfahrt von Boadibó gelangten, bildeten mit den sie umgebenden Kokospalmen-, Bananen- und Kassava-Pflanzungen eine freundliche Scenerie. Bei einem künstlich aufgeschütteten Hügel war man eifrig mit der Bearbeitung riesiger Eriodendren-Stämme beschäftigt, die nach vielen, vielen Monaten einmal Kriegskanoes werden sollten, und drunten am Wasser tummelten sich nicht bloß Dutzende der sehr großen afrikanischen Enten, sondern noch weit mehr kleine Kinder umher, die, obwohl sie teilweise erst drei oder vier Jahre alt sein mochten, dennoch schon ebensolche Amphibien zu sein schienen wie ihre Eltern. Seit dem zu Ende 1884 ausgebrochenen Bürgerkriege lebt Manga Bell mit dem größten Teil

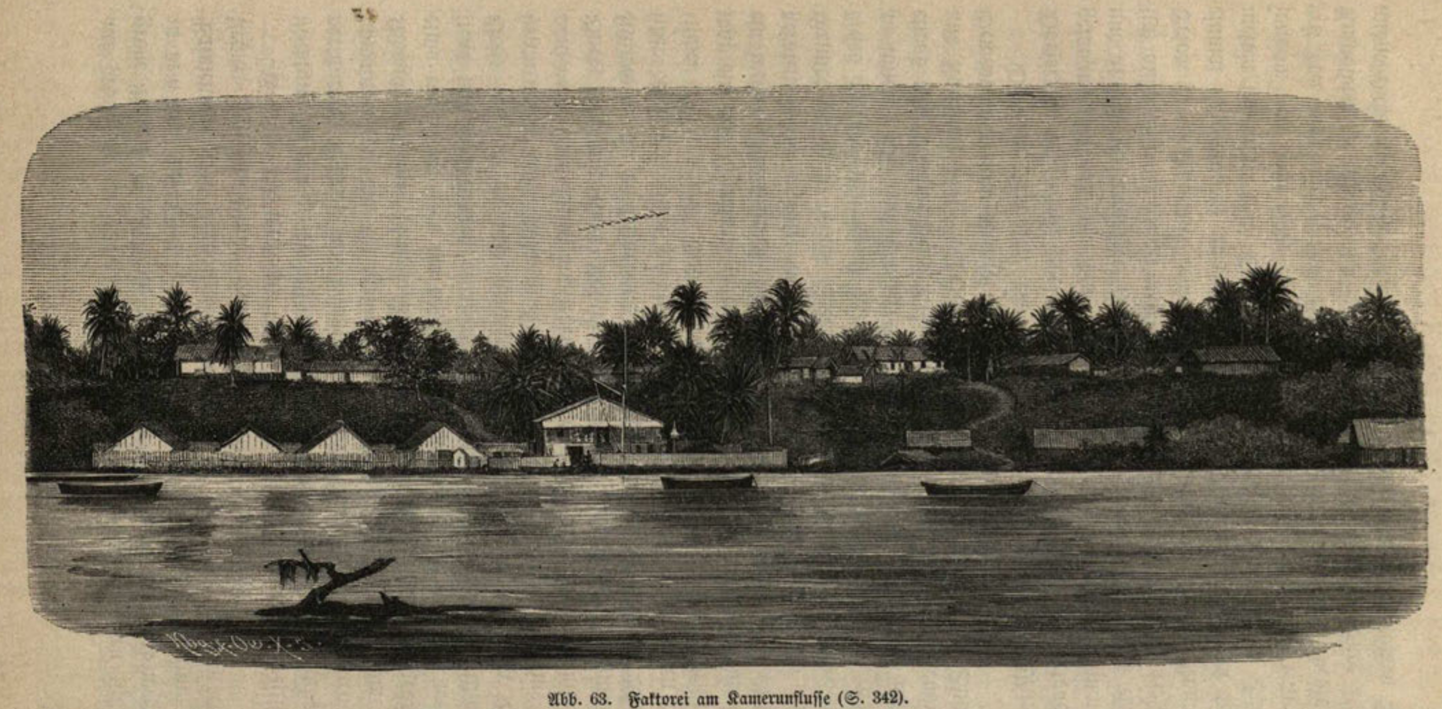


Abb. 63. Faktorei am Kamerunflusse (S. 342).

der Bell-Leute im Mungo-Lande. König Bell hat Mungo sozusagen unterjocht, indem er den Handelsverkehr mit den Buschleuten und Hintermännern des Mungo-Landes für sich mit Beschlag belegte. Wie die Dinge zur Zeit liegen, müssen die Mungo-Leute thun, was König Bell will. Aber da viele Verwandtschaftsbande und gemeinsame Interessen die beiden Stämme verknüpfen, so ist das Verhältnis ein durchaus freundschaftliches.

Die beiden Ufer des Creeks, an dem Mungo liegt, sind dem Ackerbau unterthan. Am Nordufer gewahrt man die braunen Dächer der Sklavendörfer.

Obwohl man von Mungo aus zu Fuß in zwei Stunden nach Mudeka gelangen kann, so sind wir doch auf dem vielfach geschlängelten Wasserwege zwei und eine halbe Stunde unterwegs gewesen. Die Ufer des etwa dreißig Schritt breiten Creek nehmen nach einer halben Stunde, nachdem man links einen andern großen Creek passiert hat, wieder den Charakter einer vollkommenen Wildnis an, deren Dickicht nur noch ab und zu mit Ölpalmen durchsetzt ist. Merkwürdigerweise sahen wir kein einziges Krokodil, deren es doch in der Lagune von Togo sehr viele giebt. Etwa eine Stunde nach der Abfahrt von Mungo trat wieder mehr Mangrove auf und wir gelangten bald nachher, während in nordwestlicher Richtung das bläuliche Gebirge sichtbar wurde, zu einer großen seeartigen Wasserfläche, aus der sich eine busch- und baumbestandene Insel emporhob. Von den Offizieren der „Möve“, die von Bimbia aus hierher gelangten, ist die Wasserfläche Möwe-See und die Insel Reiher-Insel getauft worden. Von Möwe-See bis Mudeka sind wir, indem wir einen halbkreisförmigen, sehr schmalen und seichten Creek verfolgten, noch über eine Stunde unterwegs gewesen.

An einigen Stellen erlitten wir großen Aufenthalt dadurch, daß die Ruderer ins Wasser springen und das Boot über den Sand schieben mußten. Urplötzlich, als wir gerade unter dem von beiden Seiten sich verengenden Laubdach hindurchfuhren, riß Dr. Nachtigal mich mit aller Gewalt zu seiner Seite herüber, und ich gewahrte dann, daß eine von einem Baumast herunterbaumelnde große Schlange dadurch, daß mein Sonnenhelm ihren Kopf gestreift hatte, in perpendikelartige Schwingungen versetzt worden war.

Der Strand von Mudeka, an dem bloß zwei alte Kanoes lagen, ist höchst ungastlich. Es hat, glaube ich, eine Stunde gedauert, bis Dr. Nachtigal und meine Wenigkeit über den breiten, übelriechenden Schlickstreifen hinüber ans Land gelangten. Nachdem dann Gepäck

und Ruder herausgenommen waren, wurde das Boot, damit die kommende Flut es nicht hinwegtreibe, mit mehreren Stricken an starke Mangrovebäume festgebunden.

Abgesehen von der selbst nach Negerbegriffen erstaunlichen Kleinlichkeit aller Verhältnisse war das Nachtlager von Mudeka, der vielen Moskiten und Ratten wegen, eines der unangenehmsten, das ich mit Dr. Nachtigal geteilt habe. Außer Palmwein vermochten wir bloß einige Eier und Platanen zu erstehen. Aber das Unangenehmste war, daß unser beabsichtigter Marsch nach dem fünf Wegstunden entfernten Balung auf ernstliche Schwierigkeiten stieß. Denn nach den bei den Eingeborenen eingezogenen Erkundigungen konnte es keinem Zweifel unterliegen, daß das von feindlichen Johs-Leuten besetzt gehaltene Mbundju bloß anderthalb oder höchstens zwei Stunden entfernt war und daß wir an den Bewohnern von Mudeka, obwohl sich darunter hundert Männer befinden sollten, gar keine Stütze und keinen Rückhalt finden würden. Wir haben es daher, anstatt uns den ernstesten Verwicklungen auszusetzen, vorgezogen, am folgenden Tage nach Mungo zurückzukehren.

23.

Auf den Pico grande von Kamerun.

— Robert Flegel —

Ich verließ Victoria, die kleine, freundlich gelegene Ortschaft der Ambos-Bai, die sich um die englische Missionsstation gebildet hat. Die Abrede war, in Boando mit dem Missionar Herrn Kirk zusammenzutreffen, um dann gemeinsam den mächtigen Gipfel des Kamerun-Vulkanes zu ersteigen.

Auf schmalem, ebenem Fußpfade, Plaid und Gewehr auf der Schulter, marschierte ich nordwärts. Allmählich wurde der Weg steiler. Gleich hinter Mokunda trat er in einen schönen, düstern Wald ein, dessen Bäume in Lavageröll ihre Wurzeln geschlagen. Nun ging es steil aufwärts. Am Abend war ich in Boando, wo kurz nach mir auch Herr Kirk mit seinen Begleitern eintraf.

Mehrere Tage hielten uns die Verhandlungen mit den Eingebornen auf; denn wir brauchten Führer, Träger und Leute, die durch das Unterholz und Gras uns einen Weg zu bahnen hatten.

Unser nächstes Ziel war die nächste Quelle, welche sich aber 1500 m höher als Boando befand. Nur dort konnte unser Nacht-

quartier sein. Wir eilten daher nach Kräften vorwärts; ein hartes Stück Arbeit auf dem fußbreiten Pfade über umgestürzte Baumriesen und Lavageröll auf dicht von Gestrüpp überwuchertem, mit Lianen überzogenem Terrain. Da fand ich, durstig, müde und abgemattet, mitten im tropischen Walde in der Nähe des Äquators — ein duftig Veilchen! Wie von einem Zauber berührt, flogen meine Gedanken zurück um Jahre — über viele Meilen, Meer und Land, hin zurück in die Heimat. Noch mehr alte Bekannte aus der Heimat sollten wir hier gewahr werden. Als ich mich bückte, das Veilchen zu pflücken, stach mich eine Nessel; das Veilchen blieb ungepflückt.

Ich eilte den andern weit vorauf, allein zu sein in dem majestätischen Urwald, dessen Größe und Pracht und ehrfurchterweckendes Rauschen und geheimnisvolles Dunkel ich voll zu genießen in der rechten Stimmung war. Das Scheffellied klang mir in den Ohren: „O Heimat, alte Heimat, was machst du das Herz mir schwer!" Der Abend brach herein, und der Wald vor mir wollte nicht enden; über Felsen und Baumstämme kletterte ich weiter, bis ich das Klingen von Beilhieben, das Knacken von dürren Zweigen hörte und menschliche Stimmen. Es waren unsere voraufgeschickten Arbeiter, die uns den Weg gebahnt hatten und noch nicht mit dieser Arbeit fertig geworden waren. Als der Führer und Dolmetscher herangekommen war, erfuhr ich, daß wir heute nicht mehr darauf rechnen durften, die Quelle zu erreichen, die Leute auch bei der Dunkelheit den rechten Weg leicht verfehlen konnten. Wir mußten uns daher entschließen, da, wo wir waren, zu übernachten. Die Nacht war sternklar und schön, aber kalt, und wir drängten dicht zusammen, um uns warm zu halten. Der Gipfel eines höhern Berges blieb noch lange hell von der längst untergegangenen Sonne erleuchtet, dann erblich auch dieser; der Mond ging auf, stieg langsam empor, und endlich rötete sich der Osten und der neue Tag brach herein.

Mit dem ersten Morgengrauen brachten wir unsere Begleiter auf die steifgefrorenen Beine, und diese schlugen dann vor uns her den Weg rein, der sonst nicht zu betreten gewesen wäre. Gegen 8 Uhr endlich lichtete sich der Wald vor uns und wir fanden eine niedere Hütte aus Holz und Stein, und daneben die Quelle, das Ziel unserer Wanderung. Die Quelle war fast verschüttet mit Erde und Laub und sickerte nur schwach, doch bald hatten wir diese Stoffe hinweggeräumt und für unsern großen Durst das herrlichste Wasser, das ich seither in Afrika getrunken hatte, kalt und krystallrein, wie es nur in den Bergen fließt.

Die Umgebung unsres Lagerplatzes lockte mich bald vom Ruheplatze. Ich bestieg den braunen kahlen Kraterkegel Mokundo, der über unserm Lager sich erhebend, eine schöne Aussicht versprach und wurde reich belohnt für die kleine Mühe. Ein Bild, wie ich es noch nie gesehen, entfaltete sich hier vor meinen Augen; ich befand mich auf dem Rande eines mächtigen, trichterförmigen Kraters, dessen schöner, regelmäßiger Kreis nur nach SW. nicht vollkommen geschlossen war. Im Norden vor mir lag eine herrliche Gruppe von hohen kahlen Bergen von rotbrauner und strohgelber Färbung, mit hier und da dunklern Streifen, Lavawogen, durchzogen. Im Osten begrenzte ein hoher nach SO. sich senkender Kamm, gebildet von einem mächtigen Lavastrom, den Horizont; im Süden erfreute der schöne, von lichten Wolken umflatterte Kegel des Kleinen Kamerun das Auge, während im Westen dichtbewaldete grüne Hügel den Kreis schlossen; und wo das Auge in der Tiefe einen Ruhepunkt suchte, war nichts als Lavageröll und Kraterschlünde. Rings umher großartiges Schweigen, nur zuweilen durch den Schrei eines hoch über mir schwebenden Adlers unterbrochen. Ich schaute und schaute bald hinauf, bald um mich her, bald hinab in die Tiefen, bis ein dichter Nebelschleier alle Herrlichkeiten meinen Blicken verbarg. Wir blieben den ganzen Tag bei der Quelle. Am nächsten aber waren wir vor Morgengrauen wach und nach Einnahme eines kräftigen Frühstücks um 6¼ Uhr marschfertig. Mützen mit Ohrenklappen, dicke wollene Schuhe und Hosen ließen unsre schwarzen Träger für einen russischen Winter ausgerüstet erscheinen —, trotzdem befanden wir uns nahe dem Äquator. Ich war, wie stets auf der ganzen Tour, im blauen Flanellhemd und -Hose; das zusammengerollte Plaid über der rechten Schulter, gekleidet mit leichten guten Schuhen an den Füßen, eine Flasche Wasser aus der Quelle über der Schulter, und mit einem guten Bergstock ausgerüstet, ging es vorwärts.

Wir gingen zunächst in nördlicher Richtung aufwärts, dann auf den Kamm des mächtigen Lavabettes im Süden zu und erstiegen diesen, der sich von NNO. nach SSW. hinunterzieht und überschritten ihn in nordöstlicher Richtung. Von der Höhe dieses Kammes übersahen wir eine herrliche Kette rotbrauner bis strohgelber hoher Kegel und Kuppen, welche sich, uns zur Linken, mit unserm Wege parallel hinzogen und ihren Abschluß und höchste Höhe im Pico grande finden, der immer noch nicht sichtbar wurde. Wir wanderten nun etwa 2750 m hoch, ohne besondere Steigung über den Rücken des Lavastromes, dessen eigne Erscheinung am besten wohl mit einer

Mondlandschaft verglichen wird. Nichts als Lavageröllе und Kraterhöhlen, tiefe Spalten und Risse im Gestein, bedeckt mit Asche und den Wurzelresten der Büschelgräser, hin und wieder gelbe sternförmige Blümchen, an kurzen Stengeln dicht über dem Boden blühend, sind zu sehen.

Die Richtung unsres Weges führte immer noch nach Ost; wir schreiten durch eine 150—200 Schritt breite Ebene, die zu beiden Seiten von Pyramiden- und Kuppenhügeln umschlossen ist; an der linken Seite sind sie am höchsten. Der Kleine Kamerun erscheint zwischen denselben für kurze Zeit. Unser Führer erzählt und zeigt die Stelle, wo in letzter Regenzeit ein alter Jäger vor Kälte gestorben ist. Hier zeigt das abgebrannte Büschelgras überall schon wieder grüne frische Triebe; wenige Regentage müssen die jetzt so ernste Landschaft in einen grünen Teppich verwandeln.

Die Landschaft wird wilder; an Lavasäulen, an mächtigen Blöcken von den wunderlichsten Formen vorüber, führt unser Weg zu einem pittoresken, wilden Landschaftsbilde. Eine breite und tiefe Spalte in der Lavamasse, umgeben von wunderlich geformten Blöcken, kreuzt unsern Weg; an der Stelle, wo wir passieren, ist sie überdacht, zur Linken eine weite und tiefe Mulde bildend, mit wenigen verkrüppelten Bäumen und gelben Strohblumen bestanden. Die Schlucht erstreckt sich fast von N. zu S. und wird vom Wege fast von W. zu O. geschnitten. Dieser nähert sich fast ganz den Bergen linker Hand und biegt dann scharf um dieselben NNO. ab, zwei schöne Pyramiden rechts und bald hinter sich lassend. Vor uns liegt wieder ein roter, hoher, viel gezackter Bergrücken, doch dahinter hoch über den Wolken der Pico grande! Die achte Stunde des Morgens war gerade voll. Unser Weg führte wieder mehr östlich; wir durchschreiten und überschreiten sechs Mulden und Rücken von erkalteten Lavaströmen, die, von den Höhen links von Nord nach Süd herabkommend, zur Linken von unserm Weg ein Knie bilden und dann, von diesen durchschnitten, in der Richtung von NW. nach SO. zu Thale laufen. Der Pico grande verschwindet wieder. Nach Übersteigung des dritten Lavarückens vor uns erreichen wir die Fortsetzung des früher erwähnten vielgezackten roten Höhenzuges, welcher hier von dunklerer Färbung ist. Der Pico grande ist dahinter verschwunden, und wieder sind wir von Lavageröll, so weit das Auge reicht, umgeben, und von einer Natur, deren Ernst und Schweigen fast beklemmend wirkt. Zwei Adler jagten einander mit heiserm Schreien hoch über uns in der Luft.

Nach Übersteigung des Lavabettes führt der Weg wieder durch Grasland bergab, parallel dem erwähnten Höhenzuge. Ein Thal schlängelt sich neben unserm Wege zur Linken hin und auf diesen zu, das jedenfalls das versprochene Wasser einschließt, denn grüne Bäume und Blumen zieren seinen Weg. Als wir es erreicht hatten, und in den Schatten der Bäume eingetreten waren, mußten wir das trockene, steinichte Bett eines kleinen Baches durchschreiten und gelangten dann an das „Haus", von dem unsre Führer gesprochen. Es war weniger als ein Hundestall und für zwei Mann zu eng. Eine 3,7 m lange, 1,2 m breite und etwa ebenso hohe Hütte von der Form eines auf den Erdboden gestellten Hausdaches aus Zweigen und Palmblättern. Wir suchten nach der Quelle und fanden sie versiegt; das Wasser, welches aus dem Humus sickerte, war untrinkbar, voll fauliger Stoffe. So waren wir denn abermals zum Dursten verurteilt, denn was wir noch an Wasser hatten, konnte für unsre Tour nicht reichen. Die Uhr war neun. Ein wenig Schiffszwieback und ein Mundvoll Wasser half uns indessen über die Sorgen hinweg, und dann brachen wir wieder auf, um unser Ziel baldmöglichst zu erreichen.

Nun hatte der Weg, ein Pfad der Jäger, ein Ende und wir gingen von dieser Hütte direkt nördlich in harter Steigung auf dem Lavageröll hin. Nach halbstündigem angestrengten Steigen kam der Pik wieder in Sicht. Ein scharfer Ostwind umwehte uns auf den Höhen, und wo wir zwischen denselben in den Mulden hinschritten, war eine Gluthitze, die dem Boden ebenso sehr entstrahlte, als aus der Höhe kam. Ich habe nie zuvor so bedeutende Temperaturunterschiede auf etwa 20 – 30 Schritt Entfernung wahrgenommen. Die Vegetation blieb sich überall gleich, die schotentragenden Bäume, Büschelgras und wenige blaue und gelbe Blumen außer den hochstämmigen Strohblumen. So schritten wir schweigend, jeder nach seiner Überzeugung seinen Weg verfolgend, häufig wolkenumjagt weiter.

Nordisches Moos überzog immer reichlicher weite Lavastrecken; das Gras verschwand mehr und mehr, die Büsche und Bäume wurden niedriger und ihr Stamm und die Zweige krummer und mehr dem Boden zugeneigt. Ein weites Hügelland aus Lava sehr verschiedenen Alters und teils nackt, teils abgesengt, teils mit Moos, teils mit Gras und niedrigen Büschen und Bäumen bestanden.

Ich verfolgte meinen Weg, nach dem Kompaß direkt nach Nord und auf die Spitze des Piks zu haltend.

Die schotentragenden Bäume, die einzige Pflanze mit Stamm, wurden immer kleiner und krüppelhafter, und strauchartige Butterblumen, Strohblumen, blaue Glockenblumen, viele Moose, dunkelbraun überzogen, bildeten ein viele Centimeter hoch weiches Polster, und die Lavadecke erschien desto zerrissener, je höher wir kamen. Die dunklen Schattierungen an dem Kegel erwiesen sich als mit Zinder, der ganz das Aussehen der Überreste aus einem Kohlenofen hat, überzogene Zacken, in denen der Fuß tief einsank.

Endlich nach hartem und andauerndem Steigen erreichte ich den Rücken links vom Pik; Kirk weit links von mir durch eine tiefe Schlucht getrennt, auf einem andern Lavarücken, der mit unserm in einem spitzen Winkel an unserm Standorte zusammenlief. Ich strengte alle Kräfte an, denn die Steigung war hart, und sehr viele und große Strecken mit losem Zinder lagen auf unserm Wege, welche zu überwinden große Vorsicht verlangte. Immer wieder glaubte ich, den höchsten Punkt erreicht zu haben, worauf sich mir nach Überwindung des einen ein höherer zeigte. Ich stieg nach links nordwestlich im leichten Bogen nach NNW. und N. hinauf; die Lava war hier von ziegelroter Färbung. Ich schleppte mich eifrig, wenn auch sehr ermüdet, weiter; meinen Reisegefährten konnte ich nicht sehen. „Endlich!" seufzte ich laut und froh auf, und dann schallte auch gleich ein „Juchuheihu" über die Berge hin und laut wieder zurück zu mir der Ruf. Ich war oben; die Uhr zeigte 3 Uhr 20 Minuten. Es war ein Bild von mächtig die Seele packender Großartigkeit, das ich da überschaute. Im Westen ein tiefer steiler Abgrund, die Wand rot. Gegenüber mehr nach NNW. zwei gewaltige Kraterschlünde, schwarz und gähnend, eine grauenvolle, schweigende Tiefe. Der zur Linken fast kreisrund, sein rechter Nachbar nach oben kreisförmig, nach unten die Öffnung in Zacken auslaufend. Nach Nordosten und Osten senkten sich erstarrte Lavaströme zu Thal. Im SW. hoben sich wieder mächtige Kämme, und im Westen und Nordwesten tief unter uns lag eine Welt von Kraterschlünden und Lavageröll, begrenzt durch sehr viel und schön gezackte Bergrücken. Die beiden großen Kraterschlünde mit ihrer nächsten Umgebung würden unter Künstlerhand ein Gemälde geben, wie es ernster und großartiger nicht ersonnen werden könnte.

3 Uhr 35 Minuten traf auch Kirk ein und war gleich mir entzückt von dem Anblick. Ich forderte den Mann der Mission auf, hier ein Gebet zu sprechen und dem Allgütigen zu danken für diesen köstlichen Augenblick, und wir knieten nieder, während er betete.

Bevor der Abstieg angetreten wurde, leerten wir noch den letzten Tropfen des in Glasgow gebrannten schottischen Hochlandwassers, grüßten die vier Weltgegenden mit Revolverschüssen und freuten uns am Wiederhall, steckten die leeren Hülsen und einen Zettel mit genauer Angabe von Datum und Stunde und unsren Namen in die leere Flasche, welche wir alsdann wohl verkorkt zwischen Lavageröll bargen. Das Aneroid zeigte 3960 m. Um 4 Uhr nahmen wir Abschied vom Pico grande, der den Beinamen der Große mit Recht führt, und stiegen abwärts, so schnell als es gehen wollte, über das unwegbare Geröll von Block zu Block balancierend.

Aber erst am Nachmittag des nächsten Tages waren wir wieder in Boando.

24.

Mpungu, unser Gorilla.

— J. Falkenstein —

Immer hatte ich danach gestrebt, im Walde einen jungen Gorilla zu erbeuten, als ich, zufällig in das Magazin des Portugiesen Laurentino dos Santos tretend, hier einen an die Brückenwage angebunden fand. Ein Neger, der die Mutter im Walde erschossen, hatte ihn vor einigen Tagen dem Händler gebracht. Es war ein junges, elend aussehendes Männchen, das Herr dos Santos mir zwar für keinen Preis verkaufen wollte, sich aber zur Ehre anrechnete, mir zu schenken.

In der Station nun war meine erste Sorge, durch angemessene Nahrung die ziemlich gesunkenen Kräfte Mpungus, wie wir ihn nannten, zu heben; und ich fühlte mich wirklich erleichtert, als er nicht nur Milch mit Behagen trank, sondern auch verschiedene Früchte namentlich aber die walnußgroßen, der knorrigen in den Savanen wachsenden Anona senegalensis mit sichtlich erwachtem Appetite aß. Trotzdem blieb er noch längere Zeit so matt, daß er während des Fressens einschlief und den größten Teil des Tages in einer Ecke zusammengekauert schlafend verbrachte. Nach und nach gewöhnte er sich an Kulturfrüchte, wie Bananen und Orangen, und begann, je kräftiger er wurde und je öfter er bei unseren Mahlzeiten zugegen war, alles, was er uns genießen sah, auch Fleisch selbst gleichfalls zu versuchen. So gewöhnte er sich in wenigen Wochen so sehr an

seine Umgebung und die ihm bekannt gewordenen Personen, daß er frei herumlaufen durfte, ohne daß man Fluchtversuche hätte zu befürchten brauchen. Niemals ist er angelegt oder eingesperrt worden, und er bedurfte keiner andern Überwachung als einer ähnlichen, wie man kleinen, umherspielenden Kindern angedeihen läßt. Er fühlte sich so hilflos, daß er ohne den Menschen nicht fertig werden konnte und in dieser Einsicht eine wunderbare Anhänglichkeit und Zutraulichkeit entwickelte. Von heimtückischen, bösen, wilden Eigenschaften war keine Spur vorhanden; zuweilen aber zeigte er sich recht eigensinnig. Er hatte verschiedene Töne, um den in ihm sich entwickelnden Ideen Ausdruck zu geben; davon waren die einen eigentümliche Laute des eindringlichsten Bittens, die andern solche der Furcht und des Entsetzens. In seltneren Fällen wurde noch ein widerwilliges, abwehrendes Knurren vernommen. Was Du Chaillu über das eigentümliche Trommeln der Gorillas berichtet, fanden wir völlig bewahrheitet, da unser „Mpungu“ zu verschiedenen Malen, augenscheinlich im Übermaß des Wohlbefindens und aus reiner Lust, die Brust mit beiden Fäusten bearbeitete, indem er sich dabei auf die Hinterbeine erhob. Außerdem gab er seiner Stimmung häufig in rein menschlicher Weise, durch Zusammenschlagen der Hände, das ihm nicht gelehrt worden war, Ausdruck und vollführte zu Zeiten, sich überstürzend, hin und hertaumelnd, sich um sich selbst drehend, so ausgelassene Tänze, daß wir manchmal bestimmt glaubten, er müsse sich auf irgend eine Weise berauscht haben. Doch war er nur aus Vergnügen trunken; nur dies ließ ihn das Maß seiner Kräfte in den übermütigsten Sprüngen erproben.

Besonders auffällig war die Geschicklichkeit und Behutsamkeit, die er beim Fressen an den Tag legte; kam zufällig einer der übrigen Affen ins Zimmer, so war nichts vor ihnen sicher, alles faßten sie neugierig an, um es dann mit einer gewissen Absichtlichkeit von sich zu werfen oder achtlos fallen zu lassen. Ganz anders der Gorilla: er nahm jede Tasse, jedes Glas mit einer natürlichen Sorgfalt auf, umklammerte das Gefäß mit beiden Händen, während er es zum Munde führte, und setzte es dann leise und vorsichtig wieder nieder, so daß ich mich nicht erinnere, ein Stück unserer Wirtschaft durch ihn verloren zu haben. Und doch haben wir das Tier niemals den Gebrauch der Geräte gelehrt. Ebenso waren seine Bewegungen während des Fressens ruhig und manierlich; er nahm von allem nur so viel, als er zwischen dem Daumen, dem dritten und dem Zeigefinger fassen konnte, und schaute gleichgültig zu, wenn von den vor

ihm aufgehäuften Futtermengen etwas weggenommen wurde. Hatte er aber noch nichts erhalten, so knurrte er ungeduldig, beobachtete von seinem Platze bei Tische aus sämtliche Schüsseln genau und begleitete jeden von den Negerjungen abgetragenen Teller mit ärgerlichem Brummen oder einem kurz hervorgestoßenen grollenden Husten, suchte auch wohl den Arm des Vorbeikommenden zu erwischen, um



Abb. 64. Mpungu (S. 354).

durch Beißen oder täppisches Schlagen sein Mißfallen noch nachdrücklicher kund zu thun. In der nächsten Minute spielte er wieder mit ihnen wie mit seinesgleichen und unterschied sich dadurch gänzlich von allen übrigen Affen, namentlich den Pavianen, welche einen instinktiven Haß gegen viele Individuen der schwarzen Rasse zu haben scheinen und ihre Bosheit mit ganz besonderer Vorliebe an ihnen auslassen.

Er trank saugend, indem er sich zu dem Gefäß niederbückte,

ohne je mit den Händen hineinzugreifen, oder es umzustoßen, setzte kleinere jedoch auch an den Mund. Im Klettern war er ziemlich geschickt, doch ließ sein Übermut ihn hin und wieder die gebotene Vorsicht vergessen, so daß er einmal aus den Zweigen eines glücklicherweise nicht hohen Baumes auf die Erde herabfiel. Nachts schlief er auf der Erde, indem er mit einer oft alles um ihn her vergessenden Emsigkeit Blätter und Reisig zu einem Lager zusammentrug.

Bemerkenswert war dabei seine Reinlichkeit, denn wenn er zufällig in Spinngewebe oder Abfallstoffe gegriffen hatte, so suchte er sich mit einem komischen Abscheu davon zu befreien oder hielt beide Hände hin, um sich helfen zu lassen. Ebenso zeichnete er sich selbst durch völlige Geruchlosigkeit aus und liebte über alles, im Wasser zu spielen und herumzupatschen, ohne daß ihn übrigens ein eben genommenes Bad gehindert hätte, sich gleich darauf im Sande mit anderen Affen zu amüsieren und herumzukollern. Von allen den seine Individualität scharf ausprägenden Eigenschaften verdient seine Gutmütigkeit und Schlauheit oder eigentlich Schalkhaftigkeit hervorgehoben zu werden: war er, wie dies wohl anfänglich geschah, gezüchtigt worden, so trug er die Strafe niemals nach, sondern kam bittend heran, umklammerte die Füße und sah mit so eigentümlichem Ausdruck empor, daß er jeden Groll entwaffnete; wollte er überhaupt etwas erreichen, so konnte kein Kind eindringlicher und einschmeichelnder seine Wünsche zu erkennen geben als er. Wurde ihm trotzdem nicht gewillfahrtet, so nahm er seine Zuflucht zur List und spähte eifrig, ob er beobachtet würde. Gerade in sochen Fällen, in denen er mit Beharrlichkeit eine gefaßte Idee verfolgte, war ein vorgefaßter Plan und richtige Überlegung bei der Ausführung unverkennbar. Sollte er z. B. nicht aus dem Zimmer heraus oder umgekehrt, nicht in dasselbe hinein, und waren mehrere Versuche seinerseits, seinen Willen durchzusetzen, abgewiesen worden, so schien er sich in sein Schicksal zu fügen und legte sich unweit der betreffenden Thür mit erheuchelter Gleichgültigkeit nieder; bald aber richtete er den Kopf auf, um sich zu vergewissern, ob die Gelegenheit günstig sei, schob sich allmählich näher und näher, indem er, sorgfältig Umschau haltend, sich um sich selbst drehte, richtete sich, an der Schwelle angekommen, behutsam und nach oben schielend auf und galoppierte dann, mit einem Sprunge darüber setzend, so eilfertig davon, daß man Mühe hatte, ihm zu folgen.

Mit ähnlicher Beharrlichkeit verfolgte er sein Ziel, wenn er

Appetit nach Zucker oder Früchten, die in einem Schranke des Eßraumes aufbewahrt wurden, erwachen fühlte; dann verließ er plötzlich sein Spiel, schlug eine seiner Absicht entgegengesetzte Richtung ein, die er erst änderte, wenn er außer Sehweite gekommen zu sein glaubte. Dann aber eilte er direkt in das Zimmer und zu dem Schranke, öffnete ihn und that einen behenden sicheren Griff in die Zuckerbüchse oder die Fruchtschüssel (zuweilen zog er sogar die Schrankthüre wieder hinter sich zu), um dann behaglich das Erbeutete zu verzehren oder schleunig damit zu entfliehen, wenn er entdeckt war; in seinem ganzen Wesen aber verriet er dabei deutlich das Bewußtsein, auf unerlaubten Pfaden zu wandeln.

Ein eigentümliches, fast kindisch zu nennendes Vergnügen gewährte es ihm, durch Klopfen an hohle Gegenstände Töne hervorzurufen, und selten ließ er eine Gelegenheit vorübergehen, ohne beim Passieren von Tonnen, Schüsseln oder Blechen dagegen zu trommeln. Unbekannte Geräusche waren ihm aber im höchsten Grade zuwider. So ängstigte ihn der Donner oder auf das Blätterdach aufprasselnder Regen, mehr aber noch der langezogene Ton einer Trompete oder Pfeife.

Unter fortgesetzter Pflege gedieh unser Schützling zusehends, bis sich eine Gelegenheit zur Überfahrt nach Berlin fand, wo es ihm, so lange er lebte, nicht an Freunden und Bewunderern gefehlt hat.

V.

Süd-Afrika.

1.

In der Hauptstadt des Muata Jamwo.

— Paul Pogge —

Nach dreiviertelstündigem Marsch in der Ebene in nördlicher Richtung erfolgte an demselben Tage unsere Ankunft in Mussumba, der Hauptstadt des Muata Jamwo, des Oberkönigs von Kalunda, Kioko und Molua. Schon ehe wir zu den ersten Hütten, so zu sagen den Vorstädten Mussumbas gelangt waren, hatten die Träger eine geschlossene lange Reihe gebildet, welche unter Chorgesang die ersten Ansiedelungen passierte. Wir wurden an dem Wege überall von Massen neugieriger Neger empfangen, welche durch Händeklatschen, Schreien und Pfeifen ihr Willkommen ausdrückten. Inzwischen war mein Dolmetscher mit seinem Gefolge mir schon entgegen gekommen, welcher uns nach einviertelstündigem weiteren nördlicheren Marsche im rechten Winkel rechts am Wege führte, wo dicht neben demselben auf sauber gereinigtem Boden mein Begleiter Germano für mich vorläufig einen Fundo hatte herstellen lassen. An tausend Menschen mochten hier wohl zur Stelle sein, welche mich wie ein Bienenschwarm umschwärmten, so daß ich mich, des Empfanges müde, in meinen Fundo zurückzog und mich fürs erste nicht wieder sehen ließ. Als ich nach eingenommenem Mittagsbrot Thee trank, kam Germano, um den Besuch eines erwachsenen Sohnes Muatas Jamwos mit einer seiner Frauen zu melden. Beide erschienen mit Germano, den sie inzwischen schon kennen gelernt hatten, und nahmen mir gegenüber auf den bereitstehenden Kisten Platz. Der Prinz erschien mit künstlicher Perücke und war mit einer Fazenda bekleidet, welche von den Hüften bis zu den Knöcheln reichte. Verschiedene Perlenschnüre und kleine

Antilopenhörner schmückten den Hals, Kupfer- und Eisenspangen die Fuß- und Handgelenke. Die Prinzessin, ein junges, schön gewachsenes Weib, war nach Sitte der Kalunda nur mit einem ganz kurzen Stück Fazenda, welches etwas über die Hüften reichte, bekleidet. Die Brust war unbedeckt, das Haupthaar kurz geschnitten und auf der Stirn in Gestalt eines Dreiecks ausrasiert. Von ihren schönen Zähnen waren die zwei unteren Schneidezähne ausgebrochen. Von Unterhaltung war wenig die Rede. Der Sohn Muata Jamwos konnte sich, sobald er mich ansah, des Lachens nicht enthalten, welches ich reichlich erwiderte, während die Prinzessin wie versteinert mich starr und stumm angaffte. Obgleich ich beiden verschiedene kleine Geschenke verabreichte, dachten sie nicht daran, sich zu empfehlen, sondern blieben mit großer Ausdauer in meiner Hütte. Nach und nach trat Besuch auf Besuch direkt in meine Hütte ein, sämtlich Prinzen und Prinzessinnen oder Große von Mussumba, wie Germano mir mitteilte. Die große Schar des gemeinen Volkes durfte es freilich nicht wagen, in meine Hütte einzudringen oder hineinzugaffen, sondern mußte sich damit begnügen, mit meinen Trägern zu fraternisieren, welche allmählich damit begannen, sich ihre Hütten für die Nacht zu bauen.

Es war wirklich ein großartiger, imponierender Empfang. Muata Jamwo schickte Lebensmittel über Lebensmittel, unter anderm Palmwein, Hirsebier und zwei Ziegen. Gegen Abend nach einbrechender Dunkelheit war ich endlich allein und fand die lang ersehnte Ruhe. Dieser Empfang aber hatte mich förmlich nervös gemacht. Ich befand mich aber dennoch in gehobener Stimmung, denn ich hatte meine Aufgabe vorläufig gelöst und befand mich in Mussumba. Hier wohnte damals ein Elfenbeinhändler, an welchen ich empfohlen war. Derselbe war ein Neger aus Ambacca, Namens Deserra. Germano meinte, daß Deserra uns wohl schwerlich in den nächsten Tagen besuchen würde. Er, Germano, habe bereits Weisung von Muata Jamwo bekommen, Mussumba nicht ohne seinen Willen zu verlassen, wahrscheinlich um nicht Veranlassung zu haben, den 15 km von hier nördlich im Dorfe Quimene wohnenden Deserra zu besuchen. Auf meine Frage, weshalb Germano das Lager hier an dieser Stelle in einer völlig baumlosen Gegend angelegt habe, antwortete er mir, daß ihm diese Stelle zur Anlegung des Lagers für mich von den Beamten Muata Jamwos auf Befehl des letzteren angewiesen sei, obgleich er dagegen protestiert und gewünscht habe, das Lager 2 km östlicher in der Nähe einer bewaldeten Schlucht anzulegen. Germano hatte inzwischen schon mehrere Audienzen beim Muata Jamwo gehabt und

schilderte mir denselben als einen freundlichen Mann, der mich mit ganz besonderer Liebenswürdigkeit empfangen würde. Als ich am nächsten Morgen mich vom Lager erhob, war schon ein buntes Menschenwogen im Lager. Die Weiber brachten in großen Quantitäten Lebensmittel zum Verkauf, während Scharen neugieriger Neger das Lager durchzogen. Gegen 9 Uhr erschienen drei Abgesandte des Muata Jamwo, die sich im Auftrage ihres Herrn für denselben einige derjenigen Lebensmittel ausbitten ließen, die ich aus meinem Vaterlande mitgebracht hätte und genösse. Ich schickte Sr. Majestät in einer leeren Cigarrenkiste etwas Zwieback und in einem kleinen Blechkasten etwas Zucker. Gegen 11 Uhr machte ich meinen ersten Spaziergang in die Stadt, begleitet von einem Träger und meinen Dienern. Sobald ich die Hütte verlassen hatte, bildete sich hinter mir ein Schwarm Eingeborener, welcher sich lawinenartig vergrößerte, so daß ich schließlich eine Begleitung von vielleicht tausend Menschen hinter mir haben mochte, bevor ich bei der Umzäunung von Muata Jamwos Lager angekommen war. Letzteres lag etwa 10 Minuten nördlich von meinem Lager auf der Kuppe eines Hügels. Als ich zuletzt der Menschenmenge wegen im Begriff stand, umzukehren, um das Lager wieder aufzusuchen und mich auf einem freien Platze vor der Umzäunung des Herrschers befand, kam ein Adjutant Muata Jamwos in schnellem Trabe zu meinem mich begleitenden Träger gelaufen, um letzterem verständlich zu machen, mich zum Warten zu veranlassen, da Muata Jamwo sogleich selbst erscheinen würde, um mich zu sehen. In demselben Augenblick öffnete sich die einfache Thüre der Umzäunung: voran schritt eiligen Schrittes ein Neger, dann folgte ein großer Trupp Weiber, welcher, wie eine Meute Hunde aus ihrem Zwinger, lärmend auf den freien Platz hinausströmte; dann erschien der Herrscher selbst in sitzender Stellung auf einer Art Tragbahre getragen und weit über die Köpfe der acht Neger hervorragend, welche, vier zu jeder Seite, auf den Schultern die Tipoya (offene Sänfte) des Herrschers trugen. Eine Anzahl Neger ging neben derselben her. Hinterher kam das Musikchor, bestehend aus vier Negern, von denen die beiden vorderen je eine Marimba, die beiden hinteren je eine Trommel bearbeiteten. Die Musiker trugen ihre Instrumente, wie unsere Tambours ihre Trommel, an einem breiten, aus der Haut des Zebra verfertigten Riemen. Ziemlich auf der Mitte des Platzes angelangt, hielt der Zug still. Es erschien bei mir wiederum ein Adjutant, welcher mich jetzt zu dem etwa 50 Schritte von mir entfernten Herrscher führte.

Mit mir hatte sich inzwischen das ganze Menschengewoge an die Tipoya herangedrängt, einen großen Kreis um den Zug Muata Jamwos und um mich herum bildend. Der Herrscher war sichtlich erfreut und geruhte, mir mit wohlwollend lächelnder Miene seine Hand von der Tragbahre herab zu reichen, in welche ich kräftig einschlug. Muata Jamwo hielt eine längere Rede, welche an das Publikum gerichtet zu sein schien und welche mir mein Dolmetscher, der sehr gebrochen portugiesisch sprach, nur so weit zu übersetzen vermochte, daß der hohe Herr über meinen Besuch erfreut wäre und mir dafür danke. Ich ließ ihm ebenfalls danken, indem ich zu meinem Träger und dieser wieder zu dem Adjutanten Muata Jamwos sprach. Als die erste Ceremonie beendet war, ließ mich Muata Jamwo bitten, den Hut abzunehmen, welchen Wunsch ich erst nicht verstehen konnte, bis der Adjutant ihn mir durch Pantomimen verständlich gemacht hatte, da meine Dienerschaft gar nicht, der Träger aber sehr schlecht die Lundasprache verstand. Als ich endlich meinen Hut abgenommen hatte, brach ein allgemeiner Jubel aus, Muata Jamwo lachte und schien Bemerkungen über mein Haar zu machen, während seine Umgebung in die Hände klatschte und auf den Fingern pfiff. Jetzt bat er mich, meinen Regenschirm aufzuspannen, und ließ mir darauf sagen, daß er mich noch heute besuchen würde. Vor ihm auf seinem Sitze stand die oben erwähnte Cigarrenschachtel mit Zwieback, aus welcher er nach allen Seiten hin an die anscheinend zu den Großen Mussumbas gehörenden Neger Kleinigkeiten spendete, welche sich an die Tipoya gedrängt hatten und bittend die offenen Hände Sr. Majestät entgegenstreckten.

Der Zug bewegte sich jetzt weiter und zog an meinem Lager vorbei südlich zur Maniokpflanzung Muata Jamwos. Ein großer Trupp Neger schloß sich dem Zuge an, während die größere Menge bei mir zurückblieb. An den Hütten einzelner Großen, die jener Zug passierte, hielt Muata Jamwo an. Es erschienen dann die Insassen, mit denen der Monarch einige Sekunden plauderte, um sich demnächst weiter zu begeben. Ganz Mussumba schien außer sich vor Freude zu sein ob meiner Ankunft. Ich wurde wahrlich vom Muata Jamwo, von den Kilolos, den Prinzessinnen und Baronessen wie ein Kaiser honoriert.

2.
Die Victoria-Fälle des Zambesi.

— Eduard Mohr —

Am 18. Juni abends gewahrte ich in der Richtung Nord-Nord-West hoch über einem weiten, grünen, anscheinend endlosen Walde, weißballige Wolken, die fortwährend in vier oder fünf Säulen emporsteigend auf ein und derselben Stelle zu verharren schienen und auch in Bezug auf die Form, bei der momentanen totalen Windstille keine Veränderung zeigten. Dies Phänomen war auffallend genug, denn soweit sonst das Auge reichte, wölbte sich der reine, klare, azurblaue Himmel wie eine riesige Glaskuppel über uns, nirgends zeigte sich das kleinste Wölkchen. Als ich Masupasila darauf aufmerksam machte, sagte er, es sei der Sipôma (der Wasserfall), und so lange meine Pulse schlagen, werde ich den Moment nicht vergessen.

Das rollende Brüllen der fallenden Wasser, worin ein gewisser pochender Takt zu liegen schien, konnten wir in der Nacht deutlich wahrnehmen, um diese Zeit scheint man einen solchen Lärm entschieden weiter zu hören wie bei Tage. Die Entfernung von dieser Lagerstelle bis zu den Victoria-Fällen war indessen keine große, denn sie betrug in der Luftlinie nur etwa zwei deutsche Meilen.

Vollends in der folgenden Nacht hörte sich das Tosen des Wassersturzes wie das ununterbrochene Branden mächtiger Meereswogen an.

Der 20. Juni brach hell und glänzend an. Die uns umgebenden Landschaftsbilder wurden immer wilder, romantischer und großartiger. Es war 11 Uhr 45 Minuten geworden, als wir die gegenüberliegenden steilen Höhen der letzten vor uns liegenden Schlucht erklettert hatten; vier Leute, die in ihrer dummen Halsstarrigkeit dem Führer nicht hatten folgen wollen, waren zurückgeblieben, sie hatten sich eingebildet, direkt auf den Fall losgehen zu können, die furchtbaren Abgründe brachten sie bald zum Halt, nun sahen sie die Tollheit ihres Vorhabens ein, mit Flintenschüssen rief ich sie herbei, aber es entstand ein verdrießlicher Aufenthalt. Nun passierten wir eine Gegend, die man den „Park der Fälle" nennen kann, man glaubt bei der Regelmäßigkeit der „Anlagen" hier kaum, daß sie eine Schöpfung der Natur sind, sondern erwartet jeden Augenblick, aus den prächtigen Baumgruppen eine stattliche Villa heraus leuchten zu sehen; das Gras war saftig, grün und üppig wie bei uns im Juni, Wärme

und Feuchtigkeit, diese mächtigen Motoren im Reiche der Pflanzenwelt, haben auch hier ihren Einfluß gezeigt.

Um 12 Uhr 8 Minuten am Montag den 20. Juni 1870 kam ich endlich bei den Victoria-Fällen an.

Unser Lager war an dem Westende des Falles, 800 Schritt südlich davon, nahe einer aus dem Boden hervorbrechenden Felsenbank errichtet; diese Entfernung blieb notwendig, weil weiter nordwärts zu der ewige Staubregen niederfällt und der Boden zu feucht ist.

Ostwärts hin, parallel mit der Falllinie laufend und 45 Schritte südlich davon, erblickten wir — immer in Teilen nur, der hin und her wogenden Nebelschleier wegen — den schon von Livingstone beschriebenen Regenwald. — Was Üppigkeit und Schönheit, nicht Mannigfaltigkeit der Pflanzenformen anbelangt, so kann er sich mit allem messen, was ich in Hinterindien, auf Ceylon, der Malakkahalbinsel und in Java gesehen habe. Die Farne nehmen baumartige Proportionen an, riesige Schlingpflanzen von der Dicke starker Schiffstaue laufen von Ast zu Ast und hoch über alles schwanken die gefiederten Häupter der Palmen, während herrliche Bamboogruppen uns lebhaft an die Gestade des Irawaddi erinnerten.

Diese spontane Üppigkeit indessen erstreckt sich über den Bereich und den Einfluß der feuchten Niederschläge nicht hinaus, dahinter tritt weiter Wald auf, parkartig mit großen freien Rasenplätzen dazwischen; überall lachen uns an felsigen Stellen die roten Blüten einer bekannten Aloe entgegen.

Und nun will ich versuchen, eine schwache Beschreibung der großen Fälle selbst zu geben. In der Breite von einer viertel deutschen Meile kommt der majestätische Strom von Nord-Nord-West und stürzt seine Fluten etwa 130 m tief herunter, in eine quer durch sein Bett setzende Felsenschlucht, deren Breite zwischen 80 und 100 m schwankt. Oberhalb des Sturzes tauchen aus den Zambesifluten viele Inseln auf, alle mit der reichsten tropischen Vegetation geschmückt. Die Ufer sind mit weitem offenen Walde bestanden, hier kommen ganze Gruppen hochstämmiger Palmen vor, die der Landschaft den echten Stempel des Südens aufdrücken. Nahe dem Fall eilt das Wasser mit fliegender Schnelligkeit dahin, die langgezogenen Schaumbänder, die man überall sieht, verleihen dem Element das Ansehen, als ob es koche. Nahe dem westlichen Rande liegt eine kleine Insel, etwa 40 m vom Ufer entfernt, der Zweig des Stromes hier scheint eine große Tiefe und das Bett eine starke Neigung zu haben, denn das Wasser stürzt sich heulend und in mächtigen Wirbeln brausend in einem Satz

wie eine Meereswoge zur Tiefe hinunter. Nun kann man an dieser Stelle, ganz auf der westlichen Ecke, auf eine etwas hervorspringende Felskante heraustreten, was aber nur solchen Reisenden zu empfehlen ist, die ganz frei von Schwindel sind. Dann erblickt man links dicht



Abb. 65. Der Victoria-Fall des Zambesi (S. 364).

neben und unter sich den eben beschriebenen Sturz, in Front die lange Linie des großen Falles, die aber natürlich immer nur teilweise sichtbar ist, denn die mit der Flut herabgedrückte, zusammengepreßte und mit Wasserteilchen gefüllte Luft befreit sich gewaltsam, steigt wir-

belnd zur Höhe empor und ist die Ursache der Dampf- oder Nebelwolken, die geisterhaft hoch oben über diesem großen „Altar“ der Wasser leuchten. Hat man von dieser Stelle aus eine Zeitlang in das unten tobende, spritzende, schäumende, wallende Chaos hinein geschaut, umrauscht von dem fürchterlichen Lärm des rasend gewordenen Elementes, ist man erschüttert durch das aus der Tiefe herauf dröhnende, Mark und Bein durchdringende Geheul, so wundert man sich, daß selbst die Felsen, diese harten Rippen der Erde, einer solchen Macht gegenüber Widerstand leisten können.

Wie ich von diesem Punkte das imposante Bild, welches ich mit keinem andern vergleichen kann, eine Zeitlang betrachtet hatte und eine Art Betäubung verspürte, ging ich hundert Schritt nach Süden zu in der Richtung des Lagers zurück. Hier befindet man sich noch im Bereich der Wasserstaubschleier auf felsigem Grunde, für Momente umhüllen sie uns wie dichte Nebel, plötzlich teilt ein Windstoß das Gewölk, der lichteste Sonnenglanz scheint auf uns hernieder, dann wieder prasselt plötzlich ein heftiger Regen in großen Tropfen herab.

Dreht man sich auf dieser Stelle um, mit dem Gesicht nach Norden zu, so macht es einen eigentümlichen Eindruck, wenn man die lange Wolkenlinie aus der Erde aufsteigen sieht, denn man gewahrt den Schlund und, der vor uns liegenden Bäume und Sträucher wegen, auch den Wassersturz nicht.

Nun wanderte ich durch den Regenwald, dessen Boden von zahllosen Elefanten und Büffeln ganz zerstampft war (die der kühlen Schlammbäder wegen nach hier kommen), um eine Frontansicht von Süden, links und rechts der ganzen Falllinie entlang zu haben.

Die quer durch den Strom setzende Spalte, welche die herabgestürzten Fluten aufnimmt, endet schließlich, auf etwa dreiviertel ihrer Länge in einer jäh über den Schlund hinausragenden Felsenplatte; von Westen nach Osten zu schauend liegt vor uns jener Spalt — hier 90 m breit — durch den allein der Abfluß des ganzen Wasservolumens stattfindet; hier vereinigen sich unter unseren Füßen die von Osten und Westen heranbrausenden Fluten, die letzteren bilden, wie gesagt, etwa dreiviertel, die ersten einviertel der gesamten Strombreite. Treten wir frei auf die genannte Felsplatte hinaus und schauen nach der Richtung Nord-Nord-West hin, von welcher der Zambesi heranströmt, so liegt vor uns die ganze weite Falllinie. Da der Fluß infolge der späten Regen noch sehr geschwollen war, so sah ich ihn unter ganz ungemein günstigen Verhältnissen, denn die schwarzen Felsmassen waren durch die unbeschreiblich hübschen Wasserdraperien

ganz verhüllt, nur hier und da gähnte, schwarz wie der Rachen der Hölle, aus dem weißen Schaumschleier das nackte Gestein zackig und jäh hervor. Der erste Sturz der Wasser bestand zur Zeit wie ich die Victoria-Fälle sah, aus einer einzigen, 2½ bis 3 m langen, ununterbrochenen, grünlichblau glänzenden Riesenwelle, die dann weiter stürzend sich in immer feinere, weißere, balligere Schleier oder Wolkengebilde auflöste.

Dies ist der Punkt, von dem der Wanderer den großartigsten Anblick der unvergleichlichen Victoria-Fälle des Zambesi genießen kann. Vor uns die ganze Pracht der stürzenden Wassermauer ewig beweglich sich in der Form erneuernd, brausend, lichtvoll, glänzend, hier und da kleine grünende Inseln, die sich bis an den Rand des Sturzes hinanziehen, in Front, links, rechts und unter uns Wasser, die mit einem Lärm, dem Donner des Himmels vergleichbar, von dannen eilen. — Einen geisterhaften Anblick gewähren jene beiden großen kreisrunden Doppelregenbogen (kreisrund, weil sie durch keinen Horizont halbiert werden), die in Front bei der Vereinigung des von West und Ost kommenden Armes vor dem Fall hängen und deren magische Tinten in dem ganzen Lichteffekt einer tropischen Sonnenbeleuchtung glänzen. Die Farbenfolge des äußern Ringes ist bläulich, gelblich, rötlich, die des innern reflektierten umgekehrt: rötlich, gelblich, blau.

Lange betrachtete ich dies gewaltige Naturbild, wie auf den Fittigen des Sturmes getragen kamen und gingen meine Phantasien, mir war es zumute, als ob mein kleines Ich ein Teil von jener Macht würde und sich darin auflöse, die in unendlicher Gewalt und Pracht mich hier umfing, und deren Urstimme rollte wie die Brandung der Ewigkeit.

Wie lange ich hier geträumt hatte, weiß ich nicht. Sililo erinnerte mich daran, es sei Zeit zurückzugehen; seine schwarze glänzende Haut tropfte von Feuchtigkeit, er zitterte und fror. Erst jetzt bemerkte auch ich, daß ich durch und durch naß war; einer durch den Wald sich ziehenden Elefantenspur folgend traf ich bald bei meinen dunkeln Begleitern und den Feuern wieder ein.

Hat der Zambesi seine Wasser durch jenen engen, 90 m breiten Paß hindurch gedrängt, so rollt er in drei bis vier mächtigen Schlangenwindungen weiter; weil das Flußbett so eng ist, muß seine Tiefe eine ganz enorme sein, um alles Wasser fortschaffen zu können. Die Ufer bilden perpendikulär abfallende, 150 bis 200 m hohe Felsen, für den Menschen sind sie absolut unersteiglich; doch die vielen hier hausenden Baboons klettern mit Leichtigkeit darauf herum.

Ich ließ schwere Felsstücke abbrechen, die die Kaffern auf Kommando herunterwarfen, da ich aus der Zeit des Fallens derselben die Tiefe berechnen wollte, allein sie verschwanden und ich sah niemals Wasser aufspritzen. Wenn man nicht durch die überwältigende Großartigkeit der Fälle etwas abgestumpft wäre, würde man zweifelsohne die finstere Schönheit dieser schaurigen Schlünde, in denen der Riesenstrom eingekeilt grollend weiterbraust, bewundern, aber wer das erste Bild sah, staunt nachher so leicht nicht mehr.

3.

In der Kalahari.

— Serpa Pinto —

Früh am Morgen des 2. Dezember trafen wir die letzten Vorbereitungen zum Weitermarsche. Ein Reisewagen in Süd-Afrika ist ein schwerfälliges Beförderungsmittel, das nur aus Holz und Eisen hergestellt, 6 bis 7 m lang, 1 bis 2 m breit ist, auf vier starken Holzrädern ruht und von 24 bis 30 Ochsen gezogen wird, die in starken Jochen gehen und mittels eines langen, starken Taues an die Deichsel des Fahrzeuges geschirrt sind. Es ist eine Art Haus auf Rädern und mit dem Gepäck und den Waren des Besitzers beladen, damit dieser auf der Reise soviel Komfort wie möglich habe.

Herrn Coillards Wagen war in seiner Art ein wirkliches Wunderwerk, das unter seiner eigenen Aufsicht und nach seinen langjährigen Erfahrungen gebaut war und daher so viele Bequemlichkeiten bot, wie ich nie für möglich gehalten hätte. Mein eigenes Gepäck war mit dem der Familie auf dem Boden des Fahrzeuges verstaut und ich hatte nur das zur Hand behalten, was ich beständig notwendig gebrauchte. Die Leute verrichteten bei der Verpackung meiner umfangreichen Koffer wirkliche Wunder und waren auch während der Reise stets bemüht, soviel Raum wie möglich für mich zu schaffen.

Nachdem wir in drei verschiedenen Zeiten 7 1/2 Stunden gefahren waren, rasteten wir abends 9 Uhr an einer Stelle, wo nicht die geringste Spur von Wasser zu entdecken war.

Den Tag über war die Reise äußerst beschwerlich gewesen, da der Weg durch einen wirren Wald führte, wo die Wagen jeden Augenblick mit den Stämmen der riesenhaften Bäume in Kollision gerieten und stets in großer Gefahr schwebten, sich von den Rädern

zu trennen. Am folgenden Morgen brachen wir schon um 6 Uhr auf und marschierten zwei Stunden lang nach Südost, bis wir einen stetig mit Wasser gefüllten See erreichten, das einzige beständige Wasser zwischen hier und Daca, welches den Namen Tamazetze führt. Nach siebenstündiger Rast wanderten wir nachmittags 3 Uhr wieder



Abb. 66. Der Ochsenwagen beim Flußübergang (S. 371).

weiter, bis wir das Lager in der Nähe eines anderen prächtigen Sees aufschlugen, der nie leer wird und von den Massaruas Tamasupa genannt wird. Den ganzen Tag waren wir durch anmutige Wälder gekommen, in denen der Weißdorn besonders viel erschien. Der Erdboden war mit einer dicken Sandschicht, in der Nähe des

Sees aber mit weichem Grase bedeckt und bildete kleine Hügel und Thäler.

Als wir am folgenden Morgen kaum länger als eine halbe Stunde unterwegs gewesen waren, erreichten wir die Lisière des Waldes, an welcher ein kleiner schlammiger Teich lag. Vor uns streckte sich die weite, öde, trockene und traurige Ebene aus, die sandige, ungastliche Sahara des Südens, die fürchterliche Kalahariwüste. Ein paar Stunden zogen wir weiter, dann machten wir in der Nähe einiger verkrüppelter Dornensträucher, welche die Öde der Gegend nur noch mehr hervortreten ließen, um 11½ Uhr Halt, um den Ochsen etwas Ruhe zu gönnen. Im Norden sammelten sich einige Gewitterwolken, welche um 2 Uhr über unsern Häuptern standen und einige lauwarme Regentropfen aus ihrem schwarzen Gewirr auf uns entleerten.

Der Boden war vom Zambesi bis hierher sandig gewesen, doch wurde der Untergrund aus einer Schicht merkwürdig plastischen Thones von dunkelbrauner Farbe gebildet. Die Stärke der die Oberfläche bildenden Sandlage betrug zwischen 24 cm. Von Wasser war kaum eine Spur zu entdecken und selbst in der Regenzeit läuft in den Vertiefungen des Bodens nur wenig zusammen. Manchmal findet man, wie wir beim Austritt aus dem Walde, eine lauwarme, dicke Schlammmasse, welche die Stelle der eifrig gesuchten Quelle vertritt. Das ganze Land war bis zu unserm letzten Lagerplatze mit Wald bedeckt, der, je weiter nach Süden, an Dichtigkeit und üppiger Vegetation zunahm.

Der Baumwuchs bestand zum größten Teil aus hülsentragenden Pflanzen, zwischen denen sich eine außerordentlich große Menge von Akazien befand; Blüten von den verschiedensten, prächtigsten Farben und den reizendsten und zartesten Formen erfreuten das Auge und erfüllten mit ihren köstlichen Düften die Luft. Der Anblick war bezaubernd, der Marsch dagegen so beschwerlich wie möglich. Zu Zeiten mußten wir uns Fuß für Fuß einen Pfad mit dem Beile durch das Dickicht bahnen, dann bestand der Boden wieder auf einer Strecke von zehn Meilen oder mehr aus tiefem Sand, in welchen die Räder buchstäblich bis zur Achse einsanken, so daß wir uns glücklich schätzen konnten, wenn wir in 40 Minuten unter den größten Anstrengungen einen halben Kilometer Weges zurücklegten.

Um 4 Uhr nachmittags, nachdem das Gewitter sich verzogen, brachen wir von der Stelle, wo wir seit dem Morgen gerastet hatten, wieder auf und setzten den Marsch fort, bis wir um 8 Uhr abends

vor einem aus verkrüppelten Dornen bestehenden Dickicht das Lager aufschlugen, um in dem scharfen, stechenden Gesträuch eine ziemlich unbequeme Nacht hinzubringen. Solange es dunkel war, führten die Schakale und Hyänen beständig ein höllisches Konzert rund um uns herum auf und die Tiere kamen oft so nahe heran, daß ihre Formen sich in dem Lichte der Lagerfeuer gegen den schwarzen Hintergrund abhoben. Als wir um 5½ Uhr am folgenden Morgen weiter zogen, regnete es, und nachdem wir das Dornendickicht verlassen hatten, fanden wir, daß wir bei Tageslicht sicherlich einen besseren Halteplatz hätten finden können. Fünf Stunden lang wanderten wir weiter und nur einmal machten wir unterwegs auf kurze Zeit Rast. Wir trafen mehrfach kleine, von dem morgens gefallenen Regen gefüllte Tümpel, doch konnten dieselben uns nur wenig nützen, weil das Wasser brack war; die durstigen Ochsen waren jedoch weniger eigen und tranken sie sämtlich leer. Wir begannen jetzt wirklich den Mangel an trinkbarem Wasser zu fühlen und setzten deshalb den Marsch noch weitere vier Stunden fort, bis wir endlich Halt zu machen gezwungen waren, ohne das Gesuchte gefunden zu haben. Bei Tagesanbruch ging es weiter, bis wir nach anderthalbstündigem Marsche durch die sandige Einöde, in welcher sich die Wagenräder tief eingruben, das ausgetrocknete Bett eines Flusses erreichten, an dessen rechtem Ufer wir eine gute Stunde hinfuhren, ehe wir ihn an einer Stelle überschritten, wo derselbe sich nach Südwest wendete und die von uns verfolgte Richtung verließ. Die Abhänge der sandigen Ufer waren etwa 3 m tief und sehr steil, es sah daher ganz schrecklich aus, wie die armen Ochsen die Wagen auf der einen Seite mit größter Gefahr hinabbrachten und sich dann abmühten und abmatteten, die ungeheueren Fahrzeuge auf der andern wieder in die Höhe zu schleppen. Als sie endlich glücklich damit zustande gekommen waren, schlugen wir sofort das Lager auf.


Abb. 67. Ein Buschmann (S. 372).

In dem sandigen Bette des Flusses trafen wir eine Menge Vertiefungen, welche mit klarem, krystallhellem Wasser gefüllt waren, das unsere Augen vor Freude über diesen Schatz in der Dürre und Einförmigkeit der Wüste aufblitzen ließ. Schnell eilten wir hin, um

einen herzhaften Zug zu thun, allein unser Entzücken wurde mit den ersten Tropfen in Mißstimmung und Sorge verwandelt — die glänzende Flüssigkeit schmeckte mehr als brack, sie war so salzig wie das Wasser des Meeres. Glücklicherweise fanden wir jedoch in einiger Entfernung von diesen trügerischen Lachen verschiedene Löcher von beträchtlicher Tiefe, welche ein ziemlich trinkbares Wasser enthielten, das wir vermittelst eines Eimers herausziehen mußten, um das stark dürstende Vieh zu tränken.

Die Wüste Kalahari wird dort, wo sie Wasser besitzt, von einer Nomadenbevölkerung bewohnt, die Massaruas, die von den Europäern im allgemeinen mit dem Namen Buschmänner bezeichnet werden. Die Massaruas sind Wilde, sie sind tief schwarz, haben stark vorstehende Backenknochen, kleine glänzende Augen und nur wenig Haar.

Einige von ihnen wagten sich in unsere Nähe und erhielten etwas Tabak und Pulver von mir, worüber sie sich sehr freuten. Nachmittags kehrten sie mit einem Korbe frischer Fische zurück, die sie für mich in den Seeen gefangen hatten. Am folgenden Tage stattete ich auf einem Ausfluge ihrem Lager einen Besuch ab und bemerkte, daß sie Näpfe zum Kochen der Nahrung und einige andere Gegenstände besaßen, welche auf einen Beginn der Civilisation schließen ließen. Ganz überrascht war ich von der großen Menge Landschildkröten, die sie sehr gern zu essen scheinen. Die Frauen bekleiden sich mit dürftigen Fellen und schmücken sich und die Kinder mit Glasperlen. Ihre Waffen bestehen aus Assegais und kleinen ovalen Schilden; auf der Brust tragen sie zahlreiche Amulette, an den Arm- und Beingelenken lederne Zieraten. Der Kopf wird von den Ohren an rasiert, so daß ein mit Haar bedeckter runder Fleck noch bleibt, der wie eine Mütze aussieht. Sie sprechen eine abscheulich klingende Sprache, indem sie jedes Wort mit einer gewissen Bewegung der Zunge trennen.

4.

Ein Besuch in Tabántschu, der Hauptstadt der Barolongs (West-Betschuanen).

— Ernst von Weber —

Rings vom Orange-Freistaate umgeben, liegt das Land der Barolongs, eines Stammes der West-Betschuanen. In ihrer Hauptstadt Tabántschu angekommen, fuhr ich mit meinem Ochsenwagen

bis in die Mitte eines weiten Wiesenplatzes, in dessen Nähe einige europäisch gebaute Häuser standen, und ließ hier ausspannen und mein Zelt aufschlagen, auf dessen Spitze ich demonstrativ meine schwarz-weiß-rote Flagge wehen ließ, die wohl noch nie in diesem ignorierten Weltwinkel erschienen war. Eine schöne und ganz originelle Aussicht hatte ich ringsum: die zahllosen über die verschiedenen Bergabhänge hingesäeten und die Gipfel krönenden Negerhütten mit ihrem bienenkorbartigen runden Bau und ihren zugespitzten Grasdächern gaben ein ganz reizendes Bild auf dem smaragdgrünen Wiesenteppich ab, der die Grundfarbe der ganzen Landschaft bildete. Dieses Paradies ländlichen Friedens wurde überragt von einer gewaltigen steilen Gebirgsmauer, auf deren höchstem Gipfel man die Spuren einer fortifikatorischen Anlage, Mauern mit Schießscharten erblickte.

Nachdem ich meine Feldwohnung in aller Ordnung hergerichtet, d. i. Stühle, den Feldtisch und das Eisenbett auseinandergeklappt und letzteres durch Roßhaarmatratzen, Schakal- und Tigerkarossen zu einem eleganten, weichen Divan umgewandelt hatte, machte ich einen Spaziergang in die Stadt.

Ich sah eine große, in sehr bunte Farben gekleidete Menschenmasse einen Hügel herabwallen, die einen weithin hörbaren Mordspektakel machte. Als ich näher kam, sah ich, daß es lauter tanzende und springende Gruppen waren, die in langer, wie zu einer Polonaise geformten Doppelreihe ihre polkaartigen Sprünge mit taktmäßigem Händeklatschen und grellem Unisonogesange begleitete. Das Schauspiel interessierte mich ungemein, und ich begab mich daher in die Mitte der jubelnden, nach offenbarem Augenschein sich unendlich glücklich fühlenden und sich königlich amüsierenden Negermasse. Es waren lauter regelmäßige Paare von Männlein und Fräulein, und alle in blühendster Jugend, bis zu ganz kleinen Kindern herab, die mit gleicher Leidenschaft die rhythmischen Bein- und Handbewegungen mitmachten. Die Männer wie die Frauen und Mädchen waren mit halbeuropäischer Kleidung angethan; nur das Kostüm eines der jungen Herren war vielleicht etwas gar zu einfach und zwanglos, denn derselbe war bis auf den Gürtel mit herabhängenden Fellfransen ganz nackt, trug aber trotzdem mit bedeutendem Selbstbewußtsein einen abgelegten europäischen Cylinderhut mit umgelegtem blauen Schleier à l'Anglaise auf dem Kopfe.

Eine große Masse augenscheinlich niedrigern Volks, meist Frauen und Kinder und bloß mit Fellen von wilden Tieren bekleidet, standen um die Tanzenden herum als passive Zuschauer. Einzelne der Tän-

zerinnen hatten rote und blaue baumwollene Regenschirme in der linken Hand, mit denen sie sehr graziös während des Tanzes in der Luft herumfuchtelten. Das tolle Durcheinanderspringen aller dieser komischen Gestalten war ungemein amüsant, und ich konnte mich daran gar nicht satt sehen. Ein Ballett von Störchen, Gänsen, Enten und Krähen würde ungefähr einen ähnlichen Eindruck auf mich hervorgebracht haben. Und der Gesang!! Noch heute, versichere ich, summt es mir davon in den Ohren. Aber was das Schönste war, das waren die fabelhaft vergnügten, freudenseligen Gesichter! Ein Jubel, eine Lust von solcher Innigkeit, eine Ausgelassenheit von solcher Seligkeit, wie man nur eben bei Negern sie finden kann! Bei einer solchen festlichen Gelegenheit — es war nämlich eine Hochzeit — zeigt sich die primitive, einfache, kindliche Natur der Neger in aller ihrer Liebenswürdigkeit. Wahrlich, das waren nicht mehr die verdorbenen, aufgeblasenen, trunksüchtigen und diebischen schwarzen Halunken von den Diamantenfeldern, die jedem, der mit ihnen geschäftlich zu thun hatte, einen Ekel vor der schwarzen Rasse einflößten, — es war die noch reine, unverfälschte und unverzogene gutmütige und liebenswürdige kindliche Natur der schwarzen Rasse, wie sie nur da sich glücklich erhalten hat, wo diese Rasse für sich allein und getrennt von den Weißen hat bleiben können.

Die Anwesenheit eines fremden, weißen Gesichts konnte natürlich der ausgelassenen Menge nicht unbemerkt bleiben; aber trotz der allgemeinen Losgebundenheit und Aufregung benahmen sich die Leute mit auffallender Anständigkeit und rücksichtsvollster Höflichkeit gegen mich. Man machte mir überall respektvoll Platz, wo ich mich aufstellte, um das afrikanische Ballett besser zu übersehen, und als sich dann die ganze Gesellschaft in einen großen Garten begab, in dem verschiedene Hütten, die Hütten der Eltern der Braut standen, wurde ich sehr freundlich eingeladen, dahin mitzufolgen. Die Zuschauermasse mußte draußen bleiben, nur die Elite von etwa 200 Personen wurde eingelassen, und jetzt ging für diese eine große Schmauserei los. Den auf winzigen Rohrsesselchen sitzenden oder einfach auf dem Boden kauernden Gästen wurden in aus Gras geflochtenen Schüsseln Rindfleisch und Brei von Kaffernkorn herumgegeben. Nach diesem folgte sogar noch ein höchst wohlschmeckender Kaffee mit Zucker! Um mich zu ehren, forderte der Vater der Braut die Masse auf, das Lied „God save the Queen", übersetzt in die Betschuanensprache, zu singen. Alle erhoben sich und sangen die englische Nationalhymne mit ganz richtiger Intonation.

Als ich dann die fröhliche Gesellschaft wieder verließ, fesselte mich ein neues interessantes Schauspiel draußen an der Umzäunung des Gartens. Hunderte von jungen Mädchen, darunter ein Teil mit ganz allerliebsten Gesichtern, hatten sich dort der aus Zweigen geflochtenen Zaunwand entlang aufgestellt, um wenigstens als Zuschauerinnen bei dem Feste mit gegenwärtig zu sein. Keine einzige davon aber hatte europäische Kleidung, sondern alle trugen das primitive, aus alten Zeiten auf heute überkommene, viel interessantere Nationalkostüm der echten Kaffermädchen Die Hüften umschließt eine kurze, weiche, mit der Haarseite nach innen gekehrte Karroß von Schakal- oder Wildkatzenfellen. Ein Gürtel von zierlichen Perlen-



Abb. 68. Straße einer Betschuanenstadt (S. 373).

fransen umgiebt die schlanke, dünne Taille; Arme und Beine, sowie Hals und Brust sind mit buntem Perlenschmuck behangen, und eine kokett wie ein Husarendolman über die linke Schulter geworfene Karoß (Pelzmäntelchen von den Fellen wilder Tiere) ist ebenfalls auf der auswendigen braunen Lederseite reichlich mit lang herabhängenden Perlenschnüren und hübsch ornamentalen Perlenstickereien verziert.

Das wollige Haupthaar ist zur untern Hälfte weggeschoren und der darüber stehen gelassene, an eine Kardinalskappe erinnernde Haarwulst zierlich von einer Perlenschnur umfaßt, wovon wieder eine Menge kleinerer Perlenschnüre lockenartig herabfallen. Diese obere Haarbedeckung des Kopfes wird von den Mädchen fleißig mit wohl-

riechenden Ölen gesalbt, und so kommt es, daß die hübschen Köpfchen so glänzen und glitzern, als wären Brillanten darüber ausgesäet.

Ich ging an eine der hübschesten, deren prächtige brennende Augen mich besonders anzogen, heran und bot ihr fünf Schillinge, wenn sie ihre Gefährtinnen veranlassen wolle, zu meinem Wagen zu kommen und dort nach ihrer Art ein Tänzchen aufzuführen. Sie sah mich mit großen, verwunderten und fast zürnenden Augen an und gab mir das Geld zurück. Offenbar hatte sie mein schlechtes Holländisch garnicht verstanden. Es gelang mir jedoch später, einen jungen Neger zu finden, der ein wenig englisch sprach; diesem teilte ich meinen Wunsch mit, und er versprach, die ganze Gesellschaft der reizenden wilden Schönen würde in einem halben Stündchen zu meinem Camp kommen.

Dies geschah denn auch, und nun hatte ich ein paar Stunden lang das Schauspiel eines so prächtigen Balletts neben meinem Wagen, wie ich es sicherlich nicht schöner bei einer Aufführung der „Afrikanerin" in Berlin hätte sehen können; ein graziöses, ausgelassenes und dabei doch vollständig decentes, rhythmisches Durcheinanderspringen dieser heitern und anmutigen Kinder der Wildnis, begleitet von fröhlichem Gesange und Händeklatschen in sehr schnellem, an das Gehämmer einer Dampflokomotive in langsamem Laufe erinnernden Takte. Und dieses fesselnde Schauspiel kostete nur einige Ellen von buntem Zeuge, die ich aus einem der europäischen Läden hatte bringen lassen und den feurigsten und schönsten der Tänzerinnen präsentierte. Die graziösen, schlangenförmigen, raschen Bewegungen dieser so harmonisch und schön modellierten Mädchen hatten etwas von den elastischen Sprüngen der Tigerkatze, und man hätte glauben mögen, daß eine lange Reihe von elegant aus Ebenholz geschnitzten Statuen, durch einen Zauberring berührt, plötzlich zu einem elektrisierten und jubelnden Leben erwacht seien.

Nach vollendetem Tanze mußte ich doch den liebenswürdigen Ballerinas von Thaba-Nchu noch meine weitere Dankbarkeit bezeigen. Ich zeigte ihnen daher vor meinem Wagen allerhand Kuriositäten und Seltenheiten, namentlich aber meine Sammlung von afrikanischen Photographien. Vorher ließ ich sie mein eigenes Bild beschauen, das von den umstehenden schwarzen Gazellen sofort erkannt wurde, wie mir die nächststehende und kühnste deutlich dadurch zu verstehen gab, daß sie mir mit schelmischem Lächeln an meinem langen Schnurrbarte zupfte und dabei auf das Bild wies. Nun brachte ich mein 33 cm im Durchmesser großes Vergrößerungsglas heraus, welches

die Photographien vollständig bis zur Lebensgröße darstellt. Wie aber den immensen Jubel beschreiben, welcher unter den schönen Zuschauerinnen entstand, als ich einige Dutzend von Photographien von Negermädchen eine nach der andern hinter das Glas hielt! Es war ein solches reines und kindliches Entzücken ohne Ende, daß ich gewünscht hätte, meine Bildersammlung möchte nie ein Ende nehmen.

Dann kam das Brennglas daran, womit ich einigen mit anwesenden schwarzen Jungen ein wenig die Haut versengte — zu ihrem panischen Schrecken, aber zur großen Genugthuung der übrigen Gesellschaft —, dann meine Uhr, meine Kleider, mein Zelt, mein Bett, meinen Spiegel — alles wurde befühlt und betupft und bewundert, am meisten aber das Innere des Wagens, welcher in seiner wirklich eleganten Ausschmückung den Eindruck eines fahrenden Königspalastes auf sie zu machen schien.

Nachdem die liebenswürdigen Gäste sich an all diesen fremdartigen Herrlichkeiten recht satt gesehen hatten, sagte ich ihnen Gute Nacht und zog mich in meinen Wagen zurück, von dessen Fenstern aus ich noch lange die fröhlichen Gesänge der in langer Prozession heimkehrenden „Rosen von Süd-Afrika“ herüberhallen hörte.

5.

Küste und Hinterland von Angra pequena.

— M. v. K. —

Vom Orangefluß bis zum Kap Frio, der Südgrenze der portugiesischen Besitzungen, machte die Küste den denkbar ödesten Eindruck. In einer Breite von 20—30 km, von Süden nach Norden immer schmäler werdend, säumt ein endlos scheinendes Sandmeer den Strand, hier in der Gestalt einer wüsten Fläche, dort mit abwechselnden, fast Bergeshöhe erreichenden Erhebungen. Wasser fehlt fast überall, da die Wasserläufe das Meer entweder gar nicht, oder nur zur Regenzeit erreichen. Die Küste ist infolgedessen nicht stark gegliedert, doch giebt es eine ganze Reihe geschützter Buchten, welche durch vorliegende Dünen oder durch vorliegende Inseln geschützt, gute Häfen und Ankerplätze bieten. So liegt die Bai von Angra pequena geschützt hinter einer Halbinsel und drei größere Inseln, der Robbeninsel mit bedeutendem Robbenschlag, der Guano liefernden

Pinguineninsel und Schack Island. Diese bilden mächtige Wellenbrecher; hinter ihnen ist ruhiges Wasser und sind gutgründige, schöne geschützte Häfen. Die größte Unannehmlichkeit ist der Mangel an Wasser, welches weit hergeholt werden muß. Wichtig als erste große Wasserstation landeinwärts ist Aus, von wo ein Weg nach der Missionsstation und Residenz Bethanien führt. Ebenso bietet die Walfischbai einen von drei Seiten geschützten, bequemen, sicheren Hafen, der nur den seltenen Nord- und Nordostwinden ausgesetzt ist. Wasser muß auch hier weit landeinwärts hergeholt werden. Es macht einen überaus traurigen, fast niederschlagenden Eindruck, wenn man mit dem schwer beladenen, mit 16 bis 18 Ochsen bespannten Wagen diese wüsten Küstenstriche durchziehen muß. Zuerst sieht der am Lande angekommene Reisende fortwährend ihre Formen verändernde Sanddünen vor sich, durch die er mit seinen Effekten hindurch muß. Sodann, wenn er glücklich, ohne die Gefahr des im Sand-Versinkens erlebt zu haben, hindurch ist, kann er sich glücklich achten, sich auf der endlosen, kahlen und flachen Baifläche zu befinden. Überfällt ihn nun noch der gewöhnlich an dieser Küste herrschende Nebel, so kann es ihm passieren, daß er anstatt am frühen Morgen sich beim Wasser zu befinden, die ganze Nacht herumirrt, wodurch Menschen- und Zugvieh den nächsten Tag in große Not geraten. Schauerlich wird das Panorama, wenn der Mond sein fahles Licht durch den Nebel fallen läßt, und die langgedehnten Schatten der Wagen und schwer sich vorwärts bewegenden Ochsen den weißlichen Sand durchziehen; oder wenn ein hier und da vorkommendes salziges Sträuchlein sich als ein Baum aus der Ferne trügerisch präsentiert, oder gar, wenn am Tage die Hunde nach dem durch die Fata Morgana in die Nähe gezauberten See laufen, um ihren Durst zu löschen und getäuscht mit eingekniffenem Schwanze zurückkommen.

Regen fehlt in der Küstenregion fast gänzlich, doch fällt reichlich Tau. Der Einfluß der Seewinde auf die Temperatur ist außerordentlich angenehm. Regnet es, so entsteht sofort Vegetation. Diese ist in der ganzen Küstenregion äußerst dürftig; einige strauchartige Tamarisken, einige Eispflanzen und wenige Sandhalme zeigen sich hier und da, außerdem aber als wichtige Pflanze eine höchst eigenartige, Nares genannte, Schlingpflanze, die ähnlich dem Strandhafer auf allen Sandhügeln wächst und sie befestigt. Sie trägt eine stachliche, gurkenartige Frucht von ganz vortrefflichem Geschmack, welche nicht nur von den Menschen, sondern auch von fast allen Tieren,

von der Maus bis zum Ochsen, gern verzehrt wird. Auch Raubtiere, selbst solche aus dem Katzengeschlecht, dann Geier, Strauße und andere Vögel fressen sie gern. Besonders gut gedeiht diese Pflanze in der Nähe der Wasserlaufmündungen, findet sich aber auch in ganz wüsten Strichen. Der Vegetation entsprechend ist in der Küstenregion auch die vierfüßige Fauna sehr dürftig und wird fast nur durch einige kleinere Raubtiere vertreten. Von Vögeln giebt es viele Wasservögel, Raubvögel, einige sperlingsartige Vögel und auf den wüsten Ebenen Straußen. Ein ganz anderes Gesicht erhält das Land jenseits des sandigen Küstensaumes. Auch hier giebt es zwar noch manch weiten, dürren, wasserlosen Strich; in der Regenzeit jedoch



Abb. 69. Bai und Küste von Angra pequena (S. 377).

bedeckt sich das Land weithin mit üppigem Graswuchs, rauschende Ströme und Bäche durchziehen es und eine herrliche Vegetation entwickelt sich. Sobald dann wieder die trockene Jahreszeit eintritt, verdorrt die Vegetation schnell; der Anblick der Grasflächen macht den Eindruck großer Getreidefelder, oft auch scheint das Land vollkommen wüst. Im Innern ist das Land bergig und felsig mit großen, oft öden und steinigen Hochebenen. Quarz, Granit, vulkanische Gesteine nebst Kalk, Schiefer und Sandstein sind vorherrschend. Der Baumwuchs zeigt vornehmlich dornige Akazienarten, darunter die von den Holländern sehr charakteristisch „Wart' ein bischen" genannte, doch giebt es auch einiges Laubholz aus dem Geschlechte der Eichen, Weiden, Eukalypten und weiter südlich den Ebenholzbaum.

Zum Gartenbau eignen sich die Flußläufe; derselbe wird aber durch die plötzlichen Anschwellungen der Flüsse sehr gefährdet.

Entsprechend der Vegetation und namentlich den riesigen Weideflächen ist auch die Fauna im Innern sehr zahlreich. Eine Unmasse von Wild strömt zu den durch den Regen erzeugten reichen Futterplätzen. Büffel, Zebras, Giraffen, Gazellen aller Art, gefolgt von Löwen, Hyänen, Schakals, Panthern und Leoparden; ferner Rhinozeros, Strauße, deren Eier ein geschätztes Nahrungs- und Schmuckmittel bilden, Kammpapageien, Geier, Perlhühner, viele Feldhühnerarten und dergleichen. Von Haustieren sind es die unzähligen Rindvieh-, Ziegen- und Schafherden von vorzüglichen Rassen; im südlichen Lande auch Pferdeherden, welche den Reichtum des Landes ausmachen.

Die Eingeborenen gehören der Nama- oder Hottentottenrasse und dem Volke der Damara an. Die Nama sind ein halbcivilisierter Hottentottenstamm von gelblicher Hautfarbe und sehr häßlichem Äußern. Sie wohnen in kleinen, runden Hütten, bauen aber auch Häuser von Lehm und Holz für die Häuptlinge und öffentliche Zwecke. Sie sind zur Arbeit schwer zu bewegen, dagegen amüsieren sie sich gern mit Musik und Tanz. Sehr geschickt sind sie in Anfertigung von allerlei Gerät, wenn sie sich einmal zu dieser Thätigkeit entschließen. Sie wissen Met und berauschende Getränke von teilweise furchtbarer Wirkung zu bereiten. Ihre Kleidung besteht im Karoß, einem Fellkleide und allerlei europäischem alten Plunder. Sehr gern schmücken sie sich mit Zieraten von Eisen, Silber und Kupfer, auch mit Perlen. Zum Schutz gegen die Sonnenstrahlen bemalen sie sich mit Fett, Kohle und Ocker. Ihre Herden bilden ihren Reichtum, Ackerbau treiben sie fast gar nicht.

Die Damaras wohnen in dem Lande nördlich der Namaländer; sie sind ein kriegerisches, rötlich-schwarzes Hirten- und Nomadenvolk, vor Zeiten von Nordosten her eingewandert, wahrscheinlich den Betschuanen verwandt. Sie selbst nennen sich Ovaherero und bewohnen die offenen, ebenen Teile des Landes mit ihren reichen Vieh- und Schafherden; Ackerbau treiben auch sie so gut wie gar nicht, denn auch sie sind sehr faul und nebenbei entsetzliche Lügner. Trotz ihres Herdenreichtums schlachten die Damara selten Vieh; ihre Hauptnahrung ist Milch und das Fleisch etwa erbeuteten Wildes. Im Genuß des letzleren entwickeln sie eine auffallende Gefräßigkeit. Höchsten Wert haben bei ihnen Kupfer und Eisen, während sie andere Metalle, selbst Gold gering achten. Im allgemeinen sind sie schön,

groß und wohlproportioniert, aber nicht stark. Ihr Wesen und Benehmen ist angenehm. Ihre Kleidung ist dürftig, sie beschmieren sich mit Fett und rotem Ocker. Übrigens ist von dem großen auf der Karte von Damara- und Nama-Land bezeichneten Flächenraum nur ein verhältnismäßig kleiner Teil bewohnbar. Undurchdringliche stachliche Dornenwälder bilden das Charakteristische des ersten, weite Sand- und Steinflächen das des zweiten. Wenn im August die warmen Westwinde beginnen, versiegt bald jeder Fluß, verdorrt fast alle Vegetation. Zwar kommen schon vom September an Gewitter und Niederschläge vor, aber erst vom Dezember bis Mai tritt die eigentliche Regenzeit ein; dann finden sich starke, kalte und trockene Ostwinde und nicht selten sieht man am Morgen mehrere Centimeter dickes Eis. Schnee ist sehr selten.

Zu Ackerbaukolonien scheint nach allem Mitgeteilten das Land nur wenig geeignet, während bei Herstellung brauchbarer Verkehrswege Handelskolonien nicht nur guten Erfolg versprechen, sondern auch segensreich für die Bevölkerung werden dürften.

6.

Der Kaufmann bei den Eingeborenen der Westküste.

— C. G. Büttner —
früher Missionar in Otyimbingue im Hererolande.

Bei dem Handel mit den Eingeborenen ist natürlich von einem Kauf und Verkauf gegen Geld keine Rede, sondern es handelt sich dabei immer darum, daß ein bestimmtes Landesprodukt gegen eine bestimmte Ware eingetauscht werde. Dabei ging und geht es noch heute etwa in folgender Weise zu:

Ein Häuptling, dessen Leute auf der Jagd glücklich gewesen sind, und der nun die erbeuteten Straußenfedern möglichst rasch umsetzen will, oder der zur Abwechselung nach irgend einem Stück der europäischen Kultur ein besonderes Bedürfnis empfindet, hört, daß ein Händler in der Nähe sei; einige junge Leute werden hingeschickt, um ihn auf die Werft zu holen. So lenkt dieser denn von dem offenen Wagenwege ab, und in der oben beschriebenen Weise geht es nun durch das Gebüsch, wo manchmal die Axt den Weg erst bahnen muß, und über Stock und Stein bis zu der Werft. Etwa eine Viertelstunde von der Werft wird der Händler halten, um nicht

allzusehr von der Zudringlichkeit der Eingeborenen belästigt zu werden und vor allem in der Nacht einigermaßen Ruhe zu haben. Auch hat er ja wohl immer schon gekauftes Vieh bei sich, und es würde für ihn verloren sein, wenn es unter das Vieh der Werft geraten möchte, obwohl es schon der Sicherheit halber durch einen frischen Einschnitt in den Ohrzipfeln gezeichnet ist. So wird es denn auch das erste sein, was er an der Haltestelle besorgen läßt, daß „Kraal" gemacht wird. Es werden Dornbüsche und Dornbäume gefällt und in einen dichten Kreis gelegt, mit den Spitzen nach innen. In diesem „Kraal" hat das Vieh zu bleiben, so lange es nicht auf die Weide getrieben ist, bis die Reise weiter geht.

Unterdes hat sich die Nachricht von der Ankunft des Fremden auf der Werft verbreitet, und die geringeren Leute und die Kinder, bei denen die Neugierde leichter zu verzeihen ist, strömen zu den Wagen heraus, um diese Erscheinung aus einer andern Welt anzustaunen. Einzelne vorlaute und keckere Geister fangen auch wohl an, um eine Kleinigkeit zu bitten, um ein Messer, um ein Hemd, jedenfalls um ein Stückchen Tabak. „Tu pa o omakaya", „gieb uns doch Tabak", ist der Gruß, mit dem der Europäer fast von jedem Herero, den er im Felde trifft, begrüßt wird. Manchmal war es komisch genug, wenn wir mit mehreren Herero im Felde zusammentrafen, wie sie, nachdem sie uns einen Augenblick angesehen, wie mit einem Munde: tu pa o omakaya sagten; oft genug mußten sie selbst darüber lachen. Die Frauen bitten wohl auch um eine Nadel oder auch um ein wenig Salz, welches sie dann, wie die Pariserin ihren Bonbon, mit dem größten Wohlgefallen graciös verschlucken. Von dem Häuptling kommt nun wohl auch ein großer Topf Milch, dem weitgereisten Fremdling zur Labe, freilich meist nicht sehr appetitlich aussehend, da diese Milchgefäße nach heidnischem Gebrauch eigentlich nie gereinigt werden dürften. Der eingeborene Wagentreiber erklärt dann wohl dem Händler auch die Bedeutung der Knöchel und Krallen, welche den Topf z. B. als solchen bezeichnen, aus dem nur vornehme erwachsene Männer trinken dürfen. Ist der Häuptling ein anständiger Mann und der Sitte der Väter noch treu, so folgt auch wohl als Gastgeschenk für den „Otyirumbu" ein Hammel. Otyirumbu nennen nämlich die Herero den Europäer, eigentlich ein gelbes Ding, sei es nach der Farbe seines Haares und seines Bartes, sei es nach der wunderlichen Farbe seiner Kleider; denn dem Herero ist alles gelb, für dessen Farbe er kein rechtes Wort hat, sei es, weil er den Europäer nach der alten Fabel der Herero für den Abkömm-

ling eines Löwen und einer Hererofrau hält und durch den langen wunderlichen Bart des Fremden an den „gelben" Löwen und seine Mähne erinnert wird. Einzelne Beschauer haben sich auch wohl über das unerhörte Aussehen des Fremden so erschreckt, daß sie gestorben zu sein glauben und nur wieder durch etwas Tabak, den natürlich der Fremde spendieren muß, wieder erweckt werden können.

Nach einiger Zeit kommt dann auch der Herr der Werft selbst, wohl herausgeputzt, mit seinen Vornehmen, um den Händler zu begrüßen, und natürlich wird nun wieder um Tabak gebeten. Dann wird der Kaffeekessel aufs Feuer gesetzt, und bald schlürfen die Eingebornen mit Wonne den kostbaren Trank; immer wieder wird die Pfeife des Häuptlings und anderer Vornehmen gestopft, und wandert dann im Kreise, auch bei den Knechten umher, welche wenigstens ein paar Züge thun dürfen, von denen dann auch wohl der eine und andere betäubt hinstürzt, weil er, um nichts von dem herrlichen Genuß zu verlieren, den Tabaksdampf hinuntergeschluckt hat.

Dann geht es nun an ein Fragen nach dem Schönen und Neuen, das der Händler mitgebracht. Die Gewehre werden vorgenommen, die neuen Systeme bewundert, kritisiert und probiert. Ist der Händler selbst ein guter Schütze, so sind natürlich seine Gewehre, mit denen man so gut treffen kann, ganz besonders empfehlenswert. Nur muß er auch ab und zu einmal vorbeischießen, sonst wird die Sache wieder verdächtig, denn unmöglich kann es mit rechten Dingen zugehen, wenn einer immer wieder, ohne zu fehlen, das Ziel trifft. Auch die Kisten mit den Kleiderstoffen werden hervorgeholt, die Kleider ausgebreitet; der Händler muß auch wohl das eine und andere zur Probe anziehen, damit die Eingeborenen sehen, wie der Rock steht; sie selbst können ja, weil sie mit Butter und Ocker eingeschmiert sind, nichts anprobieren, ohne es zu beschmutzen. Die Stoffe werden auf ihre Stärke und Solidität geprüft. Denn der Südafrikaner, vor allem der Bantuneger, ist wie ein rechter Bauer für das Solide und Dauerhafte, wenn er schon einmal sein gutes Geld für etwas ausgeben soll. Sein nüchterner, auf den nächsten Vorteil gerichteter Blick läßt sich nicht so leicht durch bunten Aufputz blenden. Eine Façon oder Handelsmarke, die er als ein Zeichen solider Ware kennt, wird gerne wieder gekauft; ein einziges unsolides Stück macht alle scheu, Waren dieser Art noch weiter zu versuchen.

Unterdessen hat man auf der Werft alles, was man an unbrauchbarem Vieh hat, zusammengesucht; denn das wirklich gute behält der Herero natürlich für sich, um sich noch lange an dem Anblick des-

selben zu ergötzen. Kühe, die sich nicht melken lassen, stößige Ochsen, Hammel, denen die Schakale die Schwanzspitze abgebissen, Ziegen, deren Euter krank ist, alles dies soll nun dem dummen Europäer, welcher doch nicht viel vom Vieh versteht, mitgegeben werden. Glücklicherweise für den Händler suchen sich die Herero bei dieser Gelegenheit alles des Viehes zu entledigen, das irgendwie zu abergläubischen Befürchtungen Anlaß gegeben hat, das auf den Aschenhaufen des heiligen Feuers getreten, das geheiligte Zweige benagt, zu unglücklicher Stunde gebrüllt hat. Dem Europäer schadet es ja wohl nichts, da er sich nicht scheut, mit dem metallenen Theelöffel die Fliegen aus der Milch herauszufischen; ein schreckliches Verbrechen für einen altgläubigen Herero, der zu diesem Geschäft höchstens einen Span benutzt, da die Milch von keinem Metall berührt werden darf. Unter diesem verzauberten Vieh findet sich manches sonst ganz gute Stück.

Nun kann also zum Handel geschritten werden. Es wird nach dem Preise gefragt. Dieses Gewehr, heißt es dann, ist für 7 oder 8 gute große Ochsen feil, diese Jacke für drei große Hammel, jene Hose für zwei. Prüfend wird alles noch einmal überschaut; endlich wird ein Haufen Ochsen herangetrieben; es naht sich ein Käufer für das Gewehr. Hier sind die Ochsen, sagt er, und nun werden aus dem großen Haufen die vier kleinsten vorgetrieben. Das soll nun genug sein. Der Händler remonstriert: Nicht vier habe ich gefordert, sondern acht, und so kleine wie diese vorgeführten habe ich gar nicht gemeint; und dabei zeigt er dann an seinem Arm, wie lang wenigstens die Hörner sein müßten. Der Herero wird nun anfangen, die Gnade des Händlers anzuflehen: „Ach, mein Herr, erbarme dich doch über deinen armen, armen Knecht. Du bist ja ein so großer, reicher Mann, du hast einen so großen und schönen Wagen, du hast so viele und große Zugochsen, du hast so viele, schöne Sachen in deinem Wagen, erbarme dich doch über deinen armen Knecht, nimm seine Ochsen und gieb ihm nur dieses eine Gewehr. Ich brauche dieses Gewehr so nötig und ich habe keine Ochsen mehr als diese u. s. w. u. s. w." Wenn dann der Händler fest bleibt, wird er vielleicht noch eine alte Kuh zulegen wollen, dabei in fortwährender Rede seine eigene Armut beteuern und des Händlers Güte und Reichtum preisen: „O, ich sehe es dir an den Augen an, was für ein gutmütiger Mann du bist u. s. w." Wehe dem Händler, der sich einmal hat verleiten lassen, von der einmal gestellten Forderung etwas abzulassen, der kommt nie wieder zur Ruhe; mit einer gran-

diosen Zähigkeit wird mit ihm gehandelt werden, bis er die Geduld verliert und doch nachgiebt. Wer dagegen einmal den Ruf der Festigkeit erlangt hat und als unnachgiebig bekannt ist, hat bald nur geringe Mühe und erreicht mit scheinbarer Leichtigkeit alles, was er haben will; ja wenn es einmal ein Gauner versuchen wollte, ihm etwas abzuschwindeln, so wird die ganze Korona schon mit gespannter Erwartung darauf lauern, wie er ihn abblitzen wird. Ich kam einmal auf einer Reise in das obere Schwachaubthal zu Herero, welche besonders dafür berühmt waren, wie sie die Händler schikanieren könnten, und denen jeder Händler gern aus dem Wege fuhr. Um nun die Art dieser Leute kennen zu lernen, ließ ich mich mit ihnen in den Handel ein, da ich so wie so etwas Schlachtvieh und einige junge Ochsen kaufen mußte, auch machte es mein Reiseplan so wie so notwendig, bis zum Nachmittag bei ihrer Werft zu bleiben. Einige alte, elende Ziegen, welche sie mir zuerst anboten, kaufte ich für hohen Preis, indem ich ihren Forderungen nachgab, und als es nun an das Handeln um ein gutes Gewehr, welches für Ochsen verkauft werden sollte, ging, waren sie überzeugt, daß sie es mit mir wie mit jedem andern Neuling machen könnten, und ich hatte nun allerdings völlige Gelegenheit zu sehen, was die Herero im Handeln leisten können, und es wurden mir eine Reihe von Rindern vorgetrieben, von denen immer eins besser sein sollte wie das andere, und von denen in Wirklichkeit jedes folgende nur schlechter war als sein Vorgänger. Meine eigenen Leute konnten es schon nicht mehr aushalten, schimpften über die Unverschämtheit ihrer Landsleute und drängten zum Aufbruch. Wenn ich nun nicht anzuspannen gestattete, so meinten jene, sie würden mich doch zuletzt überreden und wurden nur noch unverschämter. Aber ich hielt Stand, bis die gesetzte Stunde gekommen war. Da brach ich den Handel ab und ließ anspannen. Sie glaubten im Anfang nicht, daß es nun mein Ernst sei: schließlich, als sie sahen, daß ich thatsächlich wegfuhr, waren im Nu die von mir geforderten Ochsen da, da das Gewehr wirklich preiswürdig war. Aber ich blieb auch jetzt fest und ließ mich nicht mehr mit ihnen ein. Auf der nächsten Werft habe ich dann am folgenden Tage fast ohne zu handeln meinen Bedarf an Schlachtvieh und jungen Ochsen eingekauft.

Einzelne Händler freilich machten sich kein Gewissen daraus, die Eingeborenen in ihrer eigenen Weise zu behandeln. Besonders berühmt war darin ein Händler, welcher eine Zeitlang in Okahandya wohnte. Derselbe pflegte den Herero, wenn sie den Preis eines

Stückes wissen wollten, nur mit Grobheiten zu antworten; er hielt es ihnen vor, wie sie hinterher immer mit seinen Waren unzufrieden seien und ihn einen Betrüger nannten. So ließ er sich denn immer erst durch langes Bitten dazu herab, ihnen einiges von seinen Sachen aus großer Gnade und Barmherzigkeit zu allerhöchsten Preisen abzulassen. So verkaufte er ihnen Cichorie, wovon sich einmal eine Partie aus einem gestrandeten Schiffe in seine Hände verirrt hatte, als eine neue Sorte superfeinen Kaffees zu 5 Mark das Pfund, alte aufgeputzte Sachen für Nagelneues nach der besten Mode. Und wenn ihn dann die Leute hinterher zur Rede stellten, so wurde er nur noch desto gröber, weil er es ihnen ja vorausgesagt hätte, daß sie ihm nachher mit solchen Beschuldigungen kommen würden. Und doch konnten die Herero von ihm nicht lassen, knüpften immer wieder mit ihm an und ließen sich immer wieder von ihm übers Ohr hauen.

Etwas anderes als bei solchem Viehhandel geht es bei dem Handel mit den Straußenfedern zu; einmal liegen diese dem Herero nicht so sehr am Herzen wie seine Ochsen, zum andern kann er deren Wert nicht so leicht abschätzen. Auch handelt es sich bei der Schätzung von Straußenfedern im Jagdfelde immer darum, mitzurechnen, was die europäische Industrie auch aus den beschmutzten, schadhaften Federn machen kann, welche an und für sich in den Händen der Afrikaner höchst unansehnlich sind. So geht der Handel hier viel glatter vor sich. Freilich befolgen die Eingeborenen auch hier ein Verfahren, durch welches sie sich vor Übervorteilung durch den Europäer beschützen wollen. Niemals werden sie ihren ganzen Vorrat sogleich zum Vorschein bringen, sondern sie halten damit solange wie möglich hinter dem Berge. Auch hier werden sie immer zunächst die schlechtesten, unansehnlichsten Federn zuerst zum Verkauf anbieten, gewissermaßen um zu sehen, ob der Händler gerade bei guter Laune ist. Dieser hat sich natürlich schon vorher auf den Nachbarwerften genau erkundigt, wie die Jagd ausgefallen ist, und wenn er einigermaßen sein Geschäft versteht, so wird er wohl wissen, was er zu erwarten hat. Somit wird er dann, wenn er einen ziemlichen Vorrat von guten Federn erwarten darf, für die ersten schlechten Federn möglichst viel, auch über den wahren Wert hinaus, zahlen; wenn dann der Eingeborene sieht, wie gut er behandelt wird, bekommt er Mut, auch allmählich das übrige vorzubringen, ohne bei dem letzten so zu feilschen wie bei dem ersten. Übrigens pflegten wir Missionare im Hererolande grundsätzlich keine Straußenfedern zu kaufen.

Allmählich mußte natürlich diese urwüchsige Art zu handeln einer rationelleren weichen; die Eingeborenen wurden nach und nach mit dem (englischen) Gelde bekannt, und es wurde, in der Theorie wenigstens, nunmehr alles in Geld abgeschätzt. Allerdings hatten die Afrikaner, welche überhaupt im Rechnen mit Zahlen keine Meister sind, wenig Begriff von der eigentlichen Bedeutung der Geldstücke, und diejenigen, welche, ferne von den Missionsstationen, keinen Schulunterricht erhielten, blieben mit den Unterschieden der einzelnen Münzsorten lange unbekannt. Geld war ihnen eben Geld. So kamen denn Scenen wie die folgende oft genug vor: der Nama bringt zu dem Händler einen Hammel. „Was kostet er?“ „Zwölf Pfund Sterling!“ „Gut, ich kaufe den Hammel von dir für zwölf Pfund Sterling, was willst du nun für die zwölf Pfund Sterling haben?“ „Nun,“ sagt der andere, „ich will zuerst diese Hose, und dann dies Tuch, und dann“ — „Halt,“ spricht der Händler, „diese Hose kostet zehn Pfund und das Tuch zwei, so ist dein Hammel bezahlt.“ Und der Mann ist es zufrieden, denn er hat es auch sonst nicht anders gehört, als daß man für eine Hose und ein Tuch einen Hammel zu geben pflegt.

7.
Auf St. Helena.

— Wilhelm Heine —

Es war Mittag geworden, als unser Schiff vor St. Helena in der Bai von Jamestown vor Anker ging; Felsen, nichts als kahle, nackte Felsen, rechts und links, soweit das Auge reicht, 100 m gerade aus dem Meere aufsteigend, das in ewiger Brandung gegen sie anbraust; hier und da, wo verwittertes, ausgewaschenes Gestein herabgestürzt ist, grottenartige Vertiefungen und in den Mündungen einiger Schluchten Batterien; weiter nach Westen eine kleine Insel, Egg-Island, mit einigen Kanonen; in der Mitte, gerade vor uns, das kleine Städtchen Jamestown in einer Schlucht gelegen; auf Felsenhöhen westlich ein Fort, Ladder Hill (Leiter Hügel), mit starken Batterien, östlich auf halber Höhe ein anderes mit Batterien, darüber wieder Batterien und rechts und links, oben und unten, überall Batterien und Kanonen, wo man nur hinblickt, so daß die ganze Insel fast wie eine Art von Stachelschwein erscheint. Mit Ausnahme einiger

dürftiger Baumgruppen in der Stadt, nirgend auch nur die Spur eines grünen Fleckchens — mit einem Worte: ein so trostloser Anblick, daß einem das Herz vor die Füße fällt.

Das ist die äußere Physiognomie von Sankt Helena. —

Da wir hier nur eine sehr kurze Station machen sollten, so wollte ich die Zeit möglichst benutzen und ging gleich ans Land. Am Ende eines langen Dammes, der sich am Fuße der Felsen hinzieht, ersteigt man eine leiterartige Felsentreppe, von 632 Stufen, wie ich später erfuhr, hinauf bis zum Fort.

Da hier aber wenig Interessantes zu sehen war, verfolgte ich meinen Weg immer weiter und kam endlich durch ein wirklich nicht ganz unangenehmes Thal auf eine andere Höhe mit einer kleinen Kirche und nicht weit davon nach Plentation-House, der Residenz des Gouverneurs. Hier sieht es in der That etwas wohnlicher aus und ist dies entschieden noch der beste Teil der Insel. Nach Süden und Westen sieht man wieder die See, denn die ganze Insel hat ungefähr 60 km im Umfange und 16—18 km im Durchmesser. Gegen Osten lag Longwood, dazwischen aber eine sehr tiefe Schlucht.

Da es für diesen Tag zu spät war, um Longwood noch zu besichtigen, so kehrte ich durch diese Schlucht wieder nach Jamestown zurück. Auf diesem Wege kam ich bei dem Landhause, die Briars genannt, vorbei, wo Napoleon seinen einstweiligen Aufenthalt genommen hatte, bevor Longwood für ihn eingerichtet war. Der Aufenthalt ist zwar schon im höchsten Grade beschränkt, aber doch immer noch besser wie das spätere Haus.

Am nächsten Morgen aber brach ich bei guter Zeit nach Longwood auf. Der nächste Weg dahin führt, fortwährend ansteigend, zuerst im Thale entlang, an dessen Ende wendet man sich gegen Osten und erreicht nach etwa 3 km eine Höhe, von der aus man das Thal mit dem Grabe, sowie das Plateau von Longwood und Death-wood-plains übersieht. Der zunächstgelegene obere Teil des Thales, mit der nächsten Umgebung des Grabes, sieht noch erträglich aus; der Wiesengrund ist hier und da mit Buschwerk und einigen Bäumen bestreut, und ganz oben am Rande der Straße liegt eine Art von Hotel mit einem Gärtchen, in welchem sich sogar Blumen vorfinden.

Ich sparte mir den Besuch des Grabes für den Rückweg auf und ging sofort auf das, etwa 3 km weiter gelegene Longwood los. Sobald man das kleine Thal verlassen hat, wird die Landschaft abschreckend kahl; mit Ausnahme eines ganz kleinen Gehölzes, dicht bei

Longwood, ist nichts zu sehen, als nackte, sterile, steinichte Fläche und starre Felswände. Kaum daß hin und wieder ein ärmlicher Kaktus, oder ein verkrüppelter Strauch Artemisia hinreichende Nahrung findet. Es ist selbst für den besuchenden Reisenden, der wieder fortgehen kann, sobald er will, ein trüber, melancholischer Anblick, um wieviel schrecklicher mußte er dem französischen Kaiser und seinen Leidensgenossen gewesen sein!

Endlich erreichte ich das Thor von Longwood, an dem ein kleines Mädchen eine beschmierte Schrift präsentierte, welche die besuchenden Damen und Herren in englischer und französischer Sprache ersucht, die Summe von 2 Schillingen (2 M.) zu erlegen, bevor man das Gatter passiert. Man kommt dann in eine Art von Allee, gebildet von einer Reihe trauriger Gummibäume auf der rechten und einem Aloezaun auf der linken Seite, hinter welchem letzteren einige geackerte Felder liegen.

Am Rande der Allee betritt man einen freien Raum, an dessen linker Seite die sogenannte neue Residenz steht, ein ziemlich geräumiges Gebäude, das jedoch niemals beendigt worden ist und folglich auch von Napoleon, für den es gebaut war, niemals bewohnt werden konnte. Rechts, etwas weiter zurück, liegt die eigentliche Farm von Longwood, dieser welthistorische Platz, dahinter wieder einige elende Bäume, welche Longwood und Death-wood-plains scheiden, eine Hochebene, auf der ein englisches Regiment während Napoleons Gefangenschaft ein Lager bezogen hatte; ganz in der Ferne endlich erblickt man die See, zwischen zwei hohen Felsstücken, der Barren und Sugerloof genannt, auf deren letzterem ein Wachthäuschen gelegen ist, von welchem aus man jede Bewegung in Longwood beobachten konnte. Das Farmhaus von Longwood, Napoleons Wohnung, liegt am südlichen Abhang des Hügels und ist daher den Passatwinden, die hier das ganze Jahr scharf wehen, am allermeisten ausgesetzt. Man hatte also auf diesem ganzen unwirtlichen Eilande die allerunwirtlichste Lage ausgesucht.

Das Wohnhaus sieht erbärmlich aus, Thüren und Fenster zerbrochen, auf dem Platze vor dem Hause zerbrochenes Geschirr und Unrat aller Art, Ställe und halbzerstörte Zäune rings herum.

Man tritt zuerst in einen Raum von 5 m Breite bei $6^1/_2$ m Länge, der als Billardzimmer diente. Das zweite dahinterliegende Zimmer war das Speisezimmer und zugleich dasjenige, in welchem der Kaiser starb. Dies sieht aber noch trostloser aus wie das erste. Haufen von Stroh, Schutt und allerlei Unflat liegen überall umher, die Dielen sind halb aufgerissen, ein Teil des Daches ist eingebrochen.

An der rechten Seite vom Eingange her zwischen zwei Fenstern stand ehemals das Bett des Kaisers, sein sterbendes Haupt war gegen die Wand gelehnt. Im Geiste fühlte ich mich unwillkürlich wieder in jene Todesstunde zurückversetzt: draußen stürmte und tobte es, und machte die traurige Scene noch trauriger, um das Bett aber standen die wenigen Freunde in Schmerz versunken: „Tête de l'armée —“ flüsterten die bleichen Lippen des Sterbenden.

Zwar ist es nicht das Originalhaus, in dem der Kaiser wirklich starb. Dies wurde 1857 als ein Geschenk der Königin von England an Napoleon III. nach Paris gesandt, während man in Longwood eine getreue Nachbildung des alten Hauses errichtete. Aber auch diese machte in ihrem kläglichen Verfall auf mich einen sehr traurigen Eindruck, so daß ich nicht glaube, daß in den Berichten über die Leiden des Kaisers viel übertrieben ist.

Auf dem Hinabwege besuchte ich auch die ehemalige Grabstätte des Kaisers. Hier ward mir wieder die alte Tafel mit einer Mahnung um 2 Schillinge präsentiert, nur zum Unterschiede bei Longwood statt von einem kleinen Mädchen, von einer alten Negerin. Das Grab liegt in einem eingegitterten Wiesengrunde von jungen Fichten und Cypressen umgeben. Die einsame Trauerweide, welche es früher beschattet, ist vom Sturm niedergebrochen. Zu sehen ist nicht mehr viel. Die Reste Napoleons sind ja seit 1840 im Invalidendom in Paris beigesetzt. Ursprünglich war in dem großen Grabe eine zweite engere Vertiefung, in welcher der mit einer Sammetdecke bedeckte Sarg stand; diese Öffnung ward mit drei Steintafeln bedeckt und diese mit Cement geschlossen; die Hauptplatte aber, welche die ganze Gruft schloß, war mit eisernen Stangen befestigt.

Es waren nur trübe Eindrücke, die ich empfing. Herzlich froh war ich daher, als wir um 6 Uhr abends wieder unter Segel gingen und die Insel bald aus dem Gesicht verloren. Ich spüre durchaus kein Verlangen in mir, St. Helena jemals wieder zu besuchen.

8.

Kapstadt und Tafelberg.

— Eugen Tuve —

Vom Schiffe aus hatte Kapstadt den Eindruck einer öden, toten Häusermasse auf mich gemacht. Jetzt, wo ich in den Straßen auf-

und abschritt, war ich um so mehr über den lebhaften Verkehr erstaunt, der sich vor meinen Augen entfaltete. Da gab es eine Pferdebahn, Straßenlokomotiven, welche die schweren Lastwagen an die Seeküste transportierten; hin und wieder fuhren Equipagen über die chaussierten Wege der südafrikanischen Metropole. Dort liefen die schwarzen Eingeborenen in ihren leichten Kostümen einher, hier boten die braunen Kulis aus dem heißen Indien, mit allerlei Goldschmuck in Ohren und Nasen, alle Sorten von erfrischenden Früchten feil. Malayen mit prächtigem Turban auf dem Haupte schritten an mir vorüber, und an der gegenüberliegenden Straßenecke erkundigten sich einige Araber in orientalischer Tracht bei zwei Chinesen in blauen Hosen und Blusen, mit Strohhüten auf dem Kopfe, nach dem Wege. Binnen einer Stunde waren mir Abkömmlinge fast aller verschiedenen Menschenrassen zu Gesicht gekommen, und die vielen nach europäischem Geschmack herrlich ausgestatteten Gebäude vollendeten in mir den Eindruck, daß ich mich in einer Stadt befand, welche als Handelsplatz für Süd-Afrika von großer Bedeutung ist. In der Kapstadt finden sich allerdings noch sehr viele einstöckige Häuser, welche in echt afrikanischem Stile erbaut sind, aber die europäisch eingerichteten Baulichkeiten fangen an vorherrschend zu werden.

Unter die ersten Sehenswürdigkeiten, welche die Natur in der Umgegend der Kapstadt dem Reisenden bietet, gehört der Tafelberg. Seine grauen Felsmassen, die steil gen Himmel streben, und jeglichen Grüns bar sind, tragen den Stempel rauher Ursprünglichkeit auf ihrem Antlitze und flößen dem am Fuße stehenden Wanderer Ehrfurcht und Staunen ein. Die Besteigung dieses Berges ist mit manchen Gefahren verbunden. Wenigstens wissen die bequemen Bewohner der Kapstadt viel darüber zu berichten. Schon viele, sagt man, erstiegen seine Spitze, wurden in seine Wolken eingehüllt, die plötzlich heraufziehen und oft tagelang auf dem Berge lagern, verloren Weg und Steg und kehrten nimmer wieder zu ihren Freunden im Thale zurück. Doch derartige Unglücksfälle müssen schon deswegen zu den Seltenheiten gehören, weil überhaupt nur wenige die Besteigung unternehmen.

Es war morgens 5 Uhr, als ich wohl ausgerüstet zu einem solchen Unternehmen, aber allein, ohne Begleitung, aus der Lichtung der Eichenallee heraustrat, welche sich von der Stadt aus bis an den Fuß des Berges erstreckt. Vor mir erhob die ungeheure Felsenmasse tot und starr ihr graues Gestein über die Gipfel der Bäume, welche in den ersten Strahlen der Morgensonne erglühten. Dort hinauf

wollte ich klimmen ohne Weg und Steg. Am Fuße des Berges zieht sich auf der Stadtseite ein kleiner Wald hin. Durch Gestrüpp und Buschwerk bahnte ich mir den Weg, umgeben von schwirrenden Heuschrecken mit rot schillernden Flügeln und von stachligen Kakteen. Hier und da erhob eine Eidechse ihr zierliches Köpfchen und verschwand mit Blitzesschnelle unter den Steinen. Große Schmetterlinge, ähnlich unseren Schwalbenschwänzen, schwebten von Blüte zu Blüte, und heiße Sonnenstrahlen drangen durch die Gipfel der Bäume und fielen auf das dichte Buschwerk. Das war ein interessanter Gang. Überall trat mir das Fremdartige der Vegetation, das Fremdartige der Tierwelt entgegen. Ich stellte Vergleiche an mit unseren schönen deutschen Wäldern, ihrem geheimnisvollen Rauschen, ihrer heiligen Stille, ihrem würzigen Dufte, ihrem kühlenden Schatten. Alles das war hier anders. Kein Blättchen regte sich, durchdringend traf der schrille Ton der zahllosen Grashüpfer mein Ohr, nimmer verstummte das Geschrei der verschiedenen Vogelarten in den Zweigen; viel intensiver dufteten die Blüten, und selten bot sich ein Plätzchen der Ruhe dar, welches nicht von der heißen Afrikasonne beschienen wurde.

Bald war der schmale Wald durchschritten, und jetzt lag nichts als steiniger Boden, mit einigen halbverbrannten Sträuchern vor mir. Eine rauhe Wildnis, in der sich Felsblöcke, wie man sie bei uns auf dem Brocken zu sehen Gelegenheit hat, zu Tausenden übereinander türmten, lag in unheimlicher Stille vor mir. Durch die Doppelsohlen meiner Stiefel fühlte ich die Hitze, die der steinige Grund ausstrahlte. Ich berührte mit der Hand einen Felsblock und zog sie unwillkürlich zurück, wie ein Kind, das dem heißen Ofen zu nahe kommt.

Über Steinblöcke und Geröll klimmend hatte ich schon eine beträchtliche Höhe erreicht, als mir senkrecht emporsteigende Felswände den Weg versperrten. Nur eine schmale Schlucht blieb noch übrig. Diese bildete den einzigen Weg und auf Händen und Füßen kroch ich in dieselbe hinab. Längs der Bergseite hin, die der Kapstadt zugewendet lag, hatte vor kurzem ein großer Waldbrand gewütet. Wo sich Vegetation in diesen hohen Regionen gezeigt hatte, gab es jetzt nur kahles, verkohltes Strauchwerk. In der Schlucht schien das Feuer besonders Nahrung gefunden zu haben, denn ein Gewirr von schwarzen, spröden Zweigen starrte mir entgegen. Kein andrer Laut als das knackende Geräusch meiner Fußtritte deutete auf ein lebendes Wesen. Überall umgab mich das verkohlte Gestrüpp und hinterließ

schwarze Streifen auf Gesicht und Händen, die es im Vorübergehen berührte.

Die Schlucht führte mich auf die Rückseite des Berges, von wo aus ich endlich nach vielen Anstrengungen, oft kriechend und kletternd, die Höhe des Tafelberges erreichte. Ich befand mich oben auf dem Plateau, welches sich der Länge nach über den ganzen Berg ausdehnt.

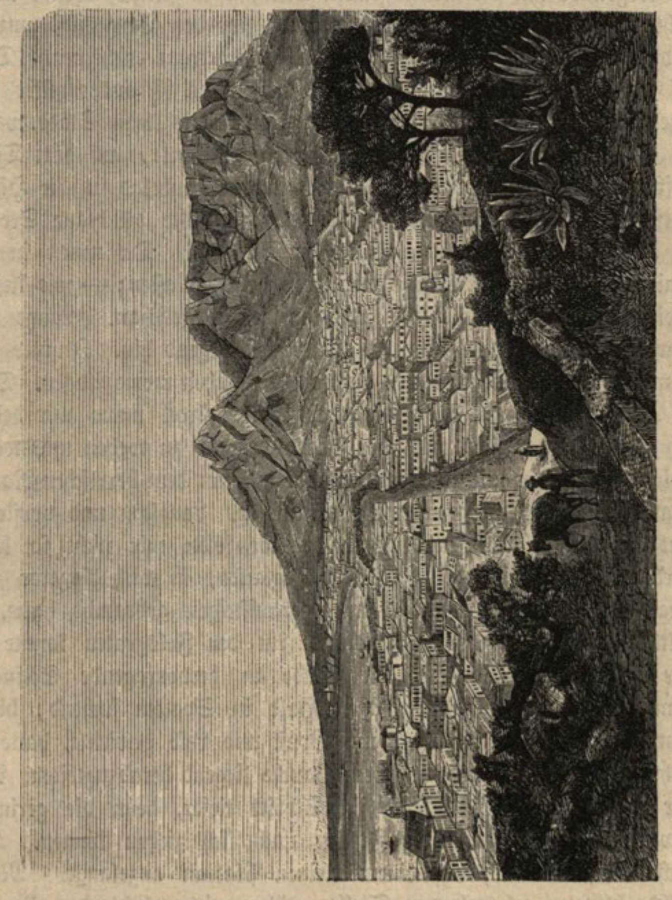


Abb. 70. Die Kapstadt. (Nach Holub.) (S. 394.)

Es war nachmittags drei Uhr. Nach zehnstündigem Steigen und Klimmen hatte ich das Ziel erreicht, welches mir am Morgen, da ich des Weges unkundig war, zu erreichen fast unmöglich geschienen hatte.

Für Mühe, Gefahr und Anstrengung fand ich reichen Lohn. Hinter mir lagen unten im Abgrunde die felsigen Häupter der ver-

schiedenen Bergzüge, durch deren Thäler ich mich heraufgearbeitet hatte, hinter mir lagen alle beschwerlichen Kletterpartien über jene steilen Grate, die jetzt aus der Tiefe zu mir aufstarrten. Ich schritt vor an den Rand des Plateaus, dessen Längsseite nach der Tafelbai gerichtet ist. Senkrecht fielen die Felswände in eine ungeheure Tiefe ab. Ein durchsichtig blauer Wolkenschleier hatte sich wie ein Gürtel im Abgrunde um die steilen grauen Steinmassen gelegt. Weiter unten ruhte mein Auge auf dem Waldessaume, der den Bergesfuß umzieht und dessen Baumgruppen mir klein wie Heidekraut erschienen. Dort tief unten lag die Kapstadt. — Wie ich sie da so ausgebreitet und regelrecht aufgestellt sah, erinnerte ich mich an die kleine Stadt, welche ich als Kind Sonntags aus der Schachtel kramte, auf dem Tische aufbaute, und über deren Schönheit ich dann jubelnd in die Hände klatschte. Und dort unten, weit entfernt, bespülte die blaue See die im Halbrund ausgebuchtete Küste der Tafelbai. Da unten in der Bai lagen die großen Schiffe mit ihren hohen Masten; — wie kleines Spielzeug erschienen sie mir aus meiner Vogelschau. Lange Zeit schweiften meine Blicke über die malerische Gegend hin. Immer und immer wieder fesselte eine neu entdeckte Schönheit meine Augen. Doch die Zeit mahnte zum Aufbruch, der Wolkengürtel unter mir dehnte sich weiter und weiter aus, der Wind begann zu wehen und weckte meinen Geist, der mit inniger Bewunderung an dem herrlichen Naturschauspiele hing, aus seinen Betrachtungen. Langsam und vorsichtig trat ich den Rückweg an. Doch derselbe sollte mir nicht so leicht werden als der Hinweg. Hatte ich geglaubt, in viel kürzerer Zeit hinab zu gelangen, als ich zum Heraufsteigen gebraucht hatte, so sollte ich mich darin sehr täuschen. An den Felsgraten konnte ich nur mit größter Vorsicht, die Hände an hervorragende Steinchen klammernd, und mit den Füßen Halt in Spalten suchend, hinab klimmen. Eine wollene Decke um Brust und Leib gewickelt, hatte ich mehrmals lange Strecken auf dem Bauche liegend herabzugleiten. Nur sehr langsam ging es Schritt für Schritt tiefer, denn die geringste Unvorsichtigkeit hätten üble Folgen nach sich ziehen können. Auf solche Weise war ich auf einem kleinen Plateau angelangt. Meine Hände bluteten an mehreren Stellen; über mir erglühte der Bergessaum in prachtvollem Purpur, die Sonne sank tiefer, ihre letzten Strahlen drangen zu meinem einsamen Ruheplatze.

In Süd-Afrika ist die Dämmerung von kurzer Dauer. Ich mußte mich mit dem Gedanken vertraut machen, die Nacht hier oben zuzubringen, denn in der Dunkelheit tiefer zu steigen wäre ein toll-

kühnes Unternehmen gewesen. Noch besaß ich Vorrat an Speise und Trank: ich hatte mich auf alle Fälle vorbereitet. Meine wollene Decke schützte mich vor der Kälte, die in dieser Jahreszeit nicht sehr groß war. Zwischen zwei Steinblöcken bot sich mir ein hartes, aber sicheres Lager. Mein zusammengerollter Rock gab mir ein vortreffliches Kopfkissen ab, und tief in die Decke eingehüllt, mein gutes Gewehr geladen zur Seite, über mir das klare Sternenzelt, schlief ich ein, mit meinen Gedanken in der lieben Heimat.

Die Nacht verlief in ungestörter Ruhe. Die ersten Strahlen der Morgensonne teilten die Nebelschichten, die mich umgaben, und der junge Morgen sah mich schon wieder in voller Thätigkeit, kletternd, gleitend und springend tiefer und tiefer gelangen. Noch einige rauhe Partien und ich befand mich wieder in der Nähe des Waldes, der den Fuß des Berges umsäumt. Ein klarer Quell, den mein Auge zwischen dem Steingeröll entdeckte, erquickte mich und nahm zugleich alle Besorgnisse, die ich über mein äußeres Aussehen hegte, von meiner Seele. Das Gesicht war mir an einigen Stellen von scharfen Steinchen zerkratzt, meine Hände waren blutig geschunden, dazu gerechnet die schwarze Malerei, welche mir das verbrannte Buschwerk aufgetragen hatte, mußte ich ganz leidlich hergestellt sein.

Nach einem halbstündigen Waschen durfte ich mich wieder unter Menschen sehen lassen. Die Gefahren der Reise waren überstanden, hoch über mir türmten sich wieder jene steilen Felswände auf und freudig schaute ich zurück auf das vollbrachte Werk. Die heiße Mittagssonne sah mich, verschiedene kleine Verletzungen abgerechnet, wohlbehalten in der Kapstadt wieder.

9.

Die Küste von der Kapstadt bis Durban.

— Eduard Mohr —

Wir dampften zur Tafelbai hinaus. Es kann in Bezug auf die Küstengestade keine wildromantischere Landschaft geben, als wie sie sich dem Auge des Reisenden entrollt, der von Kapstadt kommend, durch die Hout-Bai nach dem Kap der guten Hoffnung hinfährt. Green Point mit seinen reizenden Villen, der phantastische, wie ein riesiger Thron alles überragende Löwenkopf, dräuende, schroff und

steil aus dem Meer sich erhebende Felswände, starr, trotzig, regungslos; zu ihren Füßen die wilde, ewigbewegte, rollende Flut, die ihre Schaummassen wie weiße Flammen in ohnmächtiger Wut an diesen Urpfeilern der Natur emporwirbelt, im Süden und Westen der unendliche Ocean, im Nord-Osten, das Ganze abschließend, die in Wolkenmassen gebadeten Höhen des Tafelberges — dieses ganze große Naturbild im Zusammenhange überschaut, hinterläßt unvergeßliche Eindrücke, die in stets frischen Farben in der Erinnerung weiter leben.

Hat man das Nadelkap umschifft, so bleibt der Kurs ein ost-nord-östlicher. Hier hat man mitten in der braunen stachlichten Wüste — die man hier Karoo nennt — und die gleich in der Küstenlinie anfängt, mit großer Mühe und Arbeit einen reizenden Garten angelegt, ausgestattet mit tropischen Gewächshäusern, Springbrunnen und Teichen, der perennierende Blütenschmuck desselben hebt sich wie eine lachende Oase gegen die ihn umgebende öde und vegetationslose Landschaft ab. Das ist Port Elizabeth an der Algoa-Bai. Eigentlich besitzt Port Elizabeth nur eine einzige lange Straße, an welcher die Stadt liegt, die sich im Bogen um die Bai herumzieht.

Am Abend verließen wir bei dem herrlichsten Mondschein Port Elizabeth, unser Kurs blieb Nord-Nord-Ost, parallel mit der Küste, die uns oft nur in der Entfernung eines Büchsenschusses auf Backbord-Seite blieb. Nun entrollt sich ein herrliches Panorama: bald sind es bergige Landschaften, deren Thäler mit dichtem fremdartigen Wald bestanden sind, bald Hügel, bedeckt vom saftigsten Grün, an deren Seite die muntern Kaffirjungen die bunten Herden weiden; dort öffnet sich ein felsiges Thal, ein eilender Bergstrom windet seine Wasser durch steile Felswände und treibt sie schäumend dem Meere zu, hin und wieder tauchen die Dörfer der Eingeborenen mit ihren bienenkorbartigen Hütten auf, der blaue Rauch der Feuer kräuselt sich zur Höhe empor, die fleißigen Weiber sind in den Mais- und Mabele-Gärten (Durra) beschäftigt, oder tragen auf den Köpfen riesige Bündel von Brennholz ins Dorf; die Männer liegen schwatzend, rauchend oder faulenzend vor den Eingängen der Hütten. — Dann kommen wieder Stellen, wo wir stundenlang an der Küste weiter dampfen, ohne auch nur die Spur des Menschen in diesen Sitzen des Friedens und der Fruchtbarkeit anzutreffen, Ländereien, die in der Ruhe des ersten Schöpfungstages weiter träumen, von deren reichen Segen an Fruchtbarkeit und Fülle keine Hand Nutzen zieht. Prachtvoll ist der Abend und die Beleuchtung der in südlich glühenden Farben ruhenden Landschaft, und wenn die Sonne sich dem Horizont

nähert, welche wechselnden Schattierungen an den Felsenstirnen, wie intensiv blau das Meer, wie markiert die Schaumlinie der sich mit dröhnender Gewalt am Ufer brechenden See!

Je weiter wir nach Norden vorwärts dringen, desto mannigfaltiger und auffallender wird der Typus der Vegetationsformen, eine Tagereise südlich von Natal entfernt erblicken wir schon jene baumartigen Kakteen, die merkwürdigen Euphorbien, die für die Landschaftsbilder dieser Gegenden so charakteristisch sind, jene weiten hellgrünen, im Winde wogenden Flächen sind Zuckerrohrfelder, welche die Sitze schaffender Menschen und der Kultur verraten. In der Ferne erblicken wir jetzt die rötlichen Felsenmassen, welche das Kap am Südeingange des Hafens von Durban bilden; auf der Höhe desselben ist weithin sichtbar und höchst malerisch der massive Leuchtturm errichtet und dicht daneben die Signalstation. Die rückwärts nach Westen gelegenen Hügel, die mit dem Vorgebirge zusammenhängen, sind mit dichtem Urwald bedeckt, in dem vor 30 Jahren noch die Elefanten hausten, deren Pfade dort heute noch erkennbar sind.

Von Süden nach Westen herum ziehen sich bewaldete Höhen und Hügel, die bei der Stadt Durban den Namen der Berea führen und auf denen die Landsitze der reicheren Bewohner liegen, und die im Hafen vom Deck der Schiffe aus deutlich zu erkennen sind. Zwischen der Berea und der Stadt dehnen sich zum Teil Ebenen und sumpfige Wiesen aus, im Hafen liegen die Inselchen Salisbury und Farewell, die große Zuckerplantage von Congella peilt West und etwas südlich davon ergießen die Bäche Umbilo und Umchlatusan ihre Wasser in die Bai.

Somit nehmen wir nun Abschied vom Dampfer, der Augenblick der Landung ist da.

10.

Einkehr bei einem Buren.

— Karl Mauch —

Als wir uns endlich mit unseren Ochsenwagen Rustenburg mehr näherten, entschädigte der schnelle Kontrast völlig für die Langweiligkeit der letzten Tage, wo nicht einmal mehr durch Wild eine kleine Abwechselung hervorgebracht worden war. Leicht auszuleitende Bäche und höchst fruchtbarer Boden ermunterten zur Anlage zahlloser Far-



Abb. 71. Farm eines Buren (S. 399).

men, am Wege stehen die netten, oft geräumigen Wohnhäuser der Buren mit einem Garten daneben, zu dessen lebendiger Umzäunung die türkische Feige oder Granatäpfel oder Quittensträucher gewählt worden sind und worin Pfirsiche, Aprikosen, seltene Äpfel und Birnen, Feigen, Weinstöcke, verschiedene Gemüse, Kartoffeln, Bataten, Tabak, Kürbisse und Melonen gezogen werden. Wo nicht bereits größere einheimische Bäume vorgefunden wurden, um eine schattige Umgebung herzustellen, sind Maulbeeren und Syringen und für besseren Anblick aus der Ferne australische Eukalypten verwendet worden, während verschiedene Aurantiaceen gewöhnlich vor dem Hause gepflanzt sind. Leider zeigt alles wenig Verständnis in der Behandlung oder aber Vernachlässigung. Unmittelbar am lustig rauschenden Bächlein entlang ist der geeignetste Boden für Cerealien, wie Weizen, Mais u. dgl.; hinter dem Hause oder seitwärts davon befindet sich je nach Bedarf der mit einer Steinmauer oder dornigen Sträuchern eingefaßte Platz für den Viehbestand. Das Pferd grast entweder frei am nahen Hügel oder ist mittelst eines Riemens, der ihm um Hals und Knie befestigt ist, am Entlaufen gehindert.

Beim Bau der meisten Häuser wurde sehr einfach und billig zu Werke gegangen, denn jeder, der sich hier zu Lande ansiedeln will, ist zugleich sein eigener Baumeister, ihm genügen dicke Lehmwände in länglich-viereckiger Form aufgeführt, in welchen für Thüren und Fenster die entsprechenden Lücken gelassen werden; einige unbehauene Baumstämme werden quer darüber gelegt und darin die Dachsparren aus dünneren Stämmen befestigt, am First aneinander gebunden und an den Firstbalken festgemacht, lange Riedgräser oder Schilfrohre zu je zwei oder drei wieder horizontal darüber gebunden und mit einer dicken Graslage bedeckt. Der Boden oder die Flur wird aus einer Mischung von Erde aus Termitenhügeln und Rindermist hergestellt und mittelst Feststampfens oder Festschlagens geebnet. Um die Zimmer, deren es gewöhnlich zwei oder drei sind, voneinander zu sondern, werden die in den Zwischenwänden gelassenen Öffnungen mit Vorhängen aus gedrucktem Baumwollstoff geschlossen. Nur der Haupteingang erhält eine hölzerne Thüre, die verschließbar ist.

Ein oder mehrere Hunde der verschiedensten Mischung begrüßen bellend den fremden Ankömmling und der „Baas“, der Hausherr, erscheint gewöhnlich, durch den entstandenen Lärm herbeigelockt, auf der Schwelle der halb geöffneten Thüre, auf die übliche Begrüßung wartend. Die Kinder, an denen man meist keine Verschwendung von Seife oder häufigem Gebrauch von Wasser gewahren kann, betrachten



Abb. 72. Hürde eines holländischen Buren (S. 399

den Herankommenden neugierig, aber doch schüchtern im Schutze ihres Vaters, während die Hausfrau gern von ihrem Platz hinter dem kleinen Fenster ihre Beobachtungen anstellt und für den Fall, daß der Fremde ordentlich gekleidet ist und Anstalten trifft, einen kleinen Aufenthalt zu nehmen, bereits an die schwarzen Dienstboten den Befehl erteilt, den Kaffeekessel an das Feuer zu rücken. Nach gegebener Erlaubnis, ausspannen zu dürfen, wobei der Hausherr nicht selten selbst Hand anlegt, und nach Bezeichnung der Gegend, wo die ausgespannten Tiere grasen und später zur Tränke geführt werden sollen, folgt die Einladung zum Betreten des Hauses; gewöhnlich wird jene hölzerne Bank zum Sitzen angewiesen, welche der Thüre und den Fenstern gegenüber steht, damit der Fremde selbst besser beleuchtet werde. Jetzt werden die stabilen Fragen gestellt: Wer? Woher? Wohin? Man erkundigt sich nach der Qualität der Fracht und deren Preisen, nach Verwandten, Viehstand, Ernteberichten u. dgl. mehr. Diese Art der Unterhaltung ist überall dieselbe und vertritt gewissermaßen die Zeitung, von welcher für uns unentbehrlichen Einrichtung der holländische Bur noch wenig wissen will oder wegen Mangels an nötiger Bildung nichts wissen kann.

Bald mangelt es an weiterem Stoffe, der Fremde macht sich zur Weiterfahrt bereit. Ein wiederholter Peitschenknall ist das Zeichen für den Wächter, die Zugtiere zunächst zum Wasser und dann zum Wagen zu bringen; auch beim Einspannen ist der Baas meist behilflich und wenn alles bereit ist, wird von allen Mitgliedern der gastfreundlichen Familie einzeln Abschied genommen. Tag, Ohm! Tag, Tante! Tag, Neffe! Tag, Nichte! Tag, Junge! tönt es beziehungsweise aus jedem Munde, alle sind verwandt; der Fremde besteigt den gewöhnlichen Sitz auf der Vorderkiste seines Wagens und ruft dem Treiber „treck“ (zieh' an) zu; und weiter geht es.

11.

Bei den Diamantensuchern.

— Desdemaines-Hugon —

Wir sind in Boshof angelangt, der letzten Station unserer langen und beschwerlichen Fahrt von der Kapstadt nach den Diamantengruben im Burenlande. Schon bemerken wir in der Ferne die Baracken von Bultfontein, bei dem ganz dicht die Diamanten-



Abb. 73. Die Minenstadt Dutoitspan (S. 403).

stadt Dutoitspan und nach der andern Seite die Gruben von Kimberly liegen: ein Anblick, der unser Herz schlagen läßt vor Hoffnung und Erregung.

Es ist ein eigenes Ding um eine Stadt ohne Häuser, wo Bureaux, Hotels, Magazine sich in Baracken und Zelten befinden, wo die Waren Tag und Nacht ohne irgend welche Aufsicht auf der Straße gelassen werden, wo irgend ein Übelthäter durch einen einfachen Messerschnitt, den er am Abend in die Zeltleinwand macht, alles wegnehmen könnte, was er begehrt. Indessen hat es nichts damit auf sich, denn in allen Minenstädten der Erde regiert das Lynchgesetz, und man schafft sich selbst mit seinem Revolver Gerechtigkeit, indem jeder seinem Nachbar Beistand leistet.

Ich habe von dem Eindruck, welchen man bei der Ankunft im Lager empfängt, erzählt: aber wie soll ich von der wunderlichen Zusammensetzung, welche die Table d'hote des ersten Hotels bietet, sprechen? Die Gesellschaft der ersten Table d'hote, an die ich mich bei meiner Ankunft in der Minenstadt Dutoitspan setzte, bestand aus Leuten aller Nationen, aber bot nur einen einzigen Unterhaltungsgegenstand: die Minen und ihre Erträge. Reisende, Diamantenkaufleute, Handeltreibende jeder Art, Minengräber sprechen nur von diesen Steinen, als den Gegenständen ihrer brennendsten Begierde, und man gab eine Anzahl Diamanten von Hand zu Hand, von denen die meisten sehr groß waren — denn die kleinen zu zeigen lohnt es sich nicht der Mühe — ohne an die Möglichkeit einer Unterschlagung zu denken. Der Minengräber, welcher so seine Taschen auf dem Tisch ausleerte, und welcher seine Steine unter seine Mitgenossen, die er oft nur dem Ansehen nach kannte, ausgeteilt sah, wartete ruhig, bis jeder seine Prüfung beendet haben würde und ihm seinen Schatz zurückgegeben, den er Stein für Stein wiederbekam, ohne daß je etwas daran gefehlt hätte. Ich konnte an demselben Abend einen prächtigen Diamanten von 115 Karat sehen, der im Laufe des Tages durch einen in der vorhergehenden Woche angekommenen Minengräber zu Tage gefördert war, und welcher für die geringe Summe von 500 Mark, ein Claim, eine bisher ertraglose Parzelle von etwa 100 qm verkaufen wollte. Der erste Eigentümer hatte dort drei Monate, ohne irgend etwas zu finden, gearbeitet, entmutigt, hatte er sich sein Terrain vom Halse geschafft, dessen Ertraglosigkeit in demselben Augenblick aufhören sollte. Dinge dieser Art kommen fast alle Tage vor; man hat mir einen Irländer genannt, welcher sich für 20 Mark eine schlechte Parzelle gekauft hatte und der nach einigen Stunden Nach-

suchens einen Diamanten fand, den er für 60000 Mark verkaufte. Diese unverhofften Gewinne, von denen jeder erzählt, haben begreiflicherweise eine ansehnliche Bevölkerung nach den Minen gelockt.

Man baut jetzt dort Magazine aus Holz und Eisenblech, und sogar kleine Häuser, welche aber wegen des Transportes sehr teuer sind, der auf etwa 1 Mark das Kilo zu stehen kommt, denn man findet an diesen Orten absolut nichts und muß sich alles Material aus der Kapstadt oder aus Port Elizabeth kommen lassen. Ein Fichtenbrett kostet 16 Mark, ein Balken 64 Mark und der Rest im Verhältnis, im Arbeitslohn empfindet man auch den Mangel an Arbeitern und niemand hat Lust, als Zimmermann zu arbeiten, wenn er mit einem Schlage seiner Spitzhacke 20 Mark verdienen kann, auch giebt es dort kaum Leute, die mit Ausnahme der reichen Minengräber sich den Luxus eines Hauses gestatten können. Diese leben auf eine ziemlich angenehme Weise, sie haben einen guten Tisch, Klavier, Pferde und Wagen, Krocketplatz, sie gehen in Konzerte, zu Rennen, auf Bälle, in Theatervorstellungen, denn es giebt dort jetzt alles das, selbst einen Roulettetisch. Mit dem praktischen Sinn, der die sächsische Rasse charakterisiert, haben die Engländer der Minen zwei neue Mittel, um jedermann zum Roulette und zum Theater zu locken, gefunden. In dem Spielsaal stehen immer bereit zur Verfügung der Spieler, Cigarren, Biscuits und verschiedene auserlesene Erfrischungen, selbst Champagner, alles nach Belieben und vollständig unentgeltlich; man begeht keinen Verstoß, wenn man davon ohne Unbescheidenheit Gebrauch macht. Was die Theater anbetrifft, so sind, damit man dieselben ohne Störung genießen kann, die Kinder durch eine Maßregel, die den Preis für ihren Platz auf 100 Mark setzt, davon ausgeschlossen. Es ist wahrscheinlich, daß die Mitglieder des Komitees, das diese Maßregeln gefaßt hat, Hagestolze gewesen sind, aber man muß es anerkennen, daß sie im öffentlichen Interesse gehandelt haben, und niemand beklagt sich darüber. — Die Frauen finden in den Minen Modehändler und Juweliere, die Kinder Schulen, die Männer Zirkel mit allen Zeitschriften Europas; aber man muß nicht nach diesen Ausnahmen über die Existenz der Masse urteilen und glauben, daß die Vergnügungen einen Teil des Lebens der Minengräber ausmachen, denn die meisten gewinnen mühsam, was sie brauchen, wenn sie überhaupt dazu gelangen, etwas zu gewinnen, und außerdem lassen die Stunden der Arbeit, der Ermattung und die Forderungen des Klimas wenig an Vergnügen denken.

Die Diamantenerde, welche die Karren nach den Orten, wo sie

ausgesondert werden muß, transportiert haben, wird zuerst im ganzen von Leuten platt gedrückt, die sich im Kreise niederhocken, mit Holzscheiten bewaffnet, mit denen sie die Erde schlagen, je nachdem eine Schaufel voll davon in ihre Mitte geworfen wird. Diese erste Operation hat zum Ziel, sie von den Steinen zu trennen. Man

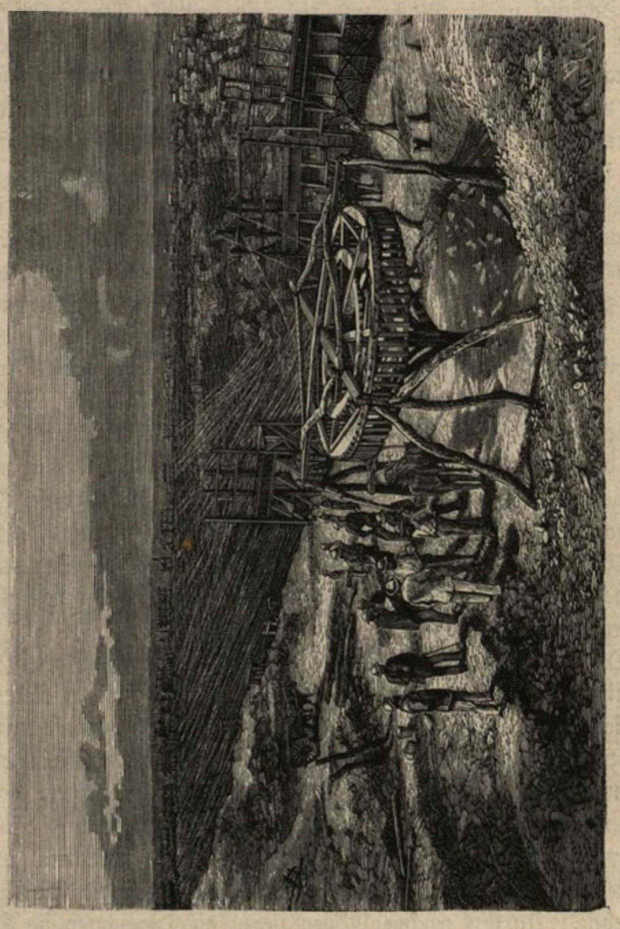


Abb. 74. Diamantengewinnung (S. 405).

schüttet sie darauf durch ein Sieb mit Maschen von ungefähr 15 mm im Quadrat, das den Kalkstein zurückhalten soll, welchen man wieder zurückwirft, trotz der Diamanten, die sich daran befinden können, denn die Mühe, die man sich geben müßte, um diese Steine auszubrechen, würde nicht den Verlust an Zeit und Geld, der durch diese Arbeit verursacht würde, ausgleichen. Die Erde wird in ein zweites

Sieb mit kleinen Maschen von 2—3 mm gebracht, um sie von dem Staube zu befreien und sie in Stand zu setzen, ausgesondert zu werden. Man schüttet sie alsdann auf Tische, um welche die Leute mit einer Art von Schaufel, die aus Stücken Weißblech oder den Überresten von alten Gefäßen gemacht, aufgestellt sind; jeder stößt seine Schaufel in die Masse und zieht eine gewisse Menge Erde, ungefähr eine Handvoll, heraus, mit derselben Bewegung legt er sie auseinander, daß er mit einem Blick sehen kann, ob sich Diamanten darin befinden. Die Sicherheit des Blicks, die man durch die Übung erwirbt, macht diese Arbeit schließlich viel weniger umständlich, als es zuerst scheint. In diesem Punkt können die Neuangekommenen, wenn sie die fortwährende Auf- und Niederbewegung des Armes sehen, nicht an die Möglichkeit eines ebenso schnellen Auslesens glauben. Es ist indessen schwer, einen Diamanten, so klein er auch sein mag, durchgehen zu lassen, denn obgleich dieser Krystall im unbearbeiteten Zustande kein Feuer wirft und keine Farbe hat, springt er einem auf eine erstaunliche Weise inmitten der Erde und des Kieses in die Augen, und bemerkenswert ist, daß er immer rein ist, selbst im Staube, der sich niemals daran hängt und ihn zu respektieren scheint. Trotz dieser günstigen Eigenschaften enthält die nach der Auslese wieder zurückgeworfene Erde noch viele Diamanten, weil die zu dieser Arbeit gebrauchten Kaffern mehr damit beschäftigt sind zu schwatzen, als auf den Tisch zu sehen, und aus Faulheit machen sie die Schichten so dick, daß die Diamanten inmitten anderer Dinge vergraben werden und dem Blick entschlüpfen.

Die Diamantenfelder werden in zwei Abteilungen geteilt: die Flußminen und die trockenen Minen. In den Flußminen finden sich die Diamanten auf den Ufern und im Bett der Flußläufe inmitten der verschiedensten Steine: Kalcydone, Agatsteine, Olivinblenden, roten und grünen Granaten, Granitsteinen, glimmerhaltiger, doppelt zusammengesetzter Feldspate, Tuffsteinen, alaunhaltiger und eisenkieshaltiger Schiefer, Glimmererde, Aragonite. Diese, manchmal lebhaft gefärbten Steine erfreuen den Blick und verhindern die Eintönigkeit der Arbeit. In den trocknen Minen liegen die Diamanten im Sande und in der angeschwemmten Erde, zwischen Kalksteinen aller Art, Granaten, Chrysolithen, Schiefer, Glimmererde u. s. w. Alle trockenen Minen liegen inmitten weiter unangebauter Gegenden, die so eben und so eintönig sind, wie das Meer, kaum daß man dann und wann dort irgend einen einsamen Baum bemerkt, der stets zu der Familie der Mimosen gehört, kein Wasser, keine Pflanzenerde, mit einem

Worte nichts, das einen daran denken lassen könnte, daß diese jeder Existenzbedingungen beraubten Regionen dazu da sind, von Menschen bewohnt zu werden. Die Pflanzenerde — Ziegelsteinerde, rot und fein, ohne Steine — hat eine Dicke, die zwischen 10 cm und 3 m schwankt; aber diese letztere Ziffer ist eine Ausnahme. Obgleich sich die Diamanten nicht in dem Überfluß zeigen, wie in irgend einem Wasserbecken, so hat man doch erkannt, daß es deren in dem ganzen Gebiet des Vaalflusses in Menge giebt. —

12.
Unter den Sulu-Kaffern.

— Wilhelm Joest —

In Durban wurde viel von Ketschwayo gesprochen, dem berühmten Häuptling der Sulu-Kaffern, von dessen Tode die Nachricht soeben angelangt war. Vor dreißig Jahren war nach dem Tode seines Oheims Panda die Häuptlingswürde ihm übertragen worden, und er hatte es verstanden, aus seinen Sulus eine Armee von 40 000 Mann, benachbarte Stämme sich unterwerfend, zu bilden, die ihn als eine große Gefahr für die Herrschaft der Engländer in Süd-Afrika erscheinen ließ. In zwei Abteilungen rückte die englische Truppenmacht, nachdem ein Vorwand zum Kriege leicht gefunden war, gegen ihn an: allein Ketschwayos Heer schlug unter der Führung eines seiner Brüder, obgleich nur mit Pfeilen und Wurfspießen bewaffnet, die nördliche Abteilung der Engländer nicht nur bei Isandhlwana aufs Haupt, sondern vernichtete sie auch bis auf den letzten Mann. Tödlicher Schrecken bemächtigte sich der englischen Ansiedler auf die Kunde hiervon, jeden Tag erwarteten sie das Anrücken der Sulus gegen Durban.

Es war damals lediglich der Abfall John Dunns von Ketschwayo, welcher die englische Herrschaft in Süd-Afrika rettete. John Dunn, in Port Elizabeth von englischen Eltern geboren und unter den Sulus am Tugela aufgewachsen, hatte sich, entzweit mit Ketschwayo, zu einem gefürchteten Bandenchef gemacht, der alle Unzufriedenen um sich sammelte. Ketschwayo indessen bot ihm Versöhnung an, machte ihn zu seinem „Bruder", und vereint zogen jetzt beide gegen die Engländer zu Felde. Allein nach dem Siege von Isandhlwana verließ der

weiße Sulu-Häuptling die Sache seines königlichen Bruders. Dadurch bekam der Krieg eine andere Wendung: mit rasch aus Indien berufenen Verstärkungen besiegten die Engländer jetzt den gefürchteten Sulu-König und nahmen ihn selbst im August 1879 bei Ulundi gefangen.

Das Land Ketschwayos wurde jetzt von den Engländern unter 13 verschiedene Häuptlinge verteilt, auch John Dunn von dem Fürstentume, das einst ihm Ketschwayo geschenkt, nur ein kleiner Teil, und zwar unter englischer Oberhoheit, gelassen, und in dem Sulu-Grenzlande bei Etschowe ein Standlager englischer Truppen errichtet.

Den gefangenen Sulu-König schickten sie nach London. Als er indessen von dort zu seinem Volke zurückkehrte, empörte sich dies gegen den einst hoch Gefeierten und zwang ihn, mit seinen Frauen und Verwandten auf dem von den Engländern besetzten Gebiete Zuflucht zu suchen. Dort war er jetzt gestorben. Im „fremden" Lande mochten seine Angehörigen ihn nicht begraben, in die Heimat aber zurückzukehren hinderte sie die Furcht vor ihren Stammesgenossen: so bewahrten sie ihres Königs Leiche unbegraben auf, geduldig einer gelegenen Zeit harrend.

Konnte es eine bessere Gelegenheit geben als diese, den gefürchtetsten Kaffernstamm und seine Gebräuche kennen zu lernen? Ich war rasch entschlossen, sie zu benutzen und von Durban die Fahrt nach Etschowe zu unternehmen. Bis Verulam konnte ich überdies die Eisenbahn benutzen; und zur Weiterreise schickte ich dorthin einen Zweispänner voraus, den ich für 60 Mark täglich gemietet hatte. So reiste ich denn ohne Zögern ab.

Die Bahn wendet sich, der Küste in einer Entfernung von 20—30 km folgend, nordwärts und durchschneidet den landschaftlich schönsten Teil von Natal. Die erste Station, Umgeni, wenige Minuten von Durban, ist, abgesehen von ihrer Schönheit, dadurch interessant, daß noch kürzlich im Dickicht der Ufer des kleinen Umgeniflusses Nilpferde geschossen wurden, Tiere, die in Natal und zumal in der Umgebung von Durban fast eben so selten geworden sind, wie etwa Auerochsen in Europa. Die ganze Fahrt von Umgeni nach Verulam, der Endstation der nördlichen Zweigbahn, ist höchst genußreich: man fährt durch üppigen Wald, an dessen Baumriesen unzählige, mit bunten Blumen bedeckte Schlingpflanzen sich hinaufranken; außerordentlich entwickelte Euphorbien wechseln mit schlanken Baumfarn ab, und auf ausgedehnte Tabak- und Maisäcker folgen meilenweite, mit Zuckerrohr bebaute Strecken.

In Verulam bestieg ich mein Gefährt, nachdem ich den Kutscher, einen uralten Irländer, mit Mühe überredet hatte, mir die Zügel anzuvertrauen. Wir passierten die Furten der Flüsse Umhloti und Umvoti und erreichten am Abend des ersten Tages das Städtchen Stanger, den nördlichsten Ort in Natal nach der Sulu-Grenze hin.

Unterkommen fand ich bei meinem Kutscher.

Von Stanger ging die Reise weiter nordwärts durch hügeliges Gelände. Der Wald verschwand und machte dafür weiten Wiesen mit spärlichen Baum- und Buschgruppen Platz.

Bald erreichten wir die Grenze von Natal und dem Sulu-Gebiet, den Fluß Tugela. Der Fluß, zwar nicht tief, aber über 400 m breit, imponiert durch seine Größe, zumal in Afrika. An beiden



Abb. 75. König Ketschwayo (S. 407).

Ufern saßen schwere verlassene Wagen im Sande fest, während die ertrunkenen Ochsen teils im Geschirr noch schwammen, teils den Strom herabgetrieben waren. Ein Kaffer versuchte gerade, als ich dort hielt, den Strom zu Pferde zu kreuzen, Roß und Reiter aber wurden schwindelig, und nachdem sie vielleicht zehn Minuten mit den Wellen gekämpft, trieben beider Leichname dem Oceane zu.

Das Übersetzen war ziemlich umständlich. Die Furt des Tugela war nämlich infolge von Regen unpassierbar, und da hatte ein spekulativer Engländer ein Floß gebaut, das von Sulus über die seichten Stellen gezogen wurde, während wir über die gefährlichen Schnellen nach Art der fliegenden Brücken vermittelst eines Seils hinwegkamen, das man uns aus einem oberhalb verankerten Boote zugeworfen hatte. Sulus luden unter endlosem Geschrei Wagen und Pferde auf

das Floß, welches, je schwerer es wurde, desto weiter vom Ufer sich zurückzog, bis es endlich ungefähr 100 Schritt von uns im Strom lag, eine Strecke, die wir auf den Schultern der Sulus zurücklegen sollten. Unter allerhand schlechten Witzen wurde ich einem kräftigen Kerl aufgeladen, der die Hälfte des Weges mit mir zurückgelegt haben mochte, als er in Flugsand geriet, unter mir verschwand und mich, den Kopf nach unten, ins Wasser warf. Schwimmend erreichten wir dann beide das Floß. Die Freude der zuschauenden Sulus über diesen Zwischenfall war wahrhaft frenetisch, die meine weniger, denn das Wasser war recht kalt und ich hatte keine Kleider zu wechseln bei mir.

Am andern Morgen wurde sofort angespannt, und nach zwei Stunden Fahrt über ausgedehnte Wiesen und niedere Hügel sah ich plötzlich wie eine Oase in der Wüste eine großartige Besitzung vor mir liegen: drei stattliche Steinhäuser, umgeben von parkartigen Gartenanlagen, waren am westlichen Abhang eines Hügels auf Terrassen, zwischen denen ein breiter Fahrweg sich hinaufschlängelte, angelegt, es war Mangete, eine der John Dunn gehörigen „Farms".

In voller Carriere ließ ich nach afrikanischer Sitte die Pferde den Hügel hinansprengen, um sie vor dem Eingang des tiefstgelegenen Gebäudes, das mehr den Eindruck des Wohnsitzes eines englischen Landedelmanns wie den eines Kaffernhäuptlings machte, durch eine plötzliche Parade zum Stehen zu bringen.

Auf der Freitreppe seines Hauses erwartete mich John Dunn. Vollkommen modern, ja, mit einer gewissen Eleganz gekleidet, das tief gebräunte wohlwollende Gesicht von langem braunen Bart umrahmt, mit einer Figur, die mehr wie ungewöhnliche Kraft verrät, dabei von ruhigem, sicherem Benehmen, machte Dunn den Eindruck eines Gentleman. Als solchen lernte ich ihn auch während der fünf Tage, die ich sein Gast war, kennen und schätzen. Ketschwayos Leiche lag nicht weit von dem Lager bei Etschowe; Dunn besorgte mir einen Führer, und an einem frischen Aprilmorgen setzte ich meine Reise fort. Zur Fahrt nach Etschowe gebrauchten wir zwei Tage. Landschaftlich war der Weg sehr schön, zu beiden Seiten dehnten sich grüne, mit Wiesen, stellenweise auch mit Wald bedeckte Berg- und Hügelketten aus; Bäche und Flüsse gab es in Menge; die Mais- und Hirseäcker der Sulus waren gut bestellt, kurz, das Land, das mich häufig an Thüringen erinnerte, erschien reich und fruchtbar, und unwillkürlich kam mir der Gedanke: hier wäre ein ausgezeichnetes Land für eine deutsche Kolonie! Eingeborene sah ich täglich viele Hunderte, und

während der ganzen Fahrt passierten wir unzählige kleine oder größere Dörfer. Stets schlossen sich mir unterwegs Sulus an, die aus reinem Vergnügen neben meinem Wagen hertrabten; der Sulu ist überhaupt ein so leidenschaftlicher Läufer, daß er beinahe nie Schritt geht, immer trabt oder springt er in mächtigen Sätzen. Auch die Mädchen, sofern sie nicht mit Feldfrüchten schwer beladen im Gänsemarsch einherzogen, begleiteten mich oft auf weite Strecken; häufig gelang es ihnen, mit den Bergpfaden vertraut, vor mir an einer Krümmung des Weges anzukommen, was dann immer das freundlichste Gelächter bei ihnen hervorrief. Jeder Sulu, der mir begegnete, blieb stehen, erhob den rechten Arm und rief mir ein lautes freundliches „ngkosa" (Herr, Gebieter!) zu.

Es geht Wilden gerade so wie den Hunden, sie merken sehr bald, ob man es gut mit ihnen meint oder nicht.

Wenn es mir gefiel, spannte ich meine Pferde in der Nähe eines Kraals aus und ging ruhig in das Dorf. Die Kinder und Mädchen liefen allerdings zuerst schreiend davon, in wenigen Minuten hatte ich mich aber mit den älteren Leuten angefreundet.

Die Männer schneiden und nähen sich, ebenso wie sie sich allein um das Vieh bekümmern, ihre äußerst geschmackvollen Lendenschurze aus Leoparden- oder Ochsenfellen selbst zusammen; am liebsten aber beschäftigen sie sich mit ihrer Frisur oder rauchen Dacha: eine Handvoll Hanfblätter wird auf die Erde gelegt, darauf ein Stück brennender Mist; beides deckt man dann mit Erde zu, bohrt mit dem Finger von beiden Seiten Luftlöcher, und die Pfeife ist fertig. Einer nach dem andern legt sich auf den Bauch und thut ein paar tiefe Züge, denen stets ein furchtbarer Husten folgt, in dem der Hauptreiz des Dacharauchens bestehen soll. Die narkotisierende Wirkung des Hanfes ist so groß, daß ich manche Kerle nach wenigen Zügen vollkommen unzurechnungsfähig sah. Statt der Erdpfeife benutzt man auch häufig Antilopenhörner als Wasserpfeifen.

Der junge Sulu frisiert sich hier in derselben tollen Weise wie in Natal, der verheiratete Krieger dagegen klebt sich mit der größten Sorgfalt aus seinen Haaren mit Baumwachs einen schwarzen, glänzend polierten Ring zusammen. Auf diesen rings um den Kopf laufenden schwarzen Wulst ist der Sulu äußerst stolz, er läßt ihn sich nur mit dem dazu gehörigen Kopf abschneiden. Die Hütten der Sulus bilden die bekannten runden niedern grasgedeckten Geflechte aus Zweigen, die in der Form an Bienenstöcke oder besser an Käseglocken ohne Knopf erinnern.



Abb. 76. Ein Kafferndorf (S. 411).

Diese Hütten umgeben den ebenfalls kreisrunden Kraal für das Vieh, welches nachts eingeschlossen wird. Gegessen wird ein Tier nur von den Vornehmsten, die Nahrung der gewöhnlichen Sulus besteht aus Milch, saurer und süßer, und Hirsebrei. Von diesem geschmacklosen Papp — Sulu: „Popp" — aßen sie zwei- oder dreimal täglich große Quantitäten, ohne daß das Zeug den Leuten sonderlich zu schmecken schien.

Wir wären selbst beinahe gezwungen gewesen, uns am ersten Abend unserer Fahrt bei einem Sulu zum Popp einzuladen, hätten wir nicht eine englische Trainkolonne eingeholt, welche Vorräte nach dem Lager brachte und deren Führer uns sofort einlud, an seinem Lagerfeuer Platz zu nehmen. Am nächsten Morgen erreichten wir Etschowe, wo ich im englischen Lager die gastfreundlichste Aufnahme fand.

So angenehm und interessant indessen der Aufenthalt im Lager auch war, so durfte ich doch den Hauptzweck meiner Exkursion, den toten Ketschwayo womöglich zu sehen, nicht aus dem Auge verlieren. Dem stellten sich nun unerwartete Schwierigkeiten entgegen. Von den Engländern war noch keiner in den Kraal des Königs eingelassen worden und ein Unterhändler, der beste Kenner der Sulusprache und der persönliche Freund von Ketschwayos Brüdern, hatte sich zwei Tage lang vergeblich abgemüht, mir die Erlaubnis zu verschaffen. Die Sulus hatten mein Ansinnen rundweg abgeschlagen und machten dem Manne Vorwürfe, daß er ein derartiges Verlangen, das jedem Sulugebrauche widerspräche, überhaupt stellen könne.

Da beschloß ich, selbst den letzten Versuch zu machen. Alle Offiziere rieten mir ab. Ich bat indessen den Oberst um ein Pferd und ritt mißmutig, da mir ein Dolmetscher fehlte, zum Lager hinaus. Da sah ich ganz durch Zufall einen baumlangen Mulatten dastehen, und ohne recht zu wissen, warum, frage ich ihn auf portugiesisch: „Sprichst du Sulu?" „Snie, Senhor." Das war mein Mann! Auch ihn machte der stets gefällige Oberst beritten und im scharfen Galopp sprengten wir nach dem vielleicht 6 km vom Lager entfernten einstigen Kraal des königlichen Toten.

Er unterschied sich von den gewöhnlichen Sulu-Ansiedelungen dadurch, daß das Centrum desselben nicht durch den runden Korral für das Vieh, sondern durch Ketschwayos Hütte, die wiederum von einem Verhau umgeben war, gebildet wurde.

Sobald ich an den Hütten des auf einem niedern Hügel angelegten Kraals angekommen war, saßen wir ab und übergaben die Pferde zwei Sulukuaben, die äußerst stolz auf diese ihnen erwiesene

Auszeichnung schienen. Allmählich sammelten sich die männlichen Bewohner um mich, und den Ältesten ließ ich kurz fragen, ob ich des Königs Leiche sehen könnte. Natürlich folgte allgemeines Entsetzen dieser Frage und der Alte antwortete: „Erstens ist das unmöglich und zweitens können wir gar nicht darüber entscheiden, sondern nur die Brüder des Königs." „Dann laßt die Herren Brüder, bitte, einmal kommen." „Die wohnen weit, sehr weit von hier." „Oh, ich habe viel, sehr viel Zeit."

Zu meiner Freude trabten sofort einige Jünglinge nach verschiedenen Richtungen den Hügel hinab.

Ich mochte etwa eine halbe Stunde gewartet haben, als von allen Seiten kleine Trupps Sulus sich näherten: langsam und würdevoll traten die Brüder und andere Verwandten des Königs heran, es waren die kolossalsten Figuren, die ich je gesehen, wenn auch in Bezug auf Länge den afrikanischen Buren vielleicht nachstehend, an Ausdehnung und Umfang übertrafen sie dieselben jedenfalls bedeutend. Vollkommen unbekleidet, wie es die Trauer nach Sulusitte mit sich brachte, nur mit dem Abzeichen des Kriegers, dem Haarringe, geschmückt und in der Rechten eine hölzerne kurze Keule wie ein Scepter tragend, marschierten sie an mir vorbei, in einiger Entfernung hinte ihnen die Leute ihres Gefolges, deren Körper im Gegensatz zu den Fettmassen der Häuptlinge an idealer Schönheit einander übertrafen.

Jeder Häuptling begrüßte mich und nahm dann in Entfernung von vielleicht fünfzehn Schritten auf dem Boden hockend Platz. So mochten sich etwa 20 derselben im Halbkreise niedergelassen haben, während ihr Gefolge sich hinter sie gruppierte, als Dabulamandse, Ketschwayos ältester Bruder, erschien. Er ist der Sieger von Isandhlwana. Ketschwayo als König durfte sich selbst an dem Gefecht nicht beteiligen. Auch er ist ein Muster eines herrlichen Wilden, aus seinem Gesicht leuchten ein Paar feurige Augen, seine Zähne sind prachtvoll wie die aller Sulus, und ein langer, schwarzer Bart erhöht sein unheimliches Aussehen. Zum Zeichen tiefer Trauer war auch er unbekleidet; er trat auf mich zu, wir schüttelten uns die Hände, dann hockte er nieder.

Zwei Sulus holten eine Ochsenhaut heran, um sie ihm unterzuschieben, worauf auch ich sofort deren eine verlangte und erhielt. Gesprochen wurde wenig, und als ich vortrat, herrschte vollkommene Stille. Meine Rede lautete ungefähr folgendermaßen: „Ich bin ein alter Freund eures Königs Ketschwayo, er hat mich einst in England eingeladen, ihn zu besuchen (hiervon war allerdings kein Wort wahr,

aber ohne diese Erzählung würde ich nie meinen Zweck erreicht haben), jetzt bin ich über das weite Meer gekommen, ich habe viel, sehr viel Geld ausgegeben, und da will es mein und des Königs böses Schicksal, daß er stirbt. Ich betraure seinen Tod." — Kunstpause. Die Helden saßen unbeweglich und mein Speech schien durchaus keinen Eindruck auf ihre verhärteten Gemüter zu machen. Erst nach und nach begann einer nach dem andern mit leisem Zischen durch die Vorderzähne zu speien, dann holten sie ihre zierlichen Schnupftabaksdosen hervor, schüttelten den Tabak auf die flache Hand und rieben sich denselben wohlgefällig in ihre Nüstern.

Ich faßte diese Zeichen als eine Art Sulu: „hört, hört!" auf und fuhr fort: „Da es mir nun nicht vergönnt war, meinem alten Freunde Ketschwayo die biedere Rechte schütteln zu können, so möchte ich doch wenigstens gerne den Ort sehen, wo er gestorben ist. Ich bin kein Engländer, sondern ein Deutscher, Bruder der Holländer."

Kaum hatte ich geendet, als ein allgemeines, höchst zufriedenes „Ääh!" ertönte. Nach einigen Minuten fragte einer der Häuptlinge, ich konnte nicht ausfinden, welcher, da er nicht auffah: „Wie heißt du denn?" „Ich heiße Wilhelm," „Wilhelm! ääh!" Freudiges Stöhnen von allen Seiten. „Jetzt ist all right!" sagte mein Portugiese. Die Gesellschaft wurde lebhafter, zumal ein alter Sulu kroch von einem zum andern und schien deren Ansichten entgegenzunehmen.

Nach einer Viertelstunde vielleicht bat er mich, ihm zu folgen. Wir näherten uns dem Mittelpunkte des Kraals, passierten die künstliche Hecke und standen dann vor einer höchstens $2^1/_2$ m hohen Hütte. Dieselbe war halbkugelförmig und mit Rohr gedeckt. Die Thür war kaum $^2/_3$ m hoch, ich legte mich daher flach nieder und kroch in die stockdunkle Hütte. Mir war hierbei gerade nicht sehr wohl zu Mute, da ich einen starken Leichengeruch fürchtete, wovon indes glücklicherweise keine Spur zu bemerken war.

Wenn ich nun nichts roch, so konnte ich ebensowenig etwas sehen und bat daher um Licht. Man reichte mir eine brennende Kerze, mit welcher ich den engen, glühend heißen Raum zu rekognoszieren begann; vor mir in der Mitte der etwa 5 m im Durchmesser haltenden Hütte befand sich ein Pfahl, oben an der Decke hingen verschiedene Waffen und Geräte; zur Rechten hockten 10 bis 15 Weiber laut- und bewegungslos neben- und aufeinander und zur Linken stand eine etwa 1 kbm große Holzkiste schmucklos, nur mit schwarzem Reps benagelt — der Sarg Ketschwayos.

Der König war nach seinem Tode in hockender Stellung in

wollene Decken gewickelt worden, dann hatte man ihn in diese Kiste gepreßt, dieselbe zugenagelt, und hier stand der Leichnam nun, stets umgeben von trauernden Weibern. Rings um den Boden der Kiste, zu deren Hereinschaffung man, da sie viel größer wie die Thür der Hütte war, das ganze Haus emporgehoben hatte, war Erde gehäuft, und hierin lag wohl die Ursache der Geruchlosigkeit.

Ich verweilte längere Zeit in der Hütte, leuchtete rund um den Sarg, besah mir jede einzelne der Witwen, war aber doch froh, als ich glücklich durch den niedern Eingang wieder ins Freie gekommen war. Draußen lauerten eine Menge Weiber auf mich und ich sprach den Wunsch aus, alle Frauen meines verstorbenen Freundes vor mir zu sehen. Dem Wunsche wurde Folge gegeben und bald hockten über 30, wegen der Trauer unfrisierte Witwen um mich herum. Eine trotz ihrer mangelhaften Bekleidung äußerst respektabel aussehende ältere Dame erkundigte sich nach meinen Befehlen, und ich erwiderte ihr, daß allein der Wunsch, die Bekanntschaft von so viel Jugend und Schönheit zu machen, mich bewogen hätte, sie zu belästigen, sie möchte mir aber gestatten, ihnen allen als Zeichen meiner ausgezeichnetsten Hochachtung zwei Goldstücke zu verehren; das eine möge sie selbst entgegennehmen, das andere wünsche ich der letzten und jüngsten Gattin meines Freundes zu überreichen. Wie ich erwartete, kroch halb verlegen, halb glücklich, ein hübsches Mädchen vor und nahm seinen Sovereign in Empfang. Die Antwort der alten Dame war sehr spaßhaft: „Sie hätte, da sie mit Ketschwayo in England war, schon manchen Weißen gesehen, aber keinen, der ihr soviel geschenkt hätte, ohne etwas dagegen zu verlangen.“ Dabei erhob sie den rechten Arm, mit ihr alle anderen: „ngkosa! Besten Dank! Gebieter!“

Höchst befriedigt kehrte ich in die Generalversammlung zurück; man schenkte mir das einzige Andenken an meinen verstorbenen „Freund“, das aufzutreiben war, eine seiner aus Horn geschnitzten Schnupftabaksdosen; dann kaufte ich von den Leuten, was sie nur abgeben wollten, belud einige Sulus damit und bestieg endlich mein wackeres Pferd, dessen Schönheit schon lange die Aufmerksamkeit der Wilden auf sich gezogen hatte. Ich ritt an sie heran, dankte nochmals, schüttelte Dabulamandse die Hand und setzte dann zweimal über die hohe Hecke des Viehkorrals. Allgemeiner Jubel folgte den Bewegungen meines Tieres und das ngkosa! der Sulus tönte mir noch nach, als ich schon längst den Kraal im Rücken hatte.

13.

Nach Tananarivo (Madagaskar).

— Aug. Vinson —

In Tamatava an der Ostküste Madagaskars waren wir gelandet. Vierzehn Tage brauchten wir, um von hier, in Palankinen von Eingebornen getragen, nach der Hauptstadt der Hova Tananariva zu gelangen. Der Weg an der Küste, zuweilen hart am Strande entlang, führte über eine weite, sandige, mit kurzem gelben Grase bedeckte Fläche hin. Zuweilen kam man an Sümpfen und kleinen Waldinseln vorbei. Aus dem dunklen Gebüsch ragten schlanke Palmen auf. Die Sonne brannte heiß, aber die Glut wurde durch eine kühle Seebrise etwas gemildert. Zuweilen flog ein Vogel mit langem Schweif auf. Ungeheure Wespennester saßen in Form eines konischen Daches an den Ästen der mächtigen Bäume, reizende Schmetterlinge mit brillanten Farben schweiften über die Ebene, andere schienen Schatten und Kühle zu lieben und hielten sich am Saume der Gebüsche auf. — So kamen wir bis zum Hafen Andevurante. Hier schifften wir uns auf Kähnen ein und fuhren westwärts durch die Prärie auf dem Jarukafluß den ersten Vorbergen des innern Hochlandes zu. Hier gedeihen Kaffee und Orangen in üppiger Fülle. Von der ersten Höhe aus verlor sich der Blick rückwärts nach der See über einer weiten öden Ebene. Die Atmosphäre war frei von Dünsten, aber über den Prärien, dem Flusse und den Sümpfen lagerte dichter Nebel, aus dem die Baumwipfel inselartig hervortauchten. Das sind die Fieberdünste, die den Strand von Madagaskar zu einem Kirchhofe für die Europäer gemacht haben, und die von den Höhen aus wie ein weißes Leichentuch erschienen. Hier auf den entwaldeten runden Hügeln beginnt die Bodenkultur; man baut Zuckerrohr, Bataten und Reis. In den Tiefen der Thäler und auf den Höhen zeigt sich hier zuerst der Baum des Reisenden mit seinem bläulichen Laube. Gigantische Fächer, einer über dem andern, breiten sich wie Lichtschirme aus rund um den glatten Stamm. An dem röhrenartigen Stiel hält sich in der hohlen, verlängerten Blattscheide reines, frisches Regen- und Tauwasser. Die Pflanze tränkt sich aus dieser luftigen Quelle und kann den erschöpften Wanderer erquicken. Daher hat sie den Namen: Baum des Reisenden. In Tamatava sind die besten Häuser mit den Blättern dieses Baumes gedeckt, den die Eingeborenen Voafutsy oder Ravenala



Abb. 77. Madagassische Landschaft (S. 417).



Abb. 78. Raphiapalmen auf Madagaskar (S. 420).

nennen. Während die geneigten Thalflächen mit dem Madagaskar eigentümlichen Schmucke der Ravenalas bekleidet ist, wächst unmittelbar am Rande der Bäche die Raphia. Diese Palme hat einen kräftigen, dicken, meist niedrigen Stamm. Die Blattstiele dienen als Dachsparren, das Laub selbst zum Dach des Hauses. Das junge, zarte, noch weiße Blatt ist als Webstoff sehr geschätzt. Man läßt es trocknen, reißt es in Streifen und flicht Schürzen daraus. Man macht auch Deckelkörbe, Schalen, Cigarrentaschen und Schnüre daraus. Sind die Blätter noch jünger, so geben sie als Palmkohl ein ausgezeichnetes Gemüse.

Von nun an stiegen wir immer ins Innere hinein, von Hügel zu Hügel, von Gebirge zu Gebirge. Man pflegt sich Madagaskar vorzustellen als durchzogen von einer centralen Gebirgskette, die wie ein Rückgrat die ganze Insel der Länge nach durchstreift; aber so ist es durchaus nicht. Vielmehr bildet den Kern ein durchweg hügeliges Hochland, das in seiner Hauptaxe von mehreren Gebirgsketten durchzogen ist. Diese Ketten sind zuweilen durch Hochebenen, zuweilen durch weite Thalbecken, wie die Ebene des Manguruflusses oder die Ebene von Angare, voneinander getrennt. Die Berge erheben sich stufenweise, bis man im Innern zu einer Stelle kommt, wo der Blick die imposante Gebirgswelt überschaut. So weit das Auge reicht, sieht man um sich nur ein endloses Hügelmeer, einen Gebirgsocean, in welchem jeder Berg eine Woge repräsentiert. Die Wege, anstatt längs der Seiten der Abhänge hinzuführen, gehen senkrecht auf und nieder und der Boden ist weiche Lehmerde, welche, wenn es regnet, so schlüpfrig und glatt wird, wie Seife.

Durch dieses Hügel- und Berggewirre ging die Reise auf den Tragbahren nur mühsam fort; die Wege waren höchst beschwerlich. Hier ist die Heimat der Urwälder, unter ihnen vor allem der Wald von Alanamasoatrao. Dieser bedeckt eine ganz kolossale Gebirgskette. Schluchten reihen sich an Schluchten, wahre Abgründe, in die wir hinabsteigen mußten. Die Tiefen bestanden aus Schlammsümpfen, in welche die Träger bis an den Leib einsanken; darüber brüteten tödliche Miasmen und verpesteten die Luft. Dann galt es wieder schroffe Vorsprünge hinanzuklimmen, Waldberge auf engen, krummen Pfaden zu durchschneiden oder Regenschluchten hinabzuklettern. Einigemal folgten die Träger auch, wenn die Passage unmöglich, dem Laufe eines Baches unter Dornen, zwischen dichtgedrängten Bäumen und feuchtem Dickicht, das, allenthalben von Moos und Flechten bedeckt, unter dem schattigen Waldgebirge einen Tunnel von zartem

Grün bildete. Der Wald ist dicht, fruchtbar, großartig. Es ist, als ob die Natur diese wunderbaren Stellen gewählt habe, um ihre ganze Macht zu zeigen und die Erde mit einer reichen Vegetation zu bedecken, die von Kraft und Mannigfaltigkeit strotzt. Die Höhe der Bäume, die Regelmäßigkeit der Stämme setzen in Erstaunen. Wir trafen bei jedem Schritt glattstämmige Palmen, die mit einem Schuß wie graue Granitsäulen emporsteigen, um über dem Gipfel der Riesenbäume ihre stolzen Kronen zu entfalten. Gigantische Pandanus trugen auf festem Stamme eine Kuppel von grünen, spiralförmig geordneten Blättern. Dann folgten neue Dracaenen, Stauden und Kräuter ohne Zahl. Mannigfache Blumen heben sich von dem



Abb. 79. Ein Hova (S. 422).

dunklen, grünen Gebüsch ab, hin und wieder auch blendend weiße Orchideen. Nahe am Spiegel des Baches wuchs eine reizende Blume von zartem Rot; ferner eine violette Salvie, mit pikantem Geruch, endlich alle die Bambuslianen, die die höchsten Bäume mit ihrem Blattwerk einhüllen, sich aber in leichtem Schwunge biegen und zierlich zur Erde niederneigen. Ihr Wuchs erinnert hierin an die Trauerweide.

In diesem unendlichen schattigen Walde erscholl das Geschrei der Halbaffen: Babacutes und Makis. Ihre zahlreichen Stimmen kamen aus der Tiefe des Waldes hervor und hatten etwas außerordentlich Trauriges, Düsteres. Es klang wie Weinen und Geheul. Nur wenige Vögel zeigten sich, dagegen flatterten zahlreiche bunte Schmetterlinge auf dem Waldwege dahin. An den saftigen Blättern,

an den Buschbäumen krochen zum Teil behaarte Raupen in den seltsamsten Formen, einige schwarz mit Goldpunkten und Purpurflecken, andere in lebhaften grellen Farbentönen. Dreieckige Spinnen, schwarz mit weißen Tuberkeln, woben ungeheure Netze wie Luftbrücken übers Wasser. Andere, die ein senkrechtes Netz zwischen dem Gebüsch ausgespannt hatten, waren gelbrot und dabei mondsichelartig gezeichnet.

Große Chamäleons krochen an der Rinde der Bäume und betrachteten uns mit schiefen Blicken.

Ich habe nie eine so üppige Vegetation, eine so große Waldeinsamkeit als hier im Urwalde von Madagaskar gesehen.

Auf einer der letzten Kuppen dieses Waldgebirges von Alanamasoatrao eröffnete sich plötzlich vor unsern erstaunten Blicken eine großartige Rundsicht. Von bedeutender Höhe sieht man eine unermeßliche Ebene sich zu Füßen, nach der einen Seite unbegrenzt, nach der andern in der Ferne von Bergzügen abgeschlossen, über die sich weiter hinaus noch höhere Gebirge im blauen Duft verlieren. Die gelbliche Fläche hüllte sich allmählich in einen leichten Nebel. Hohe Rauchsäulen von gewaltigen Bränden stiegen in der Ferne gerade zum Himmel auf, nicht der leiseste Luftzug störte eine vollkommen senkrechte Linie. Sie glichen gigantischen Pfeilern, die das reinblaue Himmelsgewölbe trugen. — Das war die Ebene von Ankay. — Alle Reisende, welche diesen Teil vom Innern Madagaskars besucht, haben denselben überwältigenden Eindruck beim Anblick dieser unbegrenzten Fläche erfahren. Hat man in dieser Ebene den Nanguru, einen der größten Flüsse der Insel, überschritten und das Ranogebirge von Ankowa, in welchem sich Gipfel bis zu 4500 m erheben, überstiegen, so nähert man sich endlich der Hauptstadt. Vor uns am Horizont auf dem Kamme und am Abhange eines Gebirges, erhob sich das Profil einer großen Stadt. In leichten, durchsichtigen Nebel gehüllt, glich sie den volkreichen Städten, die man in weiten Räumen auf dem europäischen Kontinent antrifft. Die Giebel ihrer Paläste, ihre spitzen Dome ragen zum Himmel, Tausende von Häusern gruppierten sich vom Abhange bis zur Ebene. Das war Tananarivo, die Hauptstadt der Hova, die Stadt der „Tausend Dörfer“, wie sie sie nennen, die geheimnisvolle und verborgene Stadt, deren Besuch so lange und ängstlich jedem Fremden untersagt war. Tananarivo liegt im Centrum von Madagaskar, 1500 m über dem Meere, auf einem im Osten von Hügeln und Schluchten durchzogenen Terrain, welches sich gegen Süden in die von dem vielfach gewundenen Ikupa bewässerten Ebene verläuft. Dieses mit Häusern bedeckte Gebirge ist lang hingestreckt,

gegen Westen konvex und unregelmäßig, gegen Osten konkav und abschüssig. So gewähren die hohen Häuser zwischen und auf den Felsen einen malerischen Anblick. Der Palast des Königs beherrscht den Gipfel. Drei Reihen offener Galerien mit Säulen erheben sich übereinander und geben dem Gebäude, trotz seiner imposanten Masse, den

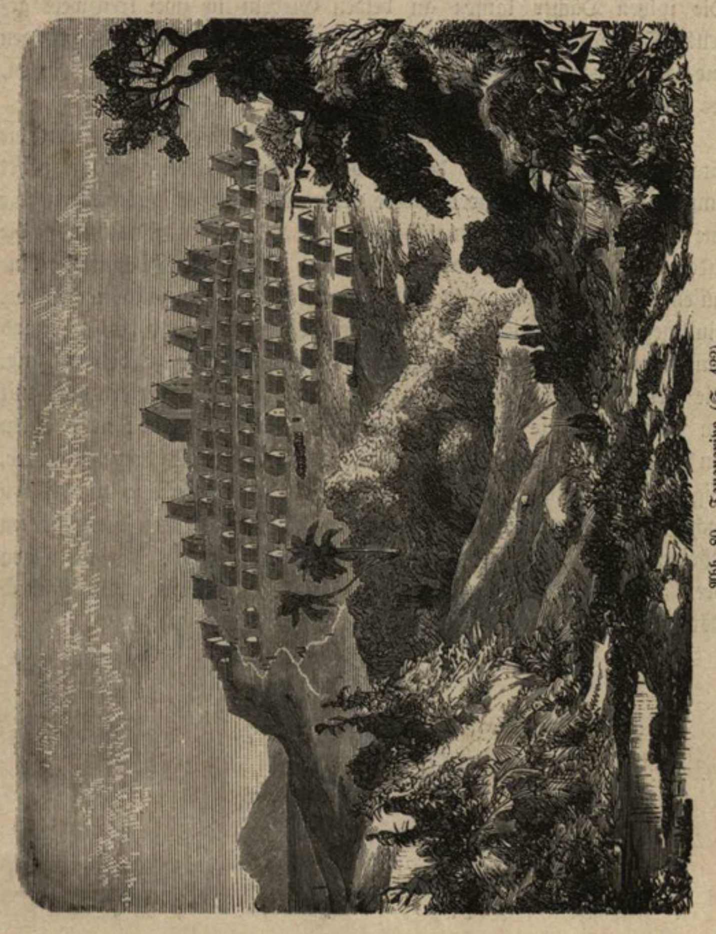


Abb. 80. Tananarivo (S. 422).

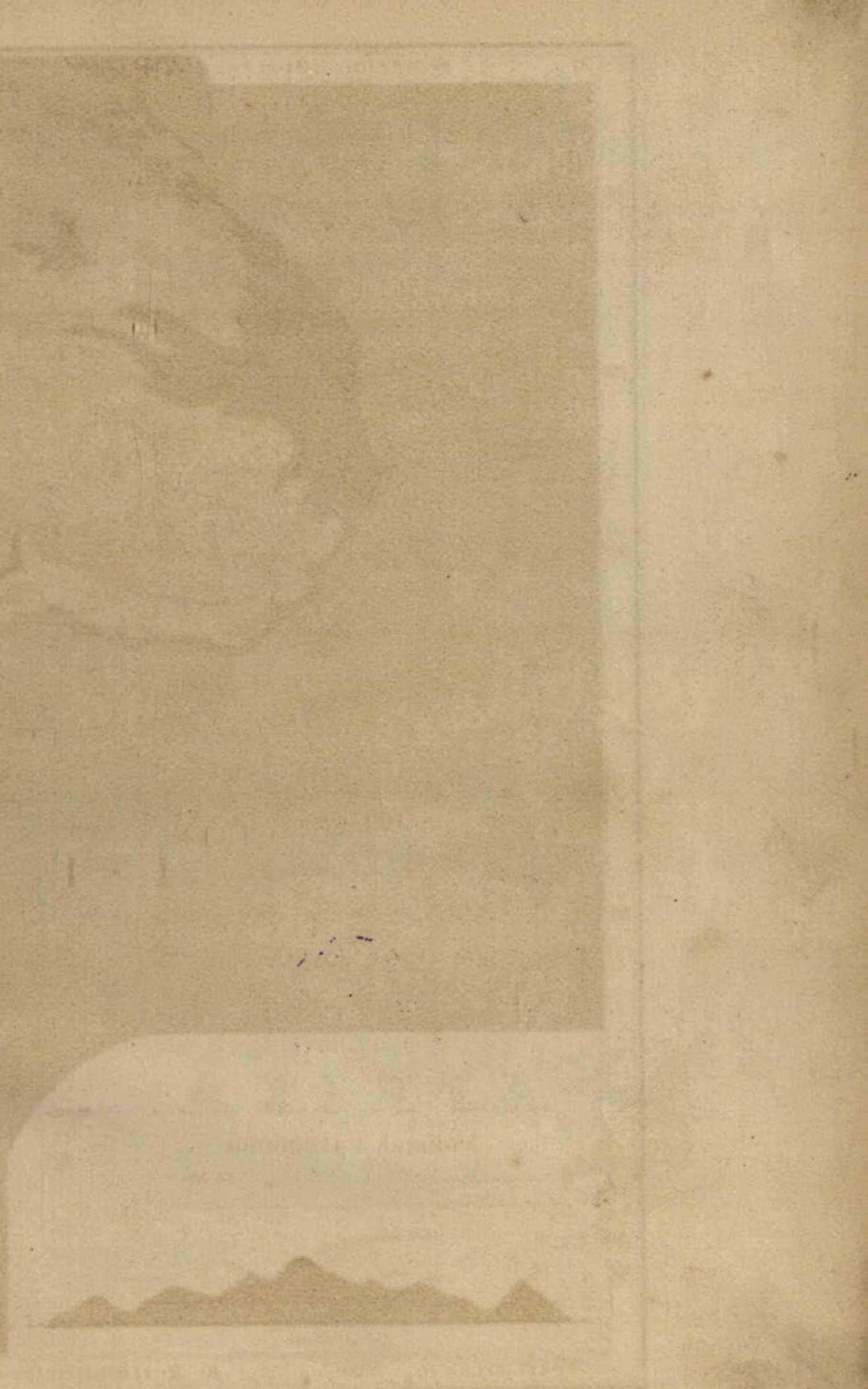
Charakter der Leichtigkeit. Das ganze Bauwerk besteht aus Holz. Das hohe, spitze Dach ist bläulich und darüber flattert die weiße, rotgeränderte Fahne des Königs von Madagaskar, und schwebt der große, vergoldete Adler, der Vogel der Hova.

Die übrigen Häuser der Stadt, im Centrum von Holz, in den Vorstädten von roter Erde (nach herkömmlicher Sitte), sind teils

regelmäßig gruppiert, teils ordnungslos über den Hügelabhängen zerstreut. Nur die Paläste des Königs sind von außen weiß, die andern Häuser haben die natürliche graue Holzfarbe. Gedeckt sind sie mit den Stengeln der Papyrusstaude, welche regelmäßig gedeckt oder gelegt sind, so daß sie einem dichten und undurchdringlichen Felle ähneln. Die spitzen Dächer laufen an beiden Giebeln in zwei kreuzweis gestellte Stangen aus, die mehrere Meter über das Dach hinausragen und am äußersten Ende einen aus Holz geschnitzten Vogel tragen, der durch einen Eisendraht befestigt ist.

Eine ziemlich breite, aber sehr unebene Straße durchschneidet die Stadt vom Norden her; das ist die Hauptverkehrsstraße; sie führt zum Palast, wo noch zwei andere geringere Straßen ausmünden, die eine von Osten, von Tamatava her den Hügel heraufkommend, die andere von Süden her der Länge nach über den Hochkamm hinlaufend. Mit dieser dreifachen Ader vereinigen sich zahlreiche Pfade, winklige Gassen, die nur für einen Menschen Platz lassen, und manchmal wegen ihrer Schroffheit nicht ohne Gefahr zu betreten sind. Sie vermitteln den Verkehr zwischen den einzelnen Häusern und mit den Straßen. Die Zahl der Häuser ist sehr beträchtlich; sie bedecken den Hügelraum in einer Ausdehnung von mehr als drei Kilometer, steigen die Abhänge hinunter, breiten sich am Fuße aus und bilden noch einzelne Gruppen bis in die Ebene und bis zu den benachbarten Dörfern, so daß der poetische Name sich rechtfertigt, den die Hova ihrer Hauptstadt gegeben haben, sie nennen dieselbe „die tausend Dörfer“ (Tananarivo).

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.





Fues's Verlag (R. Reisland), Leipzig.


24455